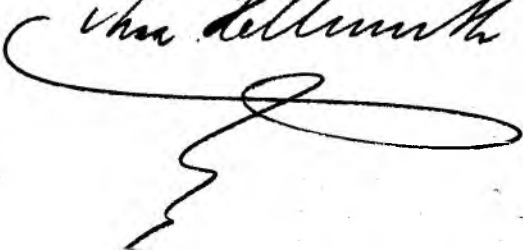
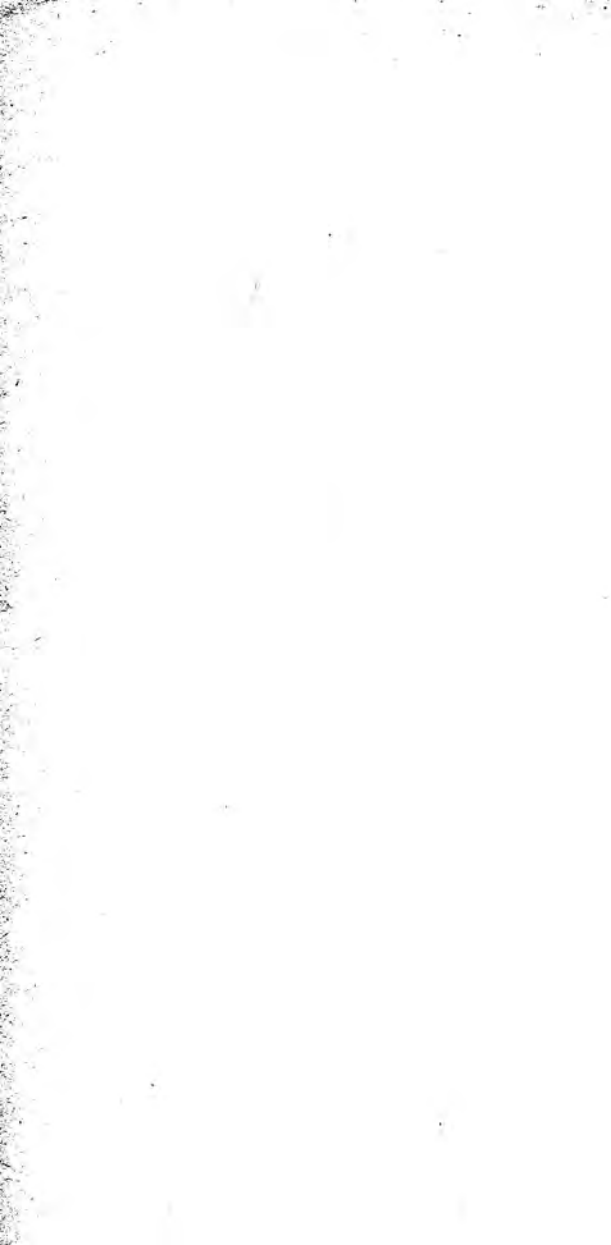


Eduard Engel
Gutes Deutsch

von Zellwirth





Gutes Deutsch

Ein Führer durch Falsch und Richtig

Von

Eduard Engel

6 II 1755

Ex Bibliotheca
Dr. Max Hellmuth



Einundzwanzigstes bis siebenundzwanzigstes Tausend

1 * 9 * 2 * 2

Verlag Hesse & Becker / Leipzig

Sprache, schön und wunderbar!

Inhalt

	Seite
Einleitung: Grundsätze	7
Wortschatz und Wortform	51
Aussprache	79
Rechtschreibung	83
Die Redetheile (Formenlehre).	90
Das Geschlechtswort	90
Das Hauptwort	93
1. Die Form	93
2. Abteilungen	95
3. Das Geschlecht	98
4. Zur Beugung	100
5. Der Zweitfall	102
6. Der Drittfall	104
7. Die Mehrzahl	105
8. Fremdwörter	112
9. Eigennamen, Titel, Maße	117
Das Beiwort	120
Das Fürwort	138
Das Zahlwort	153
Das Umstandswort	157
Das Vornwort	170
Das Bindewort	185
Das Zeitwort	195
1. Beugung	195
2. Zusammengesetzte Zeitwörter	210
3. Einzelne Fügungen	218
4. Das Mittelwort	224
5. Das Hilfszeitwort	234
Satzgefüge.	242
1. Haupt- und Geschlechtswort	242
2. Der Zweitfall	249
3. Maßwörter und Teilungsfall	255
4. Der Beisatz	257
5. Fehler in der Aussageform	263
Das Zeitwort	266
1. Die Fügung	266
2. Die Zeiten	277
3. Bin-Form und Sei-Form	287
Das Vornwort	296
Satzbau	301

	Seite
Die Wortstellung	315
Die Satzzeichen	321
Guter Stil	328
Der Beamtenstil	345
Der Kaufmannstil	351
Hilfsmittel zu gutem Deutsch und gutem Stil	356
Aus dem Anti-Goetze Lessings (1777—1779)	358
Goethes Mutter an Lavater über den Tod ihrer Tochter. 23. Juni 1777	359
Goethes letzter Brief an die Gräfin Stolberg-Bernstorff	359
Schiller an Baggesen. 16. Dezember 1791	360
Aus Fichtes Reden an die deutsche Nation. 1807/8	361
Von Freiheit und Vaterland. Aus E. M. Arndts Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann, Juli 1813	362
Aus Molles Einleitung zur Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges von 1870—1871	363
Aus Bismarcks Rede im Reichstag am 9. März 1888	364
Blattweiser der Namen und Sachen	366

Einleitung

Grundsätze

Deutsch ist für den Deutschen die herrlichste Sprache der Welt. Es ist unbestritten die reichste aller Zungen; sein Reichthum wächst täglich unter den Federn unsrer guten Schriftsteller, auf den Lippen unsrer besten Redner und überflutet den Raum jedes Wörterbuchs. An Freiheit, Feinheit und Schmiegsamkeit seiner Formgesetze überbietet das Deutsche jede tote und lebende Bildungssprache; in der Mannigfaltigkeit der Wortstellung und des Satzbaues hat es nicht seinesgleichen. Geschriebene und ungeschriebene Gesetze beherrschen das freiheitliche Königreich unsrer gewaltigen Muttersprache; strenge und milde Vorschriften regeln ihren stolzen Gang. Die Sprachlehre ordnet das Gesetzbuch deutscher Zunge; die Reden deutscher Menschen, die Werke deutscher Schriftsteller und Dichter bieten der Wissenschaft vom Deutschen ihre Unterlagen. Das Gesetzbuch nennt man Deutsche Sprachlehre, und wer sie vollkommen beherrscht, der weiß nach der allgemeinen Ansicht, was gutes Deutsch ist.

Für die meisten andern Sprachen trifft dies zu, für die deutsche nicht. Ein starres Gesetzbuch mit unerschütterlich festen Bestimmungen läßt sich wohl für den Grund- und Rohbau unsrer Sprache aufstellen; jedoch aus allen Fenstern, in allen Ritzen ihres Gemäuers spriekt üppiges, freies Leben und trotzt der strengen Regel. Seit bald zwei Jahrhunderten ist diese deutsche Sprachfreiheit den Sprachzuchtmeistern ein Gegenstand ihrer unduldsamen Abneigung, und sie bemühen sich um Fesselung des Deutschen nach der eignen überheblichen und herrschsüchtigen Allwissenheit. Seit zwei Jahrhunderten vergebens: das freie Wachstum deutscher Sprache im Munde redender, unter den Federn schreibender deutscher Menschen hat noch stets die Ketten gesprengt, die eigendünklige Nechthaberei ihm mit starrer Satzung und grobem Wort anzulegen versucht hat. Was über die Fesseln der willkürlichen

Sprachmeisterei hinauswuchs, all das zuweilen wirre, oft anmutige Rankenwerk deutscher Ausdrucksform, das jeder Regel zu spotten scheint, nennt der Sprachmeisterer das Falsche; an der Stelle der abgeschnittenen Knospen und Sprossen verlangt er den schnurgraden Heftenschnitt zu sehen, der ihn das Richtige dünkt.

Wie soll sich der Deutsche, der nicht bloß redensartlich, Muttersprache, Mutterlaut, Wie so wonnesam, so trautlich nachsprechen, sondern dem Deutschen seine volle Ehre erweisen will, bei diesem Zustand unsrer Sprache und Sprachlehre verhalten? Die Pflicht, seine Muttersprache so gut, mindestens so richtig wie möglich in Rede und Schrift zu gebrauchen, erkennt jeder irgendwie gebildete Deutsche an. Jeder hat aber oft genug gehört, daß gutes und selbst nur durchaus richtiges Deutsch zu schreiben eine sehr schwere Sache sei, ja daß diese Aufgabe in Deutschland nur selten gelöst werde. Fehlerhaftes aus den Werken unsrer größten Schriftsteller findet sich in jeder ausführlichen Sprachlehre aufgeführt, und daß in Deutschland überhaupt sehr mangelhaftes Deutsch geschrieben werde, ist gradezu ein allbekannter Satz geworden. Trotzdem glaubt mit gutem Recht jeder Deutsche, es müsse möglich sein, richtiges und gutes Deutsch zu schreiben und zu sprechen. Eben aus diesem Glauben hat sich das deutsche Volk Jahrhunderte hindurch unter das Joch gestrenger und immer gestrengerer Sprachzuchtmeister gebogen, hat sich von ihnen rüffeln, schurigeln, ja roh beschimpfen lassen; aber noch immer ist die Fülle dessen, was in Deutschland schlecht, falsch, verwerflich gescholten wird, unübersehbar und Deutsch zu schreiben eine der schwierigsten Künste geblieben.

Dieses Buch bezweckt eine entschiedene Umkehr der bisherigen Belehrungsweise für den Gebrauch guter deutscher Sprache. Der Benutzer soll nicht wie ein dummer, fauler und böswilliger Schüler von einem allwissenden und musterhaften Schulmeister gebeutelt werden. Die Befehlerei, Verbietererei, Höhnerei, Bedmesserei, nun gar Schimpferei sehr bekannter Lehrbücher des angeblich einzig richtigen Deutsch sind grade für unsre wundersame und sehr oft wunderliche Sprache durchaus verkehrt. Es gibt keinen lebenden alleinigen Gesetzgeber des guten Deutsch, und noch jeder, der sich in grenzenloser Erdreistung zu solchem Amt aus eigener Willkür aufgeworfen, hat sich bei den Zeitgenossen verhaßt, bei den

folgenden Geschlechtern lächerlich gemacht; die Sprache selbst hat sich mit der Zeit ins Recht, ihren Buchtmeister ins Unrecht gesetzt.

Nichtiges und gutes Deutsch lassen sich lehren und lernen ohne Anherrschen, ohne eitle Selbstüberhebung über die ganze Deutsch sprechende und schreibende Welt, vor allem ohne grobes Poltern. Der Unterricht in unsern Schulen, niedern und hohen, reicht trotz bestem Streben erfahrungsgemäß nicht hin zur Übermittlung und dauernden Befestigung eines in jedem Punkt einwandfreien Deutsch; sonst dürfte es nicht vorkommen, daß Verstöße gegen die unzweifelhaftesten Fügungen sich selbst bei guten Schreibern und Rednern gar nicht selten finden. Keiner von uns allen, die da schreiben, steht erhaben über der Forderung, trotz dem gebesserten Schulunterricht im Deutschen noch Belehrung zu schöpfen aus einem Buch, das die unzähligen zweifelhaften, schwankenden und schwierigen Fälle deutscher Sprache sammelt und behandelt. Nur werden sehr viele Vernfreudige unlustig gemacht und abgestoßen durch den Ton, der in den meisten Belehrungswerken dieser Art herrscht. Es ist nicht jedermanns Sache, sich bis ins reife Alter von einem Sprachbüttel wegen angeblicher Schülerschnitzer herunterpuken zu lassen.

Die landläufige Kenntniß der deutschen Sprache setze ich bei allen Lesern dieses Buches voraus. Der schafft mit viel Arbeit wenig Nuß, der die Deutschen lehren will, wie sie sagen und reden sollen: der Hans, des Hansen; Ich schreibe, Ich hab geschrieben. Das lernen die Kinder besser von der Mutter dann aus der Grammatik, heißt es in einer der ältesten deutschen Sprachlehren, der von Valentin um 1522. Deutsch sprechen und schreiben kann bis zu gewissem Grade jeder leidlich gebildete Deutsche. Daß die Mehrzahl von Land, 'Länder', die Erzählform von ich komme, ich kam, die bedingte Form, ich käme ist, weiß jeder, und dies ihn noch einmal zu lehren, ist überflüssig. Nicht im unverrückbar Feststehenden braucht der Leser gutes Deutsch zu lernen, sondern im Schwankenden, Zweifelhaften, Umstrittenen, Schwierigen soll er Belehrung über das empfangen, was als richtig und gut zu gelten hat.

Schwankend aber, zweifelhaft, umstritten, schwierig ist in unsrer Sprache so viel, daß dieses Buch mit seinen mehr als tausend Einzelfällen und trotz meinem Streben nach annähernder

Vollständigkeit gewiß noch Lücken läßt, deren Ausfüllung späterer Neubearbeitung überlassen bleiben muß. Unbedingte Vollständigkeit kann kein Buch dieser Art versprechen, weil schon die Ansichten über Feststehen oder Schwanken stark abweichen. Auch soll nicht jede ganz vereinzelt, bei irgendeinem besonders schlechten oder eigenbrötlerischen Schreiber vorkommende Abweichung vom guten Deutsch behandelt werden, sondern nur solche Fehler und Schwankungen, die in Massen auftreten, den Leser also zur Nachahmung des Schlechten verführen können. Manches hier Fehlende gehört in eine gute Sprachlehre und ist dort zu suchen.

Daß hier und da sich Wiederholungen finden, weiß ich: sie waren unvermeidlich, weil manche Sprachercheinung in mehr als einem Zusammenhange wichtig ist. Auch ist ein Buch wie dieses kein Roman, den man auf einen Sitz liest, und sachlich Notwendiges wirkt bei zweimaliger Einprägung um so sicherer.

Für den selbstherrlichen Sprachmeisterer gibt es nur Eine Richtigkeit: die nach seinem allein geltenden Geschmack festgesetzte; alles, was von ihr abweicht, ist falsch und je nachdem verunglückt, sinnlos, Blödsinn, albern, roh, geschmacklos. Stände es so einfach um die in Wahrheit oft sehr verwickelten Zweifelsfragen der deutschen Sprache, so müßte es eine Kleinigkeit sein, für ganz Deutschland das einzig richtige Deutsch festzusetzen, und noch jeder Sprachbüttel des Deutschen seit Gottsched hat sich eingebildet: Wenn man nur ihm gehorsam folgte, so wäre jeder Zweifel gehoben. Dabei haben sie alle in wer weiß wie vielen Fragen einander schroff widersprochen, was nicht wundernehmen kann, da jeder nur Einen höchsten und letzten Maßstab angelegt hat: seinen Geschmack, seine Auffassung von Richtig und Falsch, seine Einsicht in die Gesetze der Sprachentwicklung.

*

Ich will Auskunft erteilen, wie man inmitten des dauern- den Schwankens und ewigen Wandels der deutschen Sprache ein Deutsch reden und schreiben soll, das vor dem Urtheil der Sprachkundigen als richtig und gut bestehe. Sogleich hierbei ist zu bemerken, daß es fürs Deutsche so wenig wie für irgendeine lebende Sprache nur Eine alleinberechtigte Ausdrucksform gibt. In Deutschland wie in jedem andern

Bildungslande müssen mindestens vier gesellschaftliche Sprach- und Stilformen als gleichberechtigt nebeneinander gelten gelassen werden, jede für ihren Zweck, ihren Menschenkreis, ihre Gelegenheit. Selbst jeder Gebildete bewegt sich in drei Hauptsprachformen: der weisevollen Rede und Schrift in Prosa und Dichtung, dem gewählten schriftlichen und mündlichen Ausdruck für die Öffentlichkeit, dem gemüthlich lässigen im häuslichen und freundschaftlichen Alltagsverkehr. Neben diesen drei Formen beansprucht die gute Verkehrssprache des großen Durchschnitts Berücksichtigung, zumal da sich auch die Gebildeten dieser Redeweise sehr oft bedienen. Zwischen diesen vier Sprachformen findet ein immerwährender Austausch statt, ein Auf- und Niedersteigen über feine und grobe Zwischenstufen je nach den Gesprächsstoffen, den Gegenständen schriftlicher Darstellung, den Orten und den Zeiten. Gar vieles ist der lässlich bequemen Umgangssprache selbst der Gebildeten gestattet, was der gewählten Schriftsprache versagt ist, und bei strengster Betrachtung ergäbe sich eine besondere Sprachlehre mit eignem Regelwerk für jede der Hauptsprachformen. Auch der Gebildete sagt und darf gelegentlich sagen: „Das ist nicht ohne“; schreiben wird er's nur bei der absichtlichen Wiedergabe der gemüthlichen Alltagsprache.

„Gutes Deutsch“ behandelt vornehmlich die gebildete Schriftsprache, berücksichtigt aber daneben vielfach die höhere Umgangssprache der Gebildeten, ja läßt deren Alltagsprache nicht ganz außer acht. Doch selbst für die höchste Bildungs- und Schriftsprache gilt in diesem Buche der Grundsatz, daß Sprache vom Sprechen, nicht vom Schreiben stammt. Wortformen, die nur im Druck üblich sind, aber von keinem Menschen je gesprochen werden, haben zurückzustehen hinter der lebendigen Rede. Kein Lehrbuch der Rechtschreibung darf beanspruchen, die wahrhaft richtige Sprache, nämlich das richtige Sprechen zu beeinflussen. Niemand spricht „gerade“, jeder spricht „grade“: folglich ist nicht „gerade“, sondern „grade“ die richtigere, ja die einzig richtige Sprachform. Zuerst war die Sprache, danach die Schrift, und die Schrift hat sich der Sprache unterzuordnen. In schärfster Zuspizung hat Goethe diesen Gedanken ausgedrückt: „Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache“. Wo die gesprochene Sprache der Gebildeten zwei Formen kennt, sind beide zunächst gleichberechtigt: „dieses eiteln Menschen“ ist ebenso richtig wie „... eiteln“, denn beides

wird von den Gebildetsten gesagt; niemand aber spricht in natürlich fließender Rede: ‚eitelen‘, — also ist diese Form nur Tintensprache, Drucksprache, Unnatur, Künstelei und entbehrt des Lebensrechtes, das eben nur durchs Leben der Sprache verliehen wird. Ähnlich steht es mit Doppelformen wie ‚andre‘ und ‚andere‘, ‚unsre‘ und ‚unsere‘.

Schwieriger ist die Entscheidung in solchen Fällen, wo der Gebildete noch fühlt, daß seine gelegentliche Abweichung von der regelrechten Form nur auf Nachlässigkeit der Aussprache beruht. Es wird viel häufiger gesprochen ‚es regent‘, ‚er ist gesegent‘, als ‚regnet, gesegnet‘. Solange das Gefühl für die Nachlässigkeit als den Grund solcher Formen lebendig ist, gilt fürs Schreiben die sorgfältigere Form als die bessere, ja die einzig richtige. So sagt der Gebildete wohl gelegentlich einmal nachlässig ‚meinswegen‘; jedoch er weiß und fühlt, daß er sich nur hat gehen lassen, und er wird da, wo er sich nicht gehen lassen will noch darf, in der Schriftsprache das richtige ‚meinetwegen‘ setzen.

*

Was heißt ‚gutes, richtiges Deutsch‘, was ‚schlechtes, falsches Deutsch‘? Der die Sprache nach seiner dünkelfhaften Willkür meisternde Bedmesser ist mit der selbstsichern Antwort sogleich fertig: Der gute Geschmack — nämlich ‚der meinige; die Vergleichung mit ähnlichen Fällen — wie ich sie für gut finde; die unfehlbaren Regeln der Sprache — wie ich sie mir zurechtlege, die entscheiden unanfechtbar über Gut und Nichtig, Schlecht und Falsch. Wer anders schmeckt, anders vergleicht, anders zurechtlegt, den nennt er je nachdem geschmacklos, verkehrt, dumm, roh, gemein. Und da jeder dieser Sprachselbstherrscher seinen besondern Geschmack, seine eigne Gabe des Zurechtlegens, seinen einzigartigen Blick fürs Ähnliche hat, so widersprechen sie zwar einer dem andern, türmen aber in ihrer Gesamtheit den Wust des angeblich Falschen zu Niesenhöhen. Ginge es nach ihnen, so gäbe es nicht viel Richtiges in unsrer Sprache, und wir deutsche Schreiber müßten entweder mit Schreiben ganz aufhören oder den Sprachallwissern alles Geschriebene vorerst zur Durchsicht und Genehmigung vorlegen.

Mit den Ausdrücken Richtig und Falsch muß man fürs Deutsche vorsichtiger als für die meisten andern Sprachen sein.

Unsre Sprachgeschichte lehrt uns auf Schritt und Tritt, daß das von den einst maßgebendsten Sprachmeistern willkürlich für schlecht, für falsch, für höchst verwerflich, für gemein, für Sprachdummheit Erklärte sich als gut, richtig, untadlig, anständig, klug durchgesetzt hat, was doch nur geschehen konnte, weil sein innerstes Sprachlebensgesetz berechtigt gewesen war. Gottsched erklärte aus Unkenntnis der deutschen Sprachgeschichte kraft seines Gesetzgeberdünkels die starke Beugung der Zeitwörter in jedem Falle des Schwankens für unrichtig, weil unregelmäßig, und schrieb die regelmäßige Form als die allein richtige vor. Adelung erfand eine weder in der mündlichen noch schriftlichen Sprache begründete Regel, es müsse heißen ‚mit gutem alten Wein, nach langem schweren Leiden‘, zwang der Schule und den Schreibern diese völlig grundlose Regel auf, von der man sich erst in neuester Zeit hier und da zu befreien wagte, auf die Gefahr, für sprachungebildet zu gelten. Büstmann schimpfte die Mehrzahl Gehälter ‚plebejisch‘, weil es ‚für unser (!) Ohr und unser (!) Gefühl durchaus auf einer Stufe mit den Gewölbern und Geschästern steht‘, obwohl Gehälter für Ohr und Gefühl von Millionen andrer Deutscher, darunter Zehntausender mit ebenso gründlicher Bildung und mindestens ebenso feinem Sprachgeschmack, keine Spur des Plebejischen hat.

Allgemein wird für das Richtigere erklärt: ‚Ich habe mich wägen lassen und wiege 170 Pfund‘; allgemein wird ‚falsch‘ gesprochen und meist geschrieben: ‚Ich habe mich wiegen lassen. Wie also steht es hier um Richtig und Falsch? — Goethe setzt mehr als einmal nach ‚bei‘ den vierten Fall, erlaubt sich dies im Vers einmal sogar mit ‚von‘. — In Österreich, also doch von Millionen Deutsch sprechender Menschen, hört und liest man fast nur: ‚Ich habe dran (oder: drauf) vergessen‘; ist dies einfach mit ‚Unsinn, falsch, grober Fehler, plebejisch‘ abzutun?

Bei den besten Schreibern finden sich Zusammensetzungen mit ‚. . . weise‘ beiwörtlich gebraucht: ‚stückweise Erledigung, teilweise Tilgung, ausnahmsweise Erlaubnis, wechselweise Belehrung, kreuzweise Anordnung‘. Bei Moltke, einem unsrer sorgfältigsten Richtigschreiber, steht ‚angriffsweises Vorgehen‘, bei Bismarck ‚teilweise Vernichtung‘, bei Lessing ‚stufenweises Steigen‘, bei Goethe ‚teilweiser Besitz‘, bei Schiller ‚wechselweiser Übergang‘. Büstmann nennt dies alles ‚höchst

beleidigend'; — wie sollen wir es nennen?, und wie Wustmanns Urtheil?

Es gibt mehr als ein deutsches Wort, das an sich so gut und richtig wie viele andre ist. ‚Voll und ganz‘ ist an sich nicht falsch, ist nicht schlechter als etwa ‚klipp und klar‘; es ist aber durch redensartlich schwülstigen Mißbrauch anrüchig geworden, also vermeidet es der sprachfeinsinnige Schreiber. Ähnliches gilt von dem bis zur Unerträglichkeit abgedroschenen Modewort ‚ausgeschlossen‘. ‚Selbstredend‘ ist an sich so richtig wie das noch nie bemängelte ‚selbstverständlich‘; durch übermäßigen, einseitigen Gebrauch ist ‚selbstredend‘ lächerlich geworden, und der gute Schreiber vermeidet bemakelte Ausdrücke, selbst wenn ihm der Makel nicht völlig berechtigt scheint. Nämlich ‚selbstredend‘ für 50 Jahre außer Gebrauch, so könnte es alsdann gar wohl wieder für eine Weile in guten Gebrauch kommen.

Richtig bedeutet: zurzeit gilt dies nach dem übereinstimmenden oder überwiegenden Gebrauch der sorgfältigen Schriftsteller als gute Schriftsprache. Falsch bedeutet das Gegenteil. Nicht aber bedeutet Falsch: dieser oder jener zu seiner Zeit vielgenannte Sprachgelehrte oder sich dafür ausgebende Sprachbüttel hat es aus eigener Willkür mit allerhand Ekelnamen belegt. Bei dem unaufhörlichen Wandel grade des deutschen Sprachgebrauchs muß es in den allermeisten der zweifelhaften und schwankenden Fälle heißen: Dies ist nach dem Urtheil und der Übung der besten Schreiber zurzeit als das Richtigere oder das Bessere vorzuziehen, oder als das Falsche und das weniger Gute zu meiden. Richtig und Gut oder Besser bedeutet also in diesem Buche nicht, daß meinem Geschmaack oder meiner Auffassung vom Regelmessen des Deutschen etwas richtig, gut oder besser erscheint; sondern nur: nach meiner Beobachtung des vorherrschenden Sprachgebrauchs der Gebildeten gilt dies für besser als jenes, oder gilt etwas für ganz schlecht. Für unfehlbar halte ich auch mein Beobachtungsvermögen nicht.

Es gibt schwerlich einen einzigen zweifelhaften Sprachgebrauch, für den sich nicht zwei ganz entgegengesetzte Belegstellen aus den Werken unsrer besten Schreiber anführen ließen. Unbekümmert um diese jedem Kenner vertraute Tatsache erdreistet sich der erstbeste Verfasser einer deutschen Sprachlehre, der durch kein selbständiges Werk seinen Sprach-

feinsinn je erwiesen hat, daß Eine als einzig richtig lobend zur Rechten, das Andre als falsch und dumm streng verdammend zur Linken zu weisen. Der Wandel der Sprache vollzieht sich meist so langsam, kaum merklich, daß unter demselben Schreibergeschlecht zwei Formen lange gleichberechtigt nebeneinander bestehen, bis endlich sich die Wage zugunsten der einen Form so deutlich senkt, daß man von einer vollzogenen Änderung reden darf. Der ewige Befehlshaber der Sprache erkennt die Berechtigung solchen Wandels nicht an, erklärt ihn mit mehr Grobheit als Grund für falsch und dumm, verbietet ihn aufs schroffste, und da er darüber wegstirbt, so erlebt er niemals, wie lächerlich er sich mit seinem Befehlen und Verboten gemacht hat. Eine stattliche Zahl solcher Sprachdummheiten der von ihrer Unfehlbarkeit in Sprachfragen Festüberzeugten habe ich in meiner ‚Entwelschung‘ gesammelt.

*

Gibt es denn aber für den Schreiber mit dem Willen zu guter deutscher Sprache gar keinen sichern Wegweiser durch dieses beständige Schwanken und Wandeln und Werden? Fehlt uns jeder feste Maßstab für Richtig und Falsch, für Gut und Schlecht, Zulässig und Verwerflich? Ist ein ganzes großes Volk hilflos der selbstherrlichen Allmacht und Allwisserei eines jeweiligen Sprachpapstes preisgegeben? Ganz und gar nicht, vielmehr hat jedes Volk und hat das deutsche einen zuverlässigen liebevollen Ratgeber, der nicht anherrscht, nicht poltert noch schimpft, uns aber auf jede Zweifelsfrage eine entscheidende, zufriedenstellende Antwort gibt. Sprachgebrauch heißt er, und solange es eine Sprachwissenschaft gibt, hat er als höchster Richter über Richtig und Falsch gegolten. Sogar ein so selbstsicherer Sprachmeisterer wie Adelung hatte sehr wohl erkannt: ‚Der übereinstimmende Gebrauch der meisten und besten Schriftsteller macht den hochdeutschen Sprachgebrauch aus, nicht aber die Eigenheiten einzelner Glieder unter ihnen‘; jedoch in der Rußanwendung befragte er nicht Lessing, Herder, Goethe, Schiller, sondern ganz untergeordnete Geister zur Ermittlung des Sprachgebrauches der Besten und entschied dann aus eigener Anmaßung, was als richtig oder falsch zu gelten habe.

Bei Wustmann gar heißt es mit der in der Sprachgeschichte

einzig dastehenden Anmaßung eines Einzelnen: „Der gute Geschmack, er allein, weder die Sprachgeschichte, noch der sonst so gern zu Hilfe gerufene tyrannus Sprachgebrauch hat zu entscheiden, wenn sich's um ästhetische, um Stilfragen handelt, um die eigentliche Sprachkunst.“ Und was guter, was schlechter Geschmack ist, entscheidet als höchster und letzter Richter — Wustmann. Dabei handelt sich's in fast allen von ihm besprochenen Fällen gar nicht um Fragen des Geschmacks, des Stils, der Kunst, sondern um ganz gewöhnliche Fragen der Sprachlehre für Schüler, also z. B. um die, ob Gehalte oder Gehälter, Stiesel oder Stiefeln, großer Gelehrter oder großer Gelehrten, wir Deutsche oder wir Deutschen.

Ich stelle mir keine höhere Aufgabe, als den zurzeit herrschenden Sprachgebrauch der Besten und Sorgsamsten zu ermitteln und ihn als Vorbild zu empfehlen. Weit von mir weise ich jede Versuchung, meinen persönlichen Geschmack, meine einseitigen Liebhabereien, meine Einsicht in die Sprachgesetze, oder gar den allen Sprachmeistern gemeinsamen Eigensinn als einzig maßgebende Sprachweisheit meinem gewaltigen Volke anzupreisen und aufzunötigen. Nie habe ich die maßlose Unbescheidenheit begriffen, sich als Einzelner entgegenzustemmen dem Strom der ewig wandelbaren lebendigen Sprache von Millionen Volksgenossen, unter denen Hunderttausende mit feinem Sprachgefühl und guter Sprachbildung, Hunderte mit wertvoller schriftstellerischer Leistung. Ich gebiete nicht, ich verbiete nicht; vor allem: ich schimpfe nicht. Ich bin nicht der selbsternannte Gesetzgeber meiner Muttersprache, sondern ihr ergebener, gehorsamer Diener. Wo ich in diesem Buche schreibe: „besser“, da bedeutet das nicht, ich halte es für besser, sondern: der Sprachgebrauch der besten Schreiber hält es für besser, und ihm haben wir alle uns zu fügen. Ich habe bei guten Schriftstellern „des Nachbarn“, bei ebenso guten „des Nachbars“ gefunden und bestreite einem bloßen Sprachgelehrten jedes Recht, nur die eine Form für richtig, die andre für falsch zu erklären. Der gute Sprachgebrauch schwankt, der bessere ist noch nicht entschieden, — wir haben abzuwarten, wohin er sich bei den Besten neigen werde.

In solchen Fällen, wo sich der Sprachgebrauch schon für eine von zwei Formen klar entschieden hat, oder sich mehr nach der einen als der andern Seite zu entscheiden beginnt, stelle ich dies fest. Ich suche zu erfahren und zu lehren,

wie die Sprache der sorgsamsten Redner und Schreiber ist, nicht wie sie nach meinem oder irgendwessen anmaßlichem Willen sein sollte. Der größte deutsche Meister seiner Muttersprache, Luther, hat sich niemals erdreistet, dem deutschen Volke vorzuschreiben, wie es nach dem Belieben eines Einzelnen — und welches Einzelnen! — sprechen müsse; sondern bei ihm heißt es über zweifelhafte Fragen stets nur: ‚So sagen wir Deutsche . . . Das ist nicht Deutsch . . . Die deutsche Sprache leidet das nicht.‘ Nichts anderes bedeutet auch sein berühmter Ausspruch: ‚Man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt drum fragen und denselbigen auf's Maul sehen, wie sie reden, und danach dolmetschen.‘ Dies bezog sich vornehmlich auf den Wortschatz und trifft bis zu weiten Grenzen noch heute zu. Für die Wort- und Satzformen muß man allerdings mehr noch die Gebildeten fragen. Vor allem aber fragen; nicht, ohne irgendwen zu fragen, aus sich heraus, nach seinem allein guten Geschmack entscheiden.

Gewiß ist auch die Sprachgeschichte von hoher Wichtigkeit; jedoch fast nur zur Erklärung des Entstehens von Schwankungen, fast nie zur Entscheidung darüber. Sie lehrt uns, wie auf den Entwicklungsstufen der Sprache nacheinander gesprochen wurde; zeigt uns zuweilen die Gründe des Wandels, nützt uns aber sehr wenig bei der Wahl zwischen zwei gleichzeitigen Sprachformen. Im Mittelhochdeutschen hieß es ‚der Brate‘, heute heißt es ‚der Braten‘; folgt daraus etwa, daß ‚der Brate‘ richtiger ist? Jakob Grimm zog diese Folgerung und verlangte ‚der Brate‘. Warum aber die mittelhochdeutsche Form nur für dieses Wort, warum nicht durchweg? Die Sprachgeschichte lehrt: ‚stinken‘ bedeutete ursprünglich: duften, wohlriechen. Ein mittelhochdeutscher Wüstmann würde sich der ‚Sprachdummheit‘ widersetzt haben, daß ein so edles Wort wie ‚stinken‘ so ‚roh, gemein, sinnlos‘ in seiner Bedeutung bis zu übelriechen erniedrigt werde. Zu Luthers Zeiten konnte man sagen: ‚Aus waser Macht tußt du das?‘ statt: ‚Aus was für einer . . . Gut, zu wissen; aber auch gut, es heute nachzusprechen? Goethe und seine Zeitgenossen im 18. Jahrhundert schrieben statt ‚mir gegenüber‘: ‚gegen mir über‘. Muß sich der heutige Sprachgebrauch aller Welt nach dem ehemaligen der Besten richten? In Schillers Taucher steht der Vers: ‚Und wärst du die Krone selber

hinein'. Jedermann schreibt heute ‚würfft‘; ist jedermanns heutiger Sprachgebrauch falsch, weil für seine Zeit Schillers Sprachgebrauch richtig war? Im 18. Jahrhundert war ‚Angel‘ fast durchweg männlich, und ‚die Angel‘ hätte für falsch gegolten; heute kennt die Schriftsprache nur noch ‚die Angel‘, und Goethes Vers ‚Sah nach dem Angel ruhevoll‘ wird nur darum nicht falsch genannt, weil er von Goethe ist.

Und umgekehrt! Zu Klopstocks Zeiten sprach alle Welt, wie heute, ‚ich rief‘. Klopstock hatte die Grille, im Messias ‚ich ruste‘ zu schreiben, weil ihm dies feierlicher klang. Der damals sprachlich sehr einflußreiche Lieblingsdichter seines Volkes ist damit nicht durchgedrungen, weil der Sprachgebrauch mächtiger war als er. — Jean Paul empörte sich gegen das nach seiner Meinung sinnlose, falsche Binde-*s* in Zusammensetzungen wie Liebeslust, hoffnungsvoll und schrieb eine Zeitlang hartnäckig alle solche Wörter ohne *s*. Er blieb ohnmächtig gegen den allmächtigen, übrigens sehr berechtigten Sprachgebrauch (vgl. S. 74). Nicht besser ging es einem Nachfasser Jean Pauls in unsern Tagen. Wohl kann es gelingen, durch vereinte Bekämpfung eines offenbar irregeleiteten Schriftgebrauchs schlechter Schreiber einen vereinzelt Unfug auszurotten oder zurückzudrängen wie die Satz-drehung nach ‚und‘, die ewige Derselberei statt der persönlichen Fürwörter, die fast ausschließliche Welcherei; aber solche Fälle sind sehr selten und betreffen fast niemals die Redesprache.

Der Sprachgebrauch weist unzählige Willkürlichkeiten auf, die wir einfach gelten lassen müssen, da wir sie nicht erklären können. Rathhaus ohne Binde-*s*, Rathsherr mit Binde-*s*; Liebesdienst, aber Liebediener und liebedienerisch; Rindsleder und Schweinsleder neben Schafleder, Kalbleder; aber Kalbsleder.

Bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde überwiegend geschrieben — ob auch gesprochen? —: gutes Mutes, süßes Weines. Der Übergang in ‚guten, süßen‘, der wahrscheinlich nur eine getreuerere Wiedergabe der Redesprache war, wurde schon im 17. Jahrhundert von Schottel, im 18. von Gottsched, Klopstock, Voß, im 19. von Jakob Grimm bekämpft. Alles vergebens: der Sprachgebrauch, d. h. die Redesprache, hat gesiegt über die Sprachgelehrsamkeit. Heute bekämpft selbst kein Sprachvogt mehr diese Form, die noch Grimm für ‚falsch‘ erklärte.

Fast jeder unterschreibt sich „ganz ergebenst“; fast jeder fühlt, daß dies sehr schlechter Sprachgebrauch ist. Ich bin überzeugt, diese gedankenlose versteinerte Redensart wird noch mindestens das lebende deutsche Geschlecht überdauern.

Eine gewaltige Veränderung des deutschen Sprachgebrauchs, des Wortschatzes und des Satzbaues, vollzieht sich vor unsern Augen: durch die immer siegreichere Oberherrschaft der Zeitungssprache. Die Masse des gelesenen bedruckten Zeitungspapiers ist um vieles größer als die des Buchpapiers. Es bedarf nicht des Ohres eines besondern Kenners, um den Einfluß der Zeitungssprache nicht bloß auf die Schriftsprache im allgemeinen, sondern ebenso sehr auf die Umgangssprache selbst der einfachsten Menschen wahrzunehmen. Man mag die Zeitungssprache mit mehr oder weniger Recht schelten; aber sie in allen ihren Eigenheiten zu verwerfen, ist hoffnungsloses Schwimmen gegen einen übermächtigen Strom. Der sorgfältige, nun gar der ursprüngliche Schreiber wird sich hüten, die Zeitungssprache selber nachzuschreiben; sie aber in Grund und Boden zu verdammen, heißt nichts andres, als sich gegen die herrschende deutsche Schriftsprache — denn das ist die Zeitungssprache geworden — eigenwillig aufzulehnen. Mir ist kein einziger lebender oder toter Schreiber des letzten Menschenalters bekannt, und wäre er noch so selbständig bestrebt, noch so sorgsam gepflegt in seiner Ausdrucksform, der sich ganz frei hielte von jeder Berührung mit der Sprache der Millionen, die da heißt Zeitungssprache.

*

Aus dem stetig geübten Sprachgebrauch erwächst das Sprachgefühl. Wie der meist nebelhaft angewandte Begriff Sprachleben in Wahrheit etwas sehr Bestimmtes ist: wandelbare Sprache im Gebrauch sich wandelnder, redender und schreibender Menschen, so bedeutet Sprachgefühl die durch Übung, also durch stetes Wiederholen von Einzelerfahrungen erworbene Treffsicherheit des guten und richtigen, d. h. des üblichen Sprachgebrauchs. Angeborene Sprachbegabung ist nützlich, jedoch allein nicht ausreichend: Sprachgefühl ist vornehmlich die Frucht umfassender Kenntniss aller Spracherscheinungen, wird also nur durch langes Hören, Lesen und Sprechen erworben. Selbstverständlich kann das Sprachgefühl, um das es sich für dieses Buch handelt, nur erworben werden durch

Hören, Lesen und Nachsprechen gebildeter Sprache. Wer sich sein Vebelang in schlechter Sprache bewegt hat, kann trotz aller Sprachbegabung kein gutes Sprachgefühl haben. Wer z. B. so gut wie nichts andres liest als mittelmäßig und schlecht geschriebene Zeitungen, darf über Sprachfragen nicht mitreden. Nur durch ein reiches Leben und Wirken in guter, in bester Sprache wird das Ohr für die schlechte geschärft. Da nun das deutsche Volk sich seit Jahrhunderten sprechend, hörend, lesend überhaupt nicht in seiner reinen Muttersprache bewegt, sondern nahezu für jeden Begriff neben dem Deutschen, ja vor dem Deutschen unklare, ungefühlte, verderbte Wörter aus fremden Sprachen gebraucht, so mußte sich das deutsche Sprachgefühl trüben und abstumpfen. Zu Luthers Zeiten hatte sein Wort ‚Das ist nicht Deutsch‘ einen guten Sinn, denn damals sprach das Volk nur Deutsch und schrieben die Gebildeten überwiegend Deutsch, wenn sie nicht Latein schrieben. Wer aber vermag heute zu sagen, was Deutsch ist, d. h. beste deutsche Volkssprache, heute wo die Volkssprache sich mehr und mehr der fremdwörtelnden Zeitungs- und Reichstagsprache angleicht? Darum berufe ich mich in diesem Buche nicht auf das ganz unsicher gewordene sogenannte deutsche Sprachgefühl, sondern einzig auf den herrschenden besten Sprachgebrauch sorgsamer Menschen in Rede und Schrift.

Getrübt wurde unser Sprachgefühl auch immer aufs neue durch Sprachschulmeisterei. Von dem Verbot zweier . . m in zwei nebeneinanderstehenden Eigenschaftswörtern, die nicht völlig gleichgeordnet sind, war schon die Rede (S. 13). Auf selbstherrliche Vergewaltigung der Sprache ist zurückzuführen das Verbot von betontem ‚es‘ nach Vorwörtern oder sonst: ‚für es, durch es, auf es, selbst es, und es‘ wurden mit dem ganz hinfälligen Grunde verpönt, daß ‚es‘ keinen starken Ton tragen könne. Es kann ihn ebensogut, wenn nicht gar besser, tragen wie ‚ihn, sie, er, uns‘. Sanders tadelte ‚Durch unsern Sieg wird auch es Erlösung finden‘. Dürste in solchem Satz auch nicht er stehen? (vgl. S. 141). — Noch heute kann man in vielen deutschen Landschaften von Gebildeten hören: du kommst, er kommt. Gottsched und Adelung haben an diesen wohlberechtigten Formen eigenherrlich so lange herumgetabelt, daß sie aus der guten Schriftsprache verschwunden sind. Lessing beehrte gegen den ihn wegen ‚kommt‘ benörgelnden Sprachpapst Adelung auf: ‚Ich ersuche Euch höflich, allen

Guern Gebattern von mir zu sagen, daß ich unter den Schriftstellern Deutschlands längst mündig geworden zu sein glaube, und sie mich mit solchen Schulpossen ferner ungehuldet lassen sollen. Wie ich schreibe, will ich nun einmal schreiben! Will ich nun einmalt! Wollte er aber nicht aus Eigensinn und Überhebung, wie Adelung sein, 'kommt', sondern nur weil er 'kommt' als vorherrschenden guten deutschen Sprachgebrauch kannte. Daß dieser nicht bloß lausitzisch oder norddeutsch war, beweist Schillers: 'Sie kommt, sie kommt, des Mittags stolze Flotte.' Gesiegt aber hat, zum Glück nur in solchem Ausnahmefall, die Schulposse des Sprachmeisters über den Ernst des Meisters der Sprache.

Lassen sich solchermaßen Sprachgefühl und Sprachgebrauch irreführen, so lassen sie sich durch richtige Belehrung läutern und heben, und diesen Zweck verfolgt mein Buch. Ich hoffe, der Benutzer wird aus der ruhigen Darstellung dessen, was als tatsächlich bester Sprachgebrauch der Besten vorbildlich sein sollte, ebensoviel Anleitung zum Richtigen schöpfen wie aus der eigenmächtig eifernden und leisenden Alleinwissenschaft irgendwelches Sprachtyrannen.

*

Die Sprachbergewaltiger sind überaus vernünftig und fordern von der Sprache nichts so dringend, wie daß auch sie vernünftig sei, d. h. so vernünftig, wie die Vernünftler es für gut befinden. 'Logisch' muß die Sprache sein, so gebieten sie; über Zweifelsfragen muß die Logik mitentscheiden: das haben alle Sprachmeisterer seit Gottsched verkündet. Das Sprechen — desgleichen das Schreiben — ist aber keine bloß vernunftmäßig zu treibende Wissenschaft, sondern eine höchst eigenwillige Kunst mit ihrer besondern, wissenschaftlich nicht vollständig zu ergründenden Logik. In jeder Sprache gibt es Einzelwörter und Wendungen, Wortformen und Satzfügungen, die in schreiendem Widerspruch zur obenauf liegenden Vernunft stehen. 'Für' fordert den vierten Fall; trotzdem heißt es: 'was für einer, mit was für einem'. Ein Maulwurf ist kein Wurf, sondern ein Tier; ein Junggesell kann achtzig Jahre alt sein; ein Alter sagt: 'Ich bin nicht mehr der Alte' und will damit sagen: . . nicht mehr der Junge. Der Bediente ist nicht der Bediente, sondern der Bedienende; ein Bäckfisch ist kein Fisch, sondern ein Mädchen;

ein Faden (Zeitsfaden) ist ein Buch; ein Brot (Mittag-, Abendbrot) ist eine ganze Mahlzeit, vielleicht eine ohne Zubrot, wie z. B. zur Zeit der Brotkarte; ein Schneider näht mehr, als er schneidet; das Eisbein wird meist warm gegessen und nie mit oder vom Eis; eine Grassmücke ist keine Mücke, ein Wasserhahn kein Hahn, ein Flügel ist ein Klavier. Was hat man nicht alles mit Gründen der ‚Denkrichtigkeit‘ an unsrer Sprache bemängelt! Eine ‚geteilte‘ Ansicht soll falsch sein, denn sie wird nicht in Teile zerlegt, sondern voll besessen. Lessings ‚verschmizte Frauenrollen‘ wurden für höchst unrichtig erklärt, denn nicht die Rollen, sondern die Frauen seien verschmizt. Unlogisch, also verwerflich sollen sein: der ‚griechische Lehrer‘, der kein Grieche ist, obwohl er doch wieder für einen ‚ausgezeichneten Griechen‘ gilt; das ‚Bürgerliche Gesetzbuch‘, denn nicht das Buch, sondern — im besten Fall — das Gesetz ist bürgerlich; die philosophische Doktormürde, Liebig's Chemische Briefe, französische Stunden, lateinischer Unterricht, gelehrte Laufbahn, ein starker Esser, das dramatische Baugesetz, Griechische Frühlingstage. Wie lächerlich unlogisch ist ‚Das Faß läuft über!‘ Ein Faß läuft überhaupt nicht, und nun gar über! Gibt es etwas Unvernünftigeres als: ‚Das Haus erhebt sich‘? Aber alle Reichstagspräsidenten seit einem halben Jahrhundert haben so gesagt, und niemand hat das unvernünftig gefunden. ‚Die Schule macht einen Ausflug, Ich sitze (fahre) auf oder in der Bahn‘ — wie schrecklich unlogisch! Alle Sprachen sind durchaus unlogisch, die deutsche Sprache wohl am meisten von allen, und grade dies ist einer ihrer schönsten Vorzüge, macht sie zur ersten Dichtersprache der Welt.

Alle jene ‚falschen‘ Ausdrücke werden von jedem unbefangenen Sprecher und Schreiber als richtig empfunden, und sie sind richtig. Der Sprachgebrauch, selbst der gebildete, hat sie richtig gemacht, hat den Verstoß gegen die rein verstandesmäßige Auffassung gutgeheißen aus dem vollberechtigten Gefühl: das Sprachbedürfnis fordert solche Aushilfen, und der verständige Sprecher, Schreiber, Leser, Hörer deutet das strenggenommen Bedenkliche in etwas Einwandfreies um. Selbst Wendungen wie ‚blauer Pflaumenbaum, roter Johannisbeerbusch‘, nun gar ‚griechische Wortforschung, römische Kaisergeschichte‘ werden so richtig verstanden, wie sie richtig gemeint sind. Wie hat man nicht über ‚rauchschwaches Pulver‘ ge-

scholten: es müsse schwachrauchig heißen. Heute hält sich niemand mehr darüber auf; der Sprachgebrauch mit seiner zermalmenden und zugleich reinigenden Kraft hat jeden Zweifel ausgetilgt, das Falsche richtig gemacht.

Sorgfalt, Strenge, sogar Peinlichkeit sind für die Handhabung unsrer nur gar zu sehr vernachlässigten, ja vielfach verlobbten Sprache unbedingte Erfordernisse; indessen Sorgfalt darf nicht ausarten in Stäubchensuchen, Strenge nicht in rohes Geschimpf über Lässlichkeiten, Peinlichkeit nicht in Haarspalterei und kleinliche Tistelei. In einem Lande, wo das Sprachgewissen, selbst das mancher sonst überstrenger Sprachzuchtmeister, sich nicht arg empört über die widerlichste Welscherei, bedeutet ängstliche Bedanterei nichts andres als fremde Splitter rügen und eigne Balken übersehen. Gegen Dialekt hatte Abellung nichts einzuwenden; gegen die von Campe, nach Besen und Schottel, vorgeschlagene Verdeutschung ‚Mundart‘ nörgelte er: ‚Es ist keine Art des Mundes, sondern der Sprache.‘ Noch nie hatte ein Sprachgelehrter des Deutschen einen Tadel gegen das welsche Unwort Germanistik geäußert; hingegen über ein so selbstverständliches deutsches Wort wie Deutschkunde wurde von einem Germanisten räsant: Scheußlich! In diesem Zusammenhang erscheint auch die Wichtigtuerei mit der allerichtigsten Rechtschreibung in sehr zweifelhaften Fällen als eine Vergeudung von Scharfsinn.

Nur wenn aus der Belehrung über richtiges Deutsch alles ferngehalten wird, was pedantische Federsucherei ist, kann die mahnende Erziehung zur strengen Sorgfalt ihre Wirkung tun. Kein Menschenwerk, das untadlig getan werden kann, sollte fehlerhaft und schlampig getan werden; und wahrlich die Sprache, das oberste und edelste Werkzeug menschlichen Geistes, verdient die sorgfältigste Handhabung ebensowohl wie irgend ein Gerät zu menschlichem Handwerk. Die wahrnehmbare Sorgfalt eines Schreibers erzeugt im sorgfältigen Leser das wohlthuende Gefühl der Sicherheit, des Zutrauens; dies gilt ganz allgemein für das Schreibgeschäft, nicht bloß für das Verhältnis zwischen berufsmäßigem Schriftsteller und Leser.

*

Das Haupthandwerkszeug der rein verstandesmäßigen Behandlung von Fragen der Sprachrichtigkeit ist die von ihr ‚Analogie‘ genannte Bezugnahme auf scheinbar gleiche Fälle,

also die Ähnlichkeit oder Entsprechung. Abelung verfügte selbstsüchtiger: ‚Dies (Tatsache für Faktum) ist wider die Analogie gebildet.‘ Gegen welche? Das Ähnlichungs- und Nachahmungsbedürfnis der Sprache ist stark, aber nicht folgerichtig und nicht entscheidend. Es steht in unaufhörlichem Kampfe mit Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit. Sehr viele gute und ungute Wandlungen des Sprachgebrauchs sind nur durch den Ähnlichungsstrieb zu erklären; so hat sich die sprachgeschichtlich falsche Form ‚frug‘ neben ‚fragte‘ eingeschlichen, weil man sie an ‚schlage, schlug, trage, trug‘ angeschlossen. Oft siegt dieses sehr natürliche Streben; fast ebenso oft unterliegt es. Den Sieg einen groben Fehler zu nennen in jedem Falle, wo eine sogenannte Regel den Sieg für unberechtigt erklärt, heißt das wahre Wesen aller Sprachenentwicklung verkennen. Wustmann fand ‚Beamtin‘ entsetzlich, denn — niemand sage: meine Geliebte. In der Tat sagt niemand ‚meine Geliebte‘, aber alle Welt sagt unbekümmert um das Kasernenhofgezeiter eines Sprachunteroffiziers ‚Beamtin‘, und schon heute gehört Wustmanns Bemängelung dieses von einem berechtigten Sprachbedürfnis erzwungenen Neuwortes zu den unzähligen Dummheiten unsrer Sprachgeschichte.

Alle Welt sagt: jedenfalls, allenfalls; fast niemand sagt: keinesfalls, niemand keineswegs. Warum? Die einzige Antwort ist: Darum! — Von ‚Bezug‘ gibt es eine Mehrheit ‚Bezüge‘; von ‚Betrug‘ gibt es keine Mehrheit ‚Betrüge‘, sondern nur ‚Betrügereien‘. Niemand vermag einen stichhaltigen Grund hierfür anzugeben. Warum gibt es von ‚Raub‘ keine Mehrheit ‚Räube‘; warum keine Mehrheit ‚Tröste‘ von ‚Trost‘? Die Sprache ist eigenwillig, wie eben Künstler es sind, und der Hinweis auf einen scheinbar gleichen Fall ist für sie nicht maßgebend, denn sie empfindet ihn nicht als gleich. Wieße sich die deutsche Sprache auf Auseinandersetzungen mit den selbstherrlichen, eingebildeten Sprachmeistern ein, so würde sie einen Wustmann schroff abfertigen: Ich sage ‚Beamtin‘, weil mir’s so gefällt; ich sage nicht ‚Geliebte‘, weil mir’s nicht beliebt, und ich verbitte mir jede Widerrede. Ein Dichter, der ein wahrer Meister der Sprache war, Rückert, hat sie so sprechen lassen:

Die Sprache ging durch Busch und Gehege,
Sie bahnte sich ihre eigenen Wege.

Und wenn sie einmal verirrt' im Wald
 Doch fand sie zurecht sich wieder bald.
 Sie ging einmal den gebahnten Steg,
 Da trat ein Mann ihr in den Weg.
 Die Sprache sprach: Wer bist du Dreister?
 Er sprach: Dein Lehrer und dein Meister.
 Die Sprache dacht' in ihrem Sinn:
 Bin ich nicht selbst die Meisterin?

Anderseits findet die Sprache sehr oft Gefallen an gewissen Ähnlichkeiten, die die Sprachwissenschaft ihr verbieten will. Sie behandelt Gleiches verschieden und Verschiedenes gleich. Sie sagt fehlerlos: Dies kleidet mir, weil sie mehr an die Sinnlichkeit mit ‚stehen, sitzen‘ denkt als an die eigentliche Wortbedeutung ‚bekleiden‘. Bei ‚kosten‘ denkt sie an ‚zu stehen kommen‘ und sagt ‚mir‘, aber sie denkt daneben in manchem Sprechenden auch an ein schärferes Betreffen des Zahlenden, fast an ein Schlagen, Drücken, Schädigen, und sagt dann: Es kostet mich Überwindung (vgl. S. 269). Dieses Hinüberschieben nach sinnverwandten Wörtern verursacht die für fehlerhaft geltenden Wendungen: ‚Wie hoch kommt dich das?‘, weil ‚kosten‘ vorschwebt; ‚Ich habe dran vergessen‘, weil an ‚Ich habe mich nicht dran erinnert‘ gedacht wird; ‚Ich habe drauf vergessen‘, weil nebenher läuft: ‚Ich habe mich nicht drauf besonnen.‘

*

Der Meister sprach in einem fort,
 Er ließ die Sprache nicht kommen zum Wort.
 Er hatt' an ihr gar manches zu tadeln,
 Sie sollte doch ihren Ausdruck adeln.

Unübersehbar ist die Schar der Wörter, die im Wandel der Zeiten ihre Bedeutung gewandelt, meist verschlechtert haben. ‚Gemein‘ bedeutete noch zu Goethes und Schillers Zeiten nichts Ärgeres als ‚gewöhnlich‘, und wir bedürfen dieser Unterweisung, um in Goethes Nachruf auf Schiller richtig zu verstehen: ‚Und hinter ihm in wesenlosem Scheine lag, was uns alle händigt, das Gemeine.‘ Dirne war einst so edel, daß es für die Heilige Jungfrau angewandt wurde, und die ursprüngliche, sehr vornehme Bedeutung des heute kaum verständlichen Marschalls war: Pferdefnecht. Für jedes

der vielen Wörter dieser Art muß es einen Zeitpunkt gegeben haben, wo ein Kenner des ältern Sprachgebrauchs den Wandel zum Verächtlicheren fühlen konnte; was hätte es ihm und dem Worte geholfen, wenn er gegen den abscheulichen Wandel etwa so losgeschimpft hätte, wie von den neueren Merkern geschimpft wird?

Und endlich sprach sie gar in Zungen,
Wie sie vor tausend Jahren gesungen.
Sie konnt' es ihm am Maul ansehen,
Daß er nicht mocht' ein Wort verstehn!
Sie sprach: Wie du mich siehst vor dir,
Gehört das alles doch auch zu mir;
Das solltest du doch erst lernen sein,
Eh du wolltest mein Lehrer sein.

*

Glücklich ist der Sprachdrillmeister, wenn er eine Regel aufstellen kann; unglücklich, zornig, grob wird er, wenn sich die Sprache, d. h. der Sprechende und Schreibende, seiner Regel nicht fügen will. Eine einsame eigensinnige Ausnahme ärgert ihn, beleidigt ihn. Er erkennt nur Sprachgesetze an, und nur solche, die er aufgestellt hat; daß es geheimnisvolle ungeschriebene Sprechgesetze gibt, erscheint ihm als Unfug. Wollen Sprechlaunen zu Sprachgesetzen, will Sprechweise zum Sprachgebrauch und damit zur gültigen Regel werden, so erhebt er Einspruch und wettert gegen den hartnäckigen Ungehorsam, der nur aus Dummheit und Roheit fließen könne.

Da kamen sie, wo sich die Wege teilten,
Nach jeder Seit' auseinander eilten.
Die Sprache sprach: Was rätst nun du?
Der Meister sprach: Nur gerade zu!
Nicht rechts, und links nicht ausgeschritten;
Immer so fort in der rechten Mitten!
Die Sprache wollt' einen Haken schlagen,
Der Meister packte sie beim Kragen:
Du rennst mein ganz System übern Haufen,
Wenn du so willst in die Irre laufen.

Ich stelle kein System, keine Sprachgesetze nach meinem Ermessen auf, um nach ihnen gebieterisch über schwankende

Formen zu entscheiden; erfinde keine unbarmherzige Regel, um mit ihr die zu Ausnahmen neigende freie Künstlerlaune der Sprache zu unterdrücken. Ich lausche auf das, was ist, und versuche zu ermitteln, nach welcher Richtung sich die Sprachlaune neigt oder schon entschieden hat. Das Äußerste, was ich mir in seltenen Fällen schwankendem Sprachgebrauch gegenüber herausnehme, ist der ganz und gar unmaßgebliche Zusatz: Ich schreibe so.

*

Denn das beherrschende Gesetz der deutschen Sprache heißt Freiheit. Sie lebt, sie spricht, sie wandelt sich unaufhörlich, und sie will nicht, sie soll nicht gemeistert, geknebelt, gehudelt, gebüttelt werden, am wenigsten von solchen, die sich durch kein eignes Sprachkunstwerk als Könner und Meister der Sprache erwiesen haben.

Viel Gesellen sind gesetzt,
Keiner wird gering geschätzt,
Und wer kann, soll Meister sein!

In allem Notwendigen und Unbestrittenen Einheit und feste Form; im Zweifelhaften Vorsicht, Behutsamkeit, Zurückhaltung, bis sich unzweifelhaft gezeigt, wofür sich der Sprachgebrauch der Gebildetsten und die Schriftform der sorgsamsten Schreiber entschieden hat. Gutes Deutsch wird nicht herrisch vorgeschrieben, sondern nach aufmerkamer Beobachtung der Sprachvorgänge nachgeschrieben. Der anmaßende Sprachmeisterer schreibe für sich so unvergleichlich richtig, wie es ihm beliebt; er unterstehe sich aber nicht, sein zufälliges Belieben den Millionen von Volksgenossen, den Zehntausenden der ihm an Geschmaç und Können überlegenen Ausüßer der Kunst des Schreibens aufzuzwingen.

In Deutschland soll nicht Gottschedisch, Adelingisch, Büstmannisch geschrieben werden; sondern edles, bestes, freies Deutsch nach dem Muster der besten deutschen Schreiber. Doppelformen schaden keiner Sprache, der deutschen sind sie durch Anlage und Entwicklung ureigen geworden. Aus reizvollem Spiel zwischen sprachlicher Vorliebe und Abneigung wird sich mit der Zeit ergeben, was dem deutschen Ohr und Empfinden am meisten zusagt, und dieses Ergebnis heißt dann der neue gute Sprachgebrauch. Vollkommen, richtig!

im Sinne der Sprachmeisterer lassen sich nur tote Sprachen sprechen und schreiben: man wählt den Sprachgebrauch eines Schriftstellers, etwa Ciceros, zur gesetzlichen klassischen Vorlage, verwirft jeden abweichenden und hat für ein totes Gebilde die unwandelbare tote Form gefunden. Der deutsche Sprachmeisterer ernennt sich selbst zum höchsten Klassiker seiner Sprache und fordert Gehorsam für jeden seiner Befehle, deren schimpfende Grobheit die Überzeugungskraft der Gründe ersetzen soll. Die Akademie in Frankreich, die doch eine Gesellschaft gut schreibender Männer ist, hat sich nie so anmaßend überhoben, wie in Deutschland nichtige Schreiber, deren Geltung für ihr Zeitalter überwiegend auf ihrer groben Anmaßung beruhte.

Freiheit ist weit entfernt von Zügellosigkeit oder Schludrigkeit. Für sich allein mag jeder schreiben, wie er will; wer von andern gelesen und beachtet werden will, hat sich den Gesetzen zu fügen, die über uns Sprechenden und Schreibenden allen walten. In sehr vielen Fällen ist zweierlei, dreierlei Fassung zulässig, also gut und richtig; in weit mehr Fällen hat sich der gute Sprachgebrauch für nur eine Form entschieden, und diese hat als gut zu gelten. Wer sich ihr nicht unterwerfen will, tut das auf eigne Gefahr: er muß sich gefallen lassen, daß die Andern, für die er schreibt, ihn einen schlechten Schreiber nennen und vor ihm als einem bösen Beispiel warnen.

*

Eins der notwendigsten und nützlichsten unter den wenigen in Deutschland noch nicht geschriebenen Büchern wäre eine Geschichte der deutschen Sprachmeisterei von Gottsched bis Wustmann. Vielsach gilt Gottsched für den ärgsten Rechtshaber und Tyrannen der Sprachlehre. Das ist ungerecht: Ubelung überbot bei weitem Gottscheds „diktatorische Dreistigkeit“, wie Herder gescholten hatte. Vollends in Wustmanns wüsten Beschimpfungen der vortrefflichsten deutschen Wörter und Wendungen zusamt ihrer Schreiber erreichte die franksinnige Anmaßung eines Einzelnen gegen die Sprache eines großen Volkes den Gipfel, der so leicht nicht überhöht werden kann. Gottsched befolgte wenigstens einen Grundsatz: er verworf alles, was nicht von jeher Feder- und Papiersprache gewesen war; verworf jedes vollstümliche Wort, besonders

aber jedes Eindringen eines mundartlichen Ausdrucks in die Schriftsprache, wie er sie forderte und handhabte. Nebenher ging sein Widerwille gegen alles lebendige Sprießen der Sprache, wie es sich in guten und nützlichen Neubildungen zeigt: Wörter wie ,Urbild, Sammler, verlocken, entfesseln, wörtlich, zerstreut, Fahrlässigkeit, Beeinträchtigung' lehnte er schroff ab, ohne einen andern Grund, als daß sie gegen den guten Geschmack, nämlich den seinigen, verstießen, oder daß es für jeden dieser Begriffe ,schon ein gutes Wort' gäbe.

Abelungs Verdammungsurtheile gegen gute deutsche Wörter gehen in die Hunderte. Er verwirft Liebreiz (,dem Worte klebt etwas Widriges an'); nennt ,weinerlich' unedel, ,wohlweislich' barbarisch; weist ,meinen' ab, ,denn wir haben glauben'; schilt auf ,liebevoll, entgegenen', ,da wir bereits liebreich, erwidern haben'; tadelt ,launisch', denn wir haben ja ,launig'; lehnt ,erfinderisch' ab und fordert ,erfindsam'; will nichts wissen von ,heim, daheim', denn wir haben ja ,zuhause'. Zu seinem Wörterbuch des Verwerflichen gehören u. a.: nimmer, Sang, weitschichtig, Fühlung, Verbollkommenung (er verlangt ,Verbollkommennerung!'), barfuß (es müsse heißen ,ungeschuht'), vergegenwärtigen, beabsichtigen, Menschheit für menschliches Geschlecht, Menschlichkeit für menschliche Natur, Ingrim, Langeweile, Hohepriester, todgeweiht, sacht, binnen, düster, Bucht (er fordert Bay), blank, Diele, Schlächter, Fleischer, kreuzbrav, mütterseelenallein, flugs, flink, kostspielig, aufstischen, Augendiener, heischen, sich beeilen, Samstag, Spind, Schrein, Wirrwarr (gegen Lessing, ,weil wir schon Mischmasch haben'), Streitschrift, Schutz- und Trugbündnis (er fordert Defensiv- und Offensiv-Allianz!), Rechtschreibung, Geschwader, bieder, Fehde, Meisterschaft, frommen (,denn wir haben nützen'). Absage, Abenteuer, Wonne, beseligen — durchaus verwerflich, und Heimat ,nur gut für das gemeine Leben', nicht für die höhere Sprache. Abelung nennt beginnen oder anheben ,lächerlich, denn wir haben anfangen'; findet ,Ehrenmann' aus unerforschlichen Gründen ,niedrig'; bezeichnet Wendungen wie ,Gleiche Brüder, gleiche Rappen' oder ,Ende gut, alles gut' als ,für den aufgeklärten Verstand der oberen Klassen unbrauchbar' und krönt das Werk seiner für uns unsaßbaren Unmaßlichkeit mit dem Urtheil über eins der erhabensten Worte der Bibel: ,Und Gott sprach: Es werde Licht!, und es ward Licht' —: ,Trügt mich mein Gefühl nicht, so hat diese Stelle

nichts Erhabenes in der von mir (1) angenommenen Bedeutung des Wortes.

Adelungs Sprachpapsttum blieb bei aller Unfehlbarkeit in den Grenzen eines gewissen höflichen Gelehrtenanstandes, erniedrigte sich nicht bis zur rohen Schimpferei. Wustmanns Schmähwörterbuch weist so ziemlich alle Abstufungen auf von Dumm über Albern zum Blödsinn. ‚Vorstrafe, vorbestraft‘ und die das schreiben, sind nach ihm ‚unsäglich albern‘. Er belegt mit Ekelworten und verwirft: Darbietung, Rückschluß, einwandfrei, selbstlos, minderwertig, Gelände in der Heeres-sprache — er zieht Terrain vor —, lochen, durchlochen, beleuchten, Ehrung, bedeutsam, belangreich, belanglos, eigenartig, Heizkörper, farbenfroh, kunstsroh, hochgradig, das Wissen, das Können, klarlegen, klarstellen (‚ganz töricht‘), tagein tagaus (‚ganz töricht‘), Fahrgast (‚von plumpen Puristenhäuten geknetet‘, er zieht Passagier vor), einsetzen (‚Blödsinn‘, ihm erscheint ‚intonieren‘ sinnvoller), entgegennehmen, sich befreunden, einschätzen, erzielen, abstürzen, darstellen, werten, bewerten und mehrere hundert ausgezeichnete deutsche Wörter, die sich bei unsern besten Schriftstellern finden. Die Schimpferei geht bei ihm bis zu Ausdrücken wie ‚Bredireiz‘, aber beileibe nicht gegen ein wirklich ekelhaftes Welschwort, sondern gegen ein harmloses deutsches. Straftat ist ihm eine ‚verunglückteste Bildung‘; ‚Werdegang‘, ein Lieblingswort Treitschkes, gegen das gar nichts zu sagen, eine ‚ganz verunglückte Bildung‘.

Das neue Bedürfnis schafft sich neue Formen: so gut wie man von Bieren und Weinen schon seit Jahrhunderten, von Ölen und Fetten seit Menschenaltern spricht, hat man vernünftigerweise die Mehrzahlen Garne und Zwirne gebildet; Wustmann verbietet sie als ‚Kindergeflüll‘. Nie hatte ein Mensch Anstoß genommen an den Worten Lohengrinus: ‚Nun sei bedankt, mein lieber Schwan!‘ Wustmann kommt und klärt uns auf: bedankt ist ‚falsch‘. Rassepferd, Lageplan, Muldetal sind nach ihm ‚widersinnig‘; Rassenpferd usw. muß es heißen, denn — man sagt nicht Taschetuch, sondern Taschentuch. Auch Höhepunkt und Blütezeit scheinen ihm nicht ganz richtig. ‚Viederlichkeit‘ nennt er die Umwandlung von links, rechts, weiß in Hauptwörter: die Linke, die Rechte, die Weiße, anstatt sich zu freuen über Trieb und Gabe, mit so einfachem Mittel vortreffliche Neuschöpfungen zu erzeugen. Hätten solche

Sprachnebler schon in älterer Zeit Macht gehabt, so besäßen wir Duzende der wertvollsten Ausdrücke nicht, denn Ode, Wüste, Breite, Weite, Ferne, Dide sind ebenso ‚liederlich‘ gebildet. Ein so nachdrückliches Neuwort wie ‚offensichtlich‘ wird bemakelt; gegen ein verschandeltes lateinisches wie evident hat er nichts einzuwenden.

Neben diesen drei Großmeistern der Sprachmeisterei wären Duzende von gelinderen Sprachbütteln anzuführen, wenn es hier auf Vollständigkeit ankäme. Fast jeder Deutsche, der über Fragen seiner Sprache schreibt, maßt sich das Recht an, ihr Geseze aufzuzwingen; jeder redet herrisch und besserwissend mit; einer aber hat nicht mitzureden und gilt als unwissend, dumm, stumpfsinnig: die wirklich gesprochene Sprache, der Sprachgebrauch. Schon zu Bossens Zeiten hatte sich die Sprache entschieden für ‚reinen Herzens‘; Boß forderte unbedingt ‚reines Herzens, süßes Weines‘. Schiller wurde getadelt, weil er im Eleusischen Fest (Strophe 13) Nar statt Abler gebraucht hatte. Jakob Grimm forderte ‚der Brunne‘ statt ‚der Brunnen‘; entsprechend im 2. Fall: des Brunnen, und erklärte ‚findig‘ als ‚außer Gebrauch‘. Der Germanist Müllenhoff verwarf Bildungen wie ‚beantragen, ermöglichen, beanstanden‘ als ‚die abscheulichsten Abstrakta, deren sich jeder schämen müßte‘, und meinte von der kühnen, aber guten, jedenfalls unentbehrlichen Neubildung ‚Vorredner‘, sie könne nur jemand bedeuten, der Vorreden schreibe oder den Leuten etwas vorrede. Der Germanist Jakob Minor nannte ‚ohnehin‘: schauerhaft, und der Germanist Erich Schmidt die seit zwei Jahrhunderten oder länger geläufige, nie beanstandete, von Lessing, Goethe, Schiller, Keller gebrauchte Setzung des ‚die‘ vor weibliche Namen, also z. B. ‚die Ebner-Eschenbach‘: ‚ganz abscheulich, auch unziemlich‘, ohne anzugeben, wie man denn lieblich und ziemlich sagen solle.

Jean Pauls Kampf gegen das Binde-s wurde schon erwähnt, der Kampf eines Einzelnen gegen einen Sprachgebrauch, der mehr als tausend alte und neue fest eingebürgerte Zusammensetzungen betrifft. Börne tadelte an unsern Klassikern, daß sie Beugungsformen schrieben wie: Lavatern, Goethen, Schillern, Körnern, und nannte das ‚pöbelhaft‘; im 18. Jahrhundert hätte die Weglassung des n für pöbelhaft gegolten. Als um 1820 für Humanität gewagt wurde: Menschentum, höhnte ein unbekannter Wustmann in der Wossischen Zeitung:

„Warum nicht auch Anhalt-Röthentum?“ Aus neuester Zeit stammt die schroffe Verwerfung der ausgezeichneten Neuschöpfung „Treffsicherheit“.

Schopenhauers Geschimpfe genieße man selbst an seinem Aufsatz „Schriftstellerei und Stil“. Es gehört schon die ganze Ehrerbietung vor einem sehr großen Manne dazu, um nicht selbst sehr grob zu werden, wenn man ihn „beanspruchen“ ein „unverantwortlich dummes Wort“ schelten, oder ihn gar mit „Eselei, Strohkopf, Lumpenhunde, Pack, Halbvieh, äußerste Gemeinheit, Infamie“ um sich werfen hört über die unschuldigsten, die besten, die dem Geiste deutscher Sprache angemessensten Formen und Wörter. Felswand, Hochschule, Maßnahme, Tragweite, Berufung, bedauerlich, achtbar, selbstverständlich: lauter Greuel in seinen Augen. Aber — es ist eben Schopenhauer!

Eine sehr einsame Ausnahme stellt Theodor Matthias dar, der Verfasser des Buches „Sprachleben und Sprachschäden“. Sie rühmend hier hervorzuheben, wo die Sprachmeisterei aufs entschiedenste bekämpft wird, erscheint mir als Pflicht, wenngleich dieser verdiente Sprachforscher nicht ganz so grundsätzlich wie ich den Sprachgebrauch als obersten Richter anerkennt.

*

Ermutigt durch die Sprachmeisterei zweier Jahrhunderte hält sich heute jeder noch so untergeordnete Schreiber für berechtigt, gar für berufen, seine schrullenhaften Liebhabereien oder Abneigungen mit größter Unmaßung, wodurch sprachwissenschaftliche Gründe ersetzt werden sollen, einem ganzen großen Volke als Sprachgesetze aufzuhalsen. Es ist kaum glaublich, was alles im Tone höchster Überlegenheit tagaus tagein von den unberufensten, den unwissendsten Aneblern der Sprache bemakelt, verhöhnt, verboten wird. Nur ein paar Proben aus einer sehr großen Sammlung. „Nahezu“ ist „Unsinn“, es dürfe nur „beinahe“ heißen. „Veranlassung“ — „lächerliche Bildung“, einzig erlaubt sei „Anlaß“. „Dahingestellt sein lassen“? „Albernheit; wenigstens müsse gesagt werden, wohin? gestellt. „Aufgeregtheit“? „Törichte Breitspurigkeit“, denn wir haben ja „Aufregung“ — mit demselben sieges sichern „denn“ wie bei Gottsched und Adelung. „Erstlich“? „Unsinn“, denn man sage auch nicht „zweitlich“. „Räumlichkeiten“? „Geschmacklos“, nur „Räume“

darf es heißen. Daß schon Goethe von Räumlichkeiten spricht, bleibt ohne Eindruck auf den dunkeln Ehrenmann, der sich aus eigener Gewalt zum Sprachpapst aufwirft. ‚Nichtraucher‘? Es gibt doch keine zwei Menschengattungen Raucher und Nichtraucher; ‚nur Nichtrauchende ist richtiges Deutsch‘.

Bemerkenswerth an fast allen Sprachbütteln ist ihre Überstrengung gegen vermeintliche Fehler im Deutschen, ihre Nachsicht, ja oft Verhätschelung gegenüber dem unzweifelhaft Falschen: dem Undeutschen. Man prüfe namentlich Buxsmanns Verhalten gegen gute Verdeutschungen lächerlicher Fremdwörter; für das deutsche Wort, z. B.: Abteil, Fahrkarte, Fahrgast, hat er nur Schimpf und Hohn, das welsche Unzeug verlegt sein zartes Sprachgefühl nicht. Und der aus eigener machtvollkommener Rechthaberei zum Eckart deutscher Sprache ernannte Hans Delbrück wettert gegen die ausgezeichnete, längst eingebürgerte Bildung ‚unlautrer Wettbewerb‘, verfügt, es habe bei ‚Concurrences illoyales‘ zu bewenden, und läßt sich auch dadurch nicht umstimmen, daß die Franzosen, denen wir nach seinem Sprachgeschmack nachfranzöseln sollen, ein Wort illoyal gar nicht kennen.

*

Entschiedene Ablehnung selbstherrlicher Sprachmeisterei bedeutet keinen Freibrief für die Willkür der Loddrigkeit. Grade wir Deutsche mit unsrer mehrhundertjährigen Verleugnung der eignen reinen Sprache zugunsten des schmutzigen Welsch bedürfen der rechten Strenge am rechten Ort. Nur sollte man nie vergessen: die bei unsern Sprachbütteln übliche Brandmarkung angeblicher Sprachfehler wie gemeingefährlicher Verbrechen ist überaus töricht, denn selbst im schlimmsten Falle handelt es sich um einen in Deutschland nur zu wohl erklärlichen, daher entschuldbaren Mangel an Wissen oder an der in andern Ländern von je herrschenden strengen Zucht und Übung. Daß Schwanken des Sprachgebrauchs der besten deutschen Schreiber im Kleinen wie im Großen läßt die gebieterische Strenge ungehörig, nun gar die rohe Schimpferei pöbelhaft erscheinen. Wenn wir z. B. ‚frug‘ bei Goethe, Schiller, Bürger, Storm, Heise, Scheffel, Freytag wer weiß wie oft finden, so gehört ein seltnes Maß von Unverschämtheit dazu, solche Form ‚eine Schande, ganz besonders widerwärtig, gar zu greulich, alberne Mode‘ zu schimpfen und den Fluch der

Lächerlichkeit oder Gemeinheit auf sie herabzubeschwören. Wenn entgegen der doch nur sprachgeschichtlichen Richtigkeit unsre Größten und Sorgsamsten ‚frug‘ bevorzugen, so wird dies aus Gründen geschehen, die bedächtig zu prüfen, nicht aber durch überhebliche Scheltworte abzutun sind. Es klingt mehr geistreich als wohlbegründet, wenn Otto Wilbemeister gelegentlich schreibt: ‚Ein gebildeter Mann sollte nicht einmal, wenn er im Schlafe spricht, grammatische Fehler machen‘. Sehr schön; wenn auch ein Gott uns im Schlafe bescherte, in allen Fällen genau zu wissen, was ein grammatischer Fehler ist. Gar mancher Sprachgebrauch Andern ist nicht nach meinem Geschmack, ich mache ihn nicht mit, schreibe selbst z. B. niemals ‚eine teilweise Bestätigung‘; aber ich lese es bei Schriftstellern, deren Bedeutung ich schätze, und fühle mich nicht berufen, in einem Falle, wo der Gebrauch noch im Flusse ist, mich mit scheltender Rüge der Entwicklung entgegenzustemmen. Es ist ja keiner verpflichtet, Umstandswörter mit . . . weise beiwörtlich zu gebrauchen. Da, wo ich einen immer mächtiger werdenden Sprachgebrauch der guten Schreiber und Sprecher wahrnehme, begnüge ich mich mit der möglichst unparteiischen Feststellung des Tatbestandes; überlasse dem Leser, dem ich ebensoviel Geschmack zutraue, wie ich für mich beanspruche, die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten und darf zu eignem Gebrauch ja stets das bevorzugen, was mir für mich als das Beste erscheint.

In vielen Fällen jedoch, in denen kein Zweifel über Gut und Schlecht, Richtig und Unrichtig, Vorherrschend und Veraltet oder Abgestorben bei sprachgebildeten Menschen besteht, scheue ich mich nicht, meine sehr bestimmte Ansicht auszusprechen; nur erkläre ich selbst dann nicht jeden Andersdenkenden für einen Esel, einen Narren, einen Rohling, einen gemeinen Schmierer. Der Anfänger tut gut, eher zu streng als zu nachsichtig gegen sich selber zu sein, um sich dadurch zur freien Herrschaft über die gute Sprache zu erziehen; der reife, mit den Schwankungen des Sprachgebrauchs vertraute Schreiber darf sich auf eigene Gefahr und Verantwortung bewußte Freiheiten herausnehmen, die sich für den Schüler nicht ziemen. Die Schule hat die nicht unberechtigte Neigung zu möglichst scharfer Bestimmtheit, und niemand wird ihr verargen, wenn sie in gewissen Fällen Schwankungen durch eine strenge Vorschrift zu festigen versucht. Ich habe

z. B. nichts dagegen, wenn sie die Schüler lehrt, wie ich es gelehrt wurde: Ich frage, du fragst, er fragt, ich fragte sind allein richtig; denn keiner, der so schreibt, begeht einen Fehler. Falsches aber darf auch die Schule nicht lehren, und falsch ist es, von zwei Formen nur die eine vorzuschreiben, die sich zwar bei den Besten des 18. Jahrhunderts zuweilen findet, aber von den meisten Gebildeten unsrer Zeit niemals gesprochen, kaum je geschrieben wird.

In solchen Fällen wie dem falschen Gebrauch von ‚derselbe‘, der Fragestellung nach ‚und‘, der sinnlosen Steigerung ‚letzterer‘, dem Durcheinanderquirlen von ‚als‘ und ‚wie‘, dem irreführend steigernden ‚selten‘, dem sprachwidrigen ‚würde‘ nach ‚wenn‘, der Verwechslung von ‚her‘ und ‚hin‘ lasse ich die beliebten Verteidigungsversuche nicht zu, mit größtem Scharfsinn einen Satz zu erdreheln, der nur an der Krücke eines jener offenbaren Sprachfehler stehen und gehen, vielmehr wackeln und hinken kann. Niemand ist gezwungen, einen Satz von Grund auf falsch zu bauen und seine eigne Unfähigkeit oder Schludrigkeit hinter einem mit Recht anrühigen Sprachfehler zu verbergen. Auch gibt es kein andres Mittel, gewisse nachgrade allgemein als grobe Verstöße gegen Sprachrichtigkeit und Geschmack anerkannte Schlampereien endlich ganz und gar los zu werden, als die schroffe Ablehnung jeder ertistelten Scheinausnahme. Gewiß lassen sich Sätze bilden, in denen, zumal beim Sprechen, ‚seine selten edle Handlungsweise‘ gedeutet werden mag als ‚seine außergewöhnlich edle Handlungsweise‘. Wir werden aber den aus guten Gründen lächerlich gewordenen falschen Gebrauch von ‚selten‘ nicht eher los werden, als bis wir ihn überhaupt nicht mehr zulassen, auch nicht in den zur Not erträglichen Ausnahmefällen. Oder will jemand behaupten, daß man jemals nur die eine Wahl haben könne, ‚seine selten edle Handlungsweise‘ zu schreiben, um unzweideutig auszudrücken, was gemeint ist?

*

Nur Eine Ausnahme gibt es von der Grundregel des richtigen Deutsch, daß der Sprachgebrauch der Gebildeten maßgebend ist: die Welscherei. Für jeden Sprachfehler im Deutschen lassen sich milbernde Umstände beibringen, selbst für die Umkehr nach ‚und‘, für ‚Derselbe‘ statt Er; — für

die Todsünde wider den heiligen Geist deutscher Sprache, ihre eignen Ausdrucksmittel zu verachten und erbettelte verluberte fremde vorzuziehen, gibt es keine Verzeihung. Welsch, also Undeutsch, ist auf alle Fälle schlecht, unrichtig, falsch, grober Fehler. Seele heißt auf Deutsch Seele, einzig Seele, immer nur Seele; nicht Anima noch Psyche noch Atma. Psyche mag richtiges Welsch sein; aber selbst die Welscher wagen nicht zu behaupten, daß es richtiges Deutsch sei. Es liegt ihnen auch nichts am richtigen Deutsch, überhaupt nichts am Deutschen; sondern sie setzen ihren Stolz darein, ein möglichst reichgesprenkeltes, gelehrtklingendes Welsch zu sprechen und zu schreiben. Die Geschmacklosigkeit und Gemeinheit fremder Brocken inmitten deutscher Rede liegt nicht etwa in den Fremdbrocken selbst; diese sind in ihren Sprachen weder geschmacklos noch gemein, Psyche ist z. B. im Griechischen sehr edel. Ihre Lächerlichkeit und Noheit entsteht erst durch das Verpflanzen ins fremde Erdreich. Wie albern Psyche werden kann, ersehe man aus dem dadurch verunstalteten Vers der Sphigenie: „Das Land der Griechen mit der Psyche suchend“.

Für das feinere Sprach- und Stilgefühl ist schon Kunstprosa mit mehr als der zur äußersten Not zulässigen Beimengung von Welsch überhaupt eine Unmöglichkeit. Fremdwörtersprache hat gar keinen Stil im höhern Sinne, ergibt höchstens Duzendstil, schlechten Zeitungstil; denn Stil bedeutet Gepräge, Eigenart, und die Fremdwörter sind abgeschliffene Scheidemünze. Der Einwand, daß Goethe und Schiller Fremdwörter gebrauchten, die des 18. Jahrhunderts, ist ganz wertlos: alle stark mit Fremdwörtern durchsetzte Stellen bei unsern Klassikern erscheinen dem geklärten Stilgefühl heute als stillos und sind schon dadurch entwertet, daß ein großer Teil selbst der hochgebildeten Leser sie nicht mehr ganz versteht, die meisten mittelgebildeten sie ohne ein sehr dickes Fremdwörterbuch überhaupt nicht verstehen. Was aber nicht verstanden werden kann, ist wertlos, es trage einen Namen, welchen es wolle.

Das Schärffte und Beste über das Verhältnis zwischen schmutzigem Welsch und sauberem Deutsch hat Wilhelm Wackernagel gesagt in dem schlichten Satze: „Der Gebrauch ausländischer Wörter ist ein Fehler“. Er widerstreitet dem Grundgesetz alles Sprechens und Schreibens, dem der Gemeinver-

ständlichkeit. Fremde Wörter sind der Mehrheit aller Hörer und Leser ganz, den andern halb oder viertel unverständlich; jedenfalls unverständlicher, unklarer, verschwommener als die deutschen Wörter. Wer einen Begriff mit einem Welschwort ausdrückt, spricht bewußt oder unbewußt aus, daß er das Deutsche nicht vollkommen beherrscht. Er verbirgt das hinter der unziemlich anmaßenden Behauptung: Das Deutsche kann dies nicht ausdrücken, während die Wahrheit zu lauten hätte: Ich kann das nicht auf Deutsch ausdrücken, weil ich wegen schlechter Spracherziehung nicht zur vollen Herrschaft über meine Muttersprache gelangt bin. Hier ist die Grenze für die Geltung des Sprachgebrauchs, denn hier haben wir's nicht mit seiner natürlichen Entwicklung zu tun, sondern mit einer höchst unnatürlichen, krankhaften Verzerrung des gesunden Sprachtriebes durch völkische Ohnmacht in alter Zeit, durch Bildungsdünnel und Gelehrttuerei in neuerer Zeit. Auch handelt sich's nicht um das echte Sprachleben eines Volkes, denn das seinem gesunden Sprachgefühl überlassene deutsche Volk würde gleich jedem andern seine Muttersprache sprechen; nur eine verbildete dünne Oberschicht läßt sich durch irregeleitete Triebe verführen und verführt durch ihr schlechtes Beispiel das Volk.

Wer da glauben sollte, er könne gutes Deutsch schreiben, indem er welscht, der lege dieses, nicht für ihn geschriebene, Buch aus der Hand. Wichtigstes Deutsch mit zahlreich eingestreuten welschen Brocken ist elendes Deutsch, und der deutsche Tag dämmert herauf, wo dies die Überzeugung unsers ganzen Volkes mit Einschluß der heute noch welschenden Bildungsphilister sein wird. Gegen das durchwelschte Deutsch wäre selbst die rücksichtslose Grobheit nur gutes Recht; doch genügt für unsre Zwecke die Bezeichnung des Welsch als eines unrichtigen Deutsch.

Es gibt kaum ein wirksameres Erziehungsmittel zu gutem Deutsch als strenges Abweisen aller Welschbrocken, auch der angeblich guten; natürlich nicht der alten und neuen Lehn- und Halblehnwörter. Eine reiche Erfahrung hat mich gelehrt, und jede aufmerksame Beobachtung wird dem Leser zeigen, daß jeder Schreiber, dem das Deutsche nicht genügt, der für die einfachsten Begriffe Brocken aus sechs Fremdsprachen zusammenscharren muß, sich auch als unsicher in deutscher Sprachlehre und stumpf in der Frage Falsch oder

Nichtig erweist. Feinstes Welsch und grobe Schnitzer im Deutschen vertragen sich trefflich miteinander. Umgekehrt: der Schreiber, der Sorgfalt und Kenntniß in der Wahl seiner deutschen Ausdrücke beweist, wird auch ein geschmackvoller Wähler zwischen Gut und Ungut oder Schlecht in den schwankenden Sprachfragen sein. Unsere Dichter, die das Höchste und Tiefste, das Stärkste und Harteste, die vollen, die halben und die viertel Töne und Zwischenfarben mit den Mitteln der Sprache ausdrücken müssen, begnügen sich mit der von den Bildungsbünlern verachteten Muttersprache. Ein nicht unebener Prosaschreiber, der Apostel Paulus, hat von sich bekannt: „Ich will in der Gemeine lieber fünf Worte reden mit meinem Sinne, auf daß ich auch andre unterweise, denn sonst zehntausend Worte mit fremden Zungen“. Daher unterbleibt in diesem Buche vom guten Deutsch jede Unterweisung im besten Welsch. Es ist mir gleichgültig, ob es „richtiger“ des Kollegiums oder des Kollegii, des Verbums oder des Verbum, mit den Themen oder den Themas oder den Themata oder den Thematens, die Kollos oder Kollis oder Kolli oder Kolla heißt. Hierüber mögen sich die Welscher untereinander streiten; den Deutschschreiber geht dergleichen nichts an. Ich habe ernsthafteste Untersuchungen gelesen, ob man richtiger Motore oder Motoren sage und auf welchem der beiden o in Motor der „Achhang“ stehen müsse! Hoffentlich kommt der Leser von selbst auf den sichern Ausweg aus allen solchen bedrückenden Zweifeln: er schreibe weder das eine noch das andre, sondern gebrauche eins der zehn deutschen Wörter für den doch nicht zu den Eleusischen Geheimnissen gehörenden Begriff.

*

Jedes uns nicht durch amtlichen Zwang aufgebrängte, jedes ganz überflüssige Welschwort ist falsches, weil undeutsches Deutsch. Die Sprachknebler, die fürs Gewelsche inmitten deutscher Rede meist gar gelinde Richter sind, haben ihren ganzen Bohn aufgespart für Abweichungen von der landläufigen Schriftsprache, die den Mundarten oder dem ältern Schriftdeutsch entstammen. Alles, was überhaupt Deutsch ist, kann mit der Zeit Schriftdeutsch werden, und übers erste Hundert hinaus gehen die jetzt als bestes Deutsch empfundenen Anleihen beim Niederdeutschen, die von den früheren Sprachschulmeistern zuerst als grobe Fehler angestrichen wurden.

Die Sprache lächelte lang' in Huld,
 Endlich kam ihr die Ungeduld.
 Da fing sie an, daß es ihn erschreckte,
 Zu sprechen in einem Volksdialekte.

Freilich beruht in der Schriftsprache die notwendige Einheit des Deutschen, und die Schriftsteller aller deutscher Gauen müssen, wenn sie sich an alle Deutsche wenden, sich aus dem Wortschatz des Schriftdeutschen versorgen. Darum ist aber nicht jedes vereinzelte Landschaftswort gleich ein grober Fehler; es hängt nur von der Kraft und der Geltung eines Schreibers ab, einem markigen oder malerischen Worte seiner Landschaft nicht nur Bürgerrecht zu erzwingen, sondern durch es ein Wort der bisherigen Schriftsprache zu verdrängen. Niederdeutsches **Schlucht** galt einst als unrichtig, **Schlust** allein war richtig; und so in Duzenden von Fällen.

Einem Schriftsteller aus mehr mundartlicher als schriftdeutscher Landschaft sieht man mit Recht manchen Nachklang der Sprache seiner engern Heimat nach, denn ‚der Vär brummt nach der Höhle, in der er geboren ist‘ (Goethe). Besonders aus Niederdeutsche, die Kinder- und Alltagsprache von Millionen deutscher Menschen, muß die Achtung vor der Sprachrichtigkeit manches Zugeständnis machen: ‚Mutters‘ als 2. Fall ist nicht ‚falsch‘ (Heine: Als ich saß in Mutters Schoß), so wenig wie in gemüthlicher Rede ‚Muttern‘ als 3. Fall (Bismarck: Er kriecht wieder bei Muttern unter). Es gibt aber mehr als nur eine Sprachrichtigkeit, je nach dem Gesamiton des Gesprochenen und Geschriebenen, also je nach Ort, Gelegenheit, Stimmung, Zweck. Schriftdeutsch heißt es ‚gleichgültig‘; doch sind Fälle denkbar und geschichtliche Fälle nachweisbar, in denen ‚Wurst‘, ja selbst ‚Wurscht, Wurschtigkeit‘ aus sehr vornehmem Munde zutreffender, also im höchsten Sinne richtiger erklingen sind. — Dasselbe gilt für Wörter und Formen, die in den Wörterbüchern und Sprachlehren als veraltet, also ungut, aufgeführt werden. In gewissen Fällen, zu besondern Zwecken sind ‚baß, fürtrefflich, sintemalen, anhero, diemeilen‘ richtiger als das richtigste Schriftdeutsch von heute.

*

Unsre Klassiker sind uns Muster deutscher Sprachkunstform, Vorbilder des Stilgepräges, nicht aber in allen Einzel-

heiten Gesetzgeber der Sprachlehre. Man bedenke: einen geordneten Unterricht im Deutschen gibt es erst seit dem 19. Jahrhundert; weder Lessing noch Goethe noch Schiller haben als Schüler Deutsch gelernt, wie heute jedes Kind der Volksschule. Es grenzt ans Wunder, daß die Großen des 18. Jahrhunderts ein so herrliches Deutsch schrieben; nur leiste niemand aus ihren Werken die strengen Schulregeln für die Beugung des Haupt-, Zeit-, Beiwortes oder für die Fügung der Vorwörter ab. Nahezu jeder grobe Fehler im Sprachgebrauch unsrer Zeit ließe sich durch irgendeine Stelle bei den Klassikern rechtfertigen, wenn diese Art der Rechtfertigung zulässig wäre. Bei Lessing steht: ‚Was gehen dem Christen dieses Mannes Beweise an?‘ Und bei Kleist: ‚Was geht dem Volke der Pelide an?‘ Trotzdem lautet die unverbrüchliche Regel für das heutige gute Deutsch: ‚angehen‘ fordert den 4. Fall. Bei Lessing, Herder, Goethe, Kleist steht mehr als einmal hinter ‚lehren‘ der 3. Fall; wir haben das einfach gelten zu lassen, aber nicht nachzuahmen. Bei Luther und Lessing steht hinter ‚ohne‘ öfter der 3. als der 4. Fall; wer heute, unter Berufung auf sie, ebenso schreibe, beginge einen groben Fehler. Goethe schreibt einmal eigenwillig im Vers: ‚Dem fehlt's an dies, dem fehlt's an das‘, und in einem Brief: ‚sie kommen heute bei mich zu Tische‘. Darf dies für einen noch so eigentwilligen Schreiber unsrer Tage maßgebend sein? — Bei Lessing heißt es das Armut, der Gewalt; bei Goethe das Erkenntnis (für Kenntnis); bei Schiller die Makel; im 18. Jahrhundert fast allgemein die Fräulein; bei Kleist die Ärmte, die Stücken; bei Hebbel ge-
beichte; bei Gustav Freytag ohnedem, bei Gottfried Keller ohne dem Bruder, bei Scheffel die Wipfel des Ahorn. Kein Leser dieses Buches hat das Recht, sich für ähnliche Verstöße gegen den guten Sprachgebrauch von heute auf einen der bedeutenden Schriftsteller älterer oder selbst neuerer Zeit zu berufen. Nur da, wo ihre Sprache übereinstimmt mit dem guten Deutsch der Gegenwart, darf sie zur Stärkung des richtigen Gebrauchs im Kampfe gegen den falschen herangezogen werden.

Unsre Klassiker des 18. Jahrhunderts schrieben für Leser mit der Sprachbildung und dem Sprachgefühl des 18. Jahrhunderts; wir alle schreiben für Leser unsrer Zeit und haben deren Kenntnis von Sprache und Sprachgebrauch zu berücksichtigen.

sichtigen. Finden wir bei einem noch so berühmten Schriftsteller alter oder neuer Zeit eine vereinzelte Eigentümlichkeit, wohl gar ein Versehen, so sagen wir bescheiden, aber bestimmt: Dies widerspricht dem durchgehenden Sprachgebrauch der Besten unsrer Zeit, es gilt also nicht für uns. Die Dichter haben so ziemlich jede Freiheit; aber eben nur die Dichter. Mörike durfte in einem volkshiedmäßigen Gedicht schreiben: ‚Des Schäfers sein Haus, und das steht auf zwei Rad‘ (Storchenbotschaft); aber das war Mörike! Hierdurch wird nichts an der Tatsache geändert, daß es keine edlere, kräftigere Quelle zur Stärkung des Sprachgefühls gibt als die Werke unsrer großen Dichter, auch oder sogar besonders die in Versen. ‚Poesie und leidenschaftliche Rede sind bei einzigen Quellen, aus denen das Leben der Sprache hervorbringt‘, heißt einer der lehrreichsten Aussprüche Goethes zu unserm Gegenstande, und man beachte wohl, daß er nicht von Schriften spricht, sondern von Rede. Die echte Poesie steht der echten Rede, der aus dem Herzen strömenden viel näher als die beste Schrift in Prosa. Hierzu beachte man den Satz Herders: ‚Man lerne Grammatik aus der Sprache, nicht Sprache aus der Grammatik‘, was H. Hildebrand mit gleichem Sinn in die Form gekleidet hat: ‚Man lerne Sprache von innen nach außen und nicht von außen nach innen.‘

In vielen Fällen muß die Entscheidung zwischen gutem und schlechtem oder weniger gutem Deutsch getroffen werden nach dem obersten Leitsatz für alles Sprechen und Schreiben: nach der größern oder geringern, der sofortigen oder der langsamern Verständlichkeit. Arnolds Verse: ‚Soweit die deutsche Zunge klingt Und Gott im Himmel Lieder singt‘ können bei einigem Nachdenken kaum mißverstanden werden, und in vielen Fällen besteht der Form ‚Gott‘ gegenüber kein Zweifel, daß sie als dritter Fall gelten muß. Sprache aber soll ohne angestregtes Nachdenken richtig, unzweideutig wirken, und das geschieht hier nicht: ein kindlich einfältiges Gemüt kann sich einen im Himmel Lieder singenden Gott gar wohl vorstellen. Ich erinnere mich, es als Knabe so verstanden und es sehr schön gefunden zu haben, daß Gott im Himmel deutsche Lieder singe.

Die Forderung des guten Deutsch — zumal fürs Schreiben, mehr noch als fürs Sprechen — geht nicht bloß auf Klarheit und Verständlichkeit, sondern auf Eindeutigkeit und

Unmißverständlichkeit. Man schreibt nicht für sich, sondern für Andre, meist Unbekannte, und man darf an deren geistige Anspannung keine ungebührliche, unbescheidne Forderungen stellen. Es gibt im Deutschen allerlei Fehlerquellen, die das sichere Verständnis des Geschriebenen erschweren; man lerne sie kennen und verhüte ihre Wirkung durch sorgsames Achten auf die reichlich vorhandenen Hilfsmittel des guten Deutsch: vernünftige Wortstellung, klare Satzgliederung, Gebrauch der unterscheidenden Beugesformen. Man vermeide Fügungen, die noch grade zur äußersten Not verständlich und sozusagen richtig sind, und bevorzuge solche, die unter allen Umständen richtig aufgefaßt werden müssen. Man lasse sich nicht zu dem Uberglauben verführen, äußerste Klarheit könne als Seichtheit erscheinen; alle große Stilmeister aller Völker haben das Gegenteil gelehrt, und unser klarster Schriftsteller, den noch keiner seicht zu nennen gewagt, Lessing, hat als den Kern seiner Auffassung vom schönen Stil den schon einmal angeführten Satz bezeichnet: „Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit.“

Eine reichfließende Quelle des schlechten Deutsch ist die Stopfsucht. Mehr als ein selbständiger Gedanke, viele Gedanken und Gedankensplitter werden in einen Satz zusammengestopft, beeinträchtigen einander in ihrer beabsichtigten Wirkung, erzeugen Unklarheit des Ganzen, Entwertung des Einzelnen und vernichten jede künstlerische, ja jede menschenverständliche Satzform. Die deutsche Stopfsucht ist der Fehler einer Tugend: man strebt nach Kürze und wird dunkel, formlos, sprachwidrig. Ich rede keineswegs der Breitspurigkeit das Wort: edle Kürze ist eine der besten Eigenschaften guten Stils. Jede Wirkung aber fordert ihr bestimmtes Maß, und es ist nicht wahr, daß unter allen Umständen das kürzeste Wort, die knappste Wendung die einzig empfehlenswerte Ausdrucksform ist. In Verwahrung, in Obhut nehmen kann in gewissen Fällen besser sein als verwahren, behüten; aufmerksam sein besser als aufmerken; und Büstmanns Bemäkelung der körperlichen Bewegung statt Körperbewegung beweist nur, daß sein Kritikersinn stärker entwickelt war als sein Sprachgefühl. Kürze ist Würze, doch darf sie nicht mit schlechten, mit zweckwidrigen Mitteln erreicht werden. Die echten oder gemachten Schachtelsätze, z. B. „daß die den das Rentamt verwaltenden Beamten befallende Augenkrankheit betreffende Zeugnis . .“;

die über alles verständige Maß hinauswuchernde Zusammenleimerei mit ihren Wandwurmgebilden wie Kommunalsteuereinschätzungskommission, Reichskanzleramtspräsidentenstelle; die leidige Knapferei, die lieber einen wulstigen schweren Hauptsatz als einen schlanken mit einem leichten Nebensätzchen bildet — alle dergleichen Gebrechen fließen aus dem einen krankhaften Triebe, nicht jedem Gedanken oder Gedankengliede sein Recht und seinen Raum zu gönnen (vgl. S. 302). Was wir mit Recht am Französischen bewundern, seine Helle und Schnelle, ist zum größten Teil die Frucht der Liebe zu feingliedernder Ordnung, zu gerechter Verteilung der sprachlichen Aufmerksamkeit über den ganzen Satz. Teile und beherrsche deine Rede! so muß der Rat in vielen zweifelhaften und schwierigen Fällen lauten.

Deutsch ist eine schwere, sehr schwere Sprache. Die Fremden, die es trotzdem erlernen wollen, klagen darüber; die Deutschen, die es oft dürftig getrieben, leiden darunter. Deutsch ist nicht bloß sehr schwer durch den Reichtum seines Wortschatzes und die Beweglichkeit seiner mehrdeutigen Fügungen — man denke z. B. nur an die verschiedene Bedeutung seiner Beugungsfälle nach Vorwörtern, wodurch es das Griechische und das Sanskrit übertrifft; es ist schwerer als jede andre große Bildungssprache durch die zahllosen Schwankungen seines Baues und durch den Mangel an strenger einheitlicher Zucht infolge der staatlichen Geschehnisse des deutschen Volkes. An der regelnden Schlichtung des Sprachstreiches, an der Festigung von Schwankeudem, an der Entscheidung in Zweifeln haben fürs Französische Jahrhunderte völkischer Sprachzucht aus einem beherrschenden Mittelpunkt, der geistigen Reichshauptstadt Paris, gearbeitet; gar nicht zu reden von der Selbstverständlichkeit für jeden Franzosen, daß in Frankreich Französisch, nicht ein Gemisch aus dem Abhub der Sprachen andrer Völker gesprochen werden müsse. Damit vergleiche man die Zuchtlosigkeit und Verwelschung des Deutschen seit dem 16. Jahrhundert bis in unsre Tage! Es gibt griechische, römische, französische, englische, italienische, spanische Prosakriststeller zu Duzenden, die als makellose Sprachmuster ihrer Völker gelten dürfen; es gibt keinen einzigen deutschen Klassiker der Wortfügung und des Satzbaus in dem gleichen

Sinne. Ich schreibe zwei Sätze hierüber aus meiner Deutschen Stilkunst (S. 470 und 471) ab: ‚Wir fühlen alle, daß mit zum Wesen der klassischen Prosa die Mustergültigkeit gehören muß, daß man also von ihr sagen könne: Schreibe, wie dies geschrieben ist, und du schreibst vollkommne Prosa . . . Wollen wir auf den Ruhm einer klassischen Prosaliteratur nicht ganz verzichten, so müssen wir zu ihr viele Werke zählen mit unzweifelhaft groben Verstößen gegen Grammatik, Ausdruck, Satzbau.‘ In keinem Lande der Erde gibt es annähernd so viele Bücher über ‚Falsch und Richtig‘ der Muttersprache, und in keinem sind sie so notwendig wie in Deutschland.

Sehr alt ist die Überzeugung der Deutschen von der Schwierigkeit ihrer Sprache. Otfried, der Dichter des Evangelienbuches, klagte: ‚Diese barbarische Sprache ist rau und wild und des regelnden Zügels der grammatischen Kunst ungewohnt‘; der unbekannte deutsche Dichter eines ‚Pilatusliedes‘ schrieb um 1180: ‚Man sagt von deutscher Zunge, sie sei ungebändigt, hart zu fügen‘. Aber hat nicht selbst Goethe einmal die deutsche Sprache den ‚schlechtesten Stoff‘ für den deutschen Dichter gescholten? Ja, Deutsch ist schwer zu erlernen, schwer zu beherrschen, schwer zu lehren; aber gewöhnen wir uns doch an den Gedanken, in diesen Schwierigkeiten spröde Vorzüge unsrer Sprache zu besitzen, und würdigen wir die Sonderstellung, die sie daraus gewinnt. Einer ihrer feinsten Künstler, Novalis, hat goldene Worte hierüber gesagt: ‚Wohl unsrer Sprache, daß sie ungelent ist! Der Starke zwingt sie, und den Schwachen zwingt sie; dadurch wird die Erscheinung der Kraft sichtbarer, schöner, wie das Unvermögen sichtbarer, und so bleibt das Reich der Schönheit reiner, adeliger, unvermischbar.‘

Der Eine schöpft aus der Überzeugung von der kaum zu bewältigenden Schwierigkeit, vollkommnes Deutsch zu schreiben, die eigne Erlaubnis zu beliebig schludriger Sprache; der Andre, und nur ihn wünsche ich mir zum Leser und Benutzer dieses Buches, setzt sich grade wegen der zu besiegenden Schwierigkeiten vor, ihrer Herr zu werden, weil als Preis dieses Ringens das stolze Bewußtsein lohnt, einer so herrlichen Sprache ihr volles Recht gegeben und treuen Dienst am wertvollsten Gute des Vaterlandes geübt zu haben. Keiner rühme sich seiner Fehlerlosigkeit, denn es steht gar nicht so fest, wie manche meinen, was fehlerlos und was

fehlerhaft ist. Wenn in einer der zurzeit anerkannt besten wissenschaftlichen Sprachlehren des Deutschen der feinsinnige Verfasser für das einzig Richtige hält: ‚Du hast Wein getrunken. Was für?‘ und die Fügung ‚Was für welchen?‘ norddeutschmundartlich nennt, wiewohl die herrschende Schriftsprache offenbar nur ‚was für welchen‘ oder ‚was für einen, lennt, — wer will sich dann herausnehmen, mit endgültig abschneidendem Richterspruch über jede der tausend Schwierigkeiten zu entscheiden? Große Vorsicht, ganz gewiß, in allen Zweifeln; aber auch weitgehende Nachsicht mit dem, der nach gewissenhaftem Überlegen nicht genau so schreibt, wie irgend- ein ‚System‘ eines Sprachmeisters es heischt.

Die Sprache sprach: Mein guter Mann,
Was geht denn dein System mich an?
Du deutest den Weg mir mit der Hand,
Ich richte mich nach der Sonne Stand;
Und wenn die Stern' am Himmel stehn,
So lassen auch die mich nicht irre gehn.
Macht ihr nur keinen Dunst mir vor,
Daß ich sehn kann den ewigen Thor.

Nicht alles, was die starre Regel des Meisters und seine Vernünftigkeit für falsch oder richtig erklären, ist wider das innerste Geregelt der Sprache und ihre gar absonderliche feine Vernunft. Die Sprache folgt liebevoll dem ewig wechselnden Bedürfnis der sprechenden Menschengeschlechter. Die Rede unsrer Zeit fließt nun einmal hurtiger von den Lippen und aus den Federn als in abgelebten Zeiten; sie darob zu schelten und gewaltsam zu zügeln, ist verkehrt und nutzlos. Sehr vieles, was die gestrengen Merker rügen und verhöhnen, ist aus dem Zwang eines neuen Sprachbedürfnisses erzeugt und trotz dem polternden Verbot. Von hundert beschimpften ‚Sprachdummheiten‘ sind reichlich ein Duzend feine Klugheit der Sprache, d. h. des Sprechers, der mit dem klugen entgegenkommenden Verständnis des Hörers rechnet und sich darin nicht täuscht. ‚Griechischer Unterricht‘ ist für den Sprachtifter eigentlich falsch, — er fordert ‚Unterricht im Griechischen‘; wogegen ein noch feinerer Tifter einwenden könnte: ‚Unterricht über Griechische‘ wäre wohl das Aller- richtigste. ‚Frohe Botschaft‘ ist bei Lichte besehen unlogisch, denn nicht die Botschaft ist froh oder unfroh, sondern ihr

Hörer wird durch sie eins oder das andre. Unlogisch, unrichtig sind: ‚ein hoher Siebziger, die äußeren Franken, die Reisenden nach Leipzig, Goethes Italienische Reise‘ und wer weiß wieviele durch den wohlberechtigten Trieb nach bequemer Kürze im eiligen Alltagsleben erzwungene Läßlichkeiten, die mit der Zeit erlaubte, ja unentbehrliche Hilfsmittel des Ausdrucks werden. Ihnen gegenüber ist allzu schroffe Strenge so wenig am Platz wie allzu weiche Duldung der durch kein Lebensbedürfnis gerechtfertigten Vordrigkeiten. Die gesunden Schößlinge der Sprache, die Frucht versprechen, dürfen nicht roh abgerissen, die geilen Wildsprossen nicht auf Kosten des Edelmuchses wuchern gelassen werden.

*

Über meine Darstellung kurz dieses. Selbstverständlich schreibe ich ein Buch über gutes Deutsch in reindeutscher Sprache. Ich weiß, Deutsch gilt einem sehr großen Teil der deutschen Wissenschaft für unbrauchbar zum wissenschaftlichen Betrieb, und ganz deutschgeschriebene Bücher werden vielfach mit dem Argwohn oder Makel der Unwissenschaftlichkeit bedacht. Die griechischen Sprachlehrer sind nie auf den tollsten Gedanken verfallen, daß ihre Muttersprache nicht über sich selbst zu schreiben vermöge. Alle Kunstausdrücke der griechischen Sprachwissenschaft bis zum heutigen Tage sind griechisch; in Athen hat man selbst zur Zeit der Römerherrschaft nichts von Subjekt, Prädikat, Objekt, Apposition, Attribution, Deklination, Konjugation gewußt, und die römischen Sprachlehrer, die allesamt auf den Schultern der griechischen standen, haben bis auf vereinzelte Ausnahmen die Sprachkunstwörter der Griechen strengpuristisch verlateinert. Ich weiß, ich weiß, für erhabene Wissenschaft wird z. B. Folgendes in einer neuen ‚Deutschen Grammatik‘ für die Schule gehalten: ‚Jeder Zusatz muß dem Kasus nach mit dem Substantiv kongruieren, welchem er inhäriert . . . Durch die Motion wird an dem Adjektiv das Genus, durch die Flexion Numerus und Kasus unterschieden‘, worauf für die ‚Motion und Flexion des Adjektivs‘ weiter unterschieden wird zwischen ‚flektiertem Attributiv‘ und ‚konjunktem Adjektiv‘. Das Hochziel dieser Darstellungsform wäre die ganz lateinische Grammatica der deutschen Sprache, die übrigens nicht so geschmacklos und Vaterland-verhöhrend wäre wie das besudelte und verluderte

Deutsch vieler Schriften deutscher Gelehrter über ihre sogenannte Muttersprache. Der grobe Fehler der Weltgeschichte, daß Hermann statt Varus im Teutoburger Walde gesiegt, wäre alsdann ganz gutgemacht; zurzeit ist er's nur halb. Um der allgemeinen leichtern Verständlichkeit willen wird gemäß der Rechtfertigung der Welscher die deutsche Sprachlehre auf Welsch vorgetragen, denn in Deutschland verstehe man die deutschen Kunstausdrücke dieser deutschen Wissenschaft nicht. Ein großer Germanist hat sich nicht geschämt, öffentlich die deutsche Sprache herabzusetzen durch die eiserne Frage: „Kann jemand bei Befehl an den grammatischen Imperativ denken, bei Einzahl an den Singular, bei Geschlechtswort an den Artikel?“ (Müllenhoff). Ich zweifle nicht, daß jeder Leser dieses Buches sich bei Befehlsform, Einzahl, Geschlechtswort genau soviel denken wird, wie der tiefgründigste welschende Germanist bei Imperativ, Singular, Artikel. Ja ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß auch sonst welschende Benutzer die, ja meist viel zutreffenderen und inhaltsreicheren, deutschen Bezeichnungen deutscher Sprachformen zur Not verstehen werden. Satzbruch für Anacoluth, Umkehrung oder Satzkehre für Inversion, Kürzung für Ellipse, Nebenordnung für Parataxe, Beisatz für Apposition und Attribut, Beiwort für Adjektiv, Hauptwort für Substantiv, Satzträger für Subjekt, Satzziel für Objekt — o ich weiß, alle diese nur deutsche Ausdrücke aus unsrer arm Sprach, plump Sprach ermangeln der wissenschaftlichen Weihe; indessen einem unverbesserlichen Deutschschreiber wird man sie für dieses Buch vielleicht nachsehen, und ich beanspruche keineswegs, den Betrieb unsrer gelehrten Schulen dadurch zu beeinflussen. Meine Kunstsprache soll nur für mich und meine Leser gelten, und wir beide haben uns noch immer auf Deutsch vollkommen verstanden. Wo brauchbare deutsche Bezeichnungen längst bestehen, habe ich sie einfach beibehalten; wo ein neues deutsches Wort nötig war, habe ich es behutsam sinngemäß gebildet.

Daß ich mir besondere Mühe gegeben habe, mein Buch über Gutes Deutsch in einer Sprache abzufassen, die mit Inhalt und Zweck nicht in Widerspruch stehe — es gibt Sprachwerke in solcher Widersprache —, verstand sich ebenso von selbst, wie daß Bücher über deutsche Sprache in reindeutscher Sprache geschrieben werden können und müssen. Zum Gefühl der Abgeschmacktheit, über Deutsch auf Welsch

zu schreiben, sind in Deutschland erst wenige vorgebrungen; ich bekenne mich als einen von ihnen.

Zuweilen habe ich das bequeme und am unmittelbarsten wirkende Hilfsmittel benutzt, meine eigne Ausdrucksform sogleich als Beispiel zu benutzen. Allzu oft durfte dies nicht geschehen; die Fälle, wo es mir geglückt ist, werden den Leser mehr fördern als stören.

*

Nach zwei Jahrhunderten voll anmaßender Sprachbüttelei will dieses Buch zu Gutem Deutsch führen ohne selbstherrliche Grobheit oder gar Schimpferei. Mut zur deutschen Sprache und Freude an ihr will es in Lesern mit gutem Willen erzeugen; zu der Möglichkeit, richtig und gut Deutsch zu schreiben, wieder das Vertrauen wecken, daß durch die Bücher mit dem wüsten Gezeter über die Dummheit und Gemeinheit unzähliger unschuldiger, erlaubter, ja trefflicher Wörter und Wendungen dem deutschen Schreibervolk ausgetrieben worden.

Der Leser wird begreifen und entschuldigen, daß ich in diesem Buch an manchen Stellen mehr, als mir selbst lieb, von den kleinen Sprachmeisterern als von der großen Meisterin Sprache reden mußte. Die Umkehr von der scheltenden Bedmesserei in Sprachfragen zur ruhigen Betrachtung des herrschenden Sprachgebrauchs ist so notwendig, daß es in Duzenden von Fällen nicht ohne eine Auseinandersetzung mit Männern wie Wustmann und Genossen möglich ist, zur Wahrheit zu gelangen. Bevor hier neu aufgebaut werden kann, muß mit altem Bauschutt aufgeräumt werden. Wenn in Deutschland hier und da sehr schlechtes Deutsch geschrieben und gesprochen wird, so liegt der tiefste Grund weit weniger in den angeblichen Sprachdummheiten, die von den schimpfenden unfruchtbaren Bedmessern den besten Schreibern und Sprechern angelastet werden, als darin, daß in Deutschland meist nicht Deutsch, sondern Welsch die Sprache der Gebildeten ist, sich also keine Sicherheit im Gebrauche des Deutschen befestigen konnte. Wem nichts dran liegt, ob er ein edles klares deutsches oder ein elendes verschwommenes welsches Wort hinschreibt, der achtet auch nicht sorgsam auf die richtige Wahl der deutschen Formen und Fügungen. Es ist kein Zufall, daß unsre berühmtesten Welscher durch die Bank

schlechtes, grobschlerhaftes Deutsch schreiben. Welsch ist eine Badersprache, wie ich in meinem ‚Sprich Deutsch‘ (S. 86—90) dargelegt habe; ein angesehener deutscher Volksmann, der Abgeordnete Traub, nennt es eine Gaunersprache. Jedenfalls: lüdriges Welsch und schlüdriges Deutsch gehören zueinander, gleichwie saubres und sprachrichtiges Deutsch sich wechselseitig bedingen.

Ich halte die Leser und Befrager dieses Buches nicht für sprachdumm und unfähig zu gutem Deutsch; halte mich nicht für unfehlbar und zur Überhebung über alle Volksgenossen berechtigt, die eine Feder führen. Ich setze vielmehr voraus, daß der Benutzer bei einiger Achtsamkeit leidliches Deutsch schreiben kann, aber gern möglichst gutes, jedenfalls fehlerfreies Deutsch schreiben möchte.

*

Nach Vollständigkeit des Notwendigen habe ich gestrebt; sie nicht erreicht zu haben, bin ich mir bewußt. Sollte mein Buch einen Neudruck erleben, so werde ich die mir nachgewiesenen Lücken alsbald ausfüllen. Ich erbitte mir hierzu dieselbe freundliche Mitarbeit meines Leserkreises, die mir bei jedem meiner Bücher zuteil geworden. Da wo der Leser einen andern Sprachgebrauch als den von mir zugrunde gelegten beobachtet hat, möge er zunächst prüfen, ob er nicht eine engbegrenzte landschaftliche Form entgegenhält dem gesprochenen Gemeindeutsch und der überwiegenden Schriftsprache Derer, die in keiner besonders ausgeprägten Mundart groß geworden oder sie schon früh abgelegt haben. Der Verfasser dieses Buches glaubt durch seinen Lebensgang in besondrer Weise zu einem Urteil über den deutschen Sprachgebrauch erzogen zu sein. Mehr als 30 Jahre hat er im amtlichen Dienste des Reichstags viele tausend Neben von vielen hundert Rednern — darunter Bismarck, Moltke, Treitschke — nicht nur angehört, sondern nach seiner Meinung und seinem Veruse sprachlich geprüft. Er darf also ohne Überhebung sagen, daß es schwerlich ein Buch über die wirklich gesprochene deutsche Sprache von einem Schreiber gibt, der mehr öffentlich sprechen gehört hat als er, und zwar von Rednern aller höhergebildeter Stände und aus allen deutschen Gauen.

*

Wie ich keinem belehrenden Schreiber das Recht einräume, seine Leser zu langweilen, so habe ich mich bemüht, die Schwierigkeit des Gegenstandes zu lindern durch möglichst klare Übersicht, scharfe Bestimmtheit in den Tatsachen und den daraus folgenden Ratschlägen, enges Anlehnen an die eignen sprachlichen Erfahrungen des Lesers. Auf den Reiz, der für manche Benutzer manches verbreiteten Sprachbuches in dem grobianischen Geschimpfe des alles wissenden und alles besserwissenden Verfassers liegt, habe ich gern verzichtet. Gerechter Schimpf gebührt einzig Denen, die überhaupt nicht Deutsch schreiben wollen und wohl gar die Deutschschreiber zu höhnen sich erdreisten. Mit jedem andern irrenden Volksgenossen darf glimpflich umgegangen werden, denn uns alle versöhnt und eint der gute Wille zum Deutschen.

Besonders geistreich läßt sich nicht eben über Fragen schreiben wie die, ob nach ‚brauchen‘ ein ‚zu‘ stehen müsse, ob die Satzumkehr nach Und doch vielleicht zuzulassen sei, ob es Wir Deutsche oder Wir Deutschen heißen solle. Indessen, es gibt auch allerlei reizvolle Zweifel und Schwankungen, und so ist dafür gesorgt, daß ich diese Einleitung, gleich der zu meiner ‚Entwelschung‘, beschließen kann mit Worten eines sehr alten Schreibgenossen (2. Makk., 15, 40): Alle Zeit Wein oder Wasser trinken, ist nicht lustig; sondern zuweilen Wein, zuweilen Wasser trinken, das ist lustig; also ist's auch lustig, so man mancherlei liest. Das sei das

ENDE.

Bornim (Mark), 18. April 1918

Eduard Engel

Zur dritten Ausgabe

Einige Druckfehler sind berichtigt, manche Angaben schärfer gefaßt, Winke von aufmerksamen Lesern beachtet. Der Grundsatz dieses Buches wurde von allen Beurteilern gebilligt. So wirkte es denn weiter zur Ehre deutscher Sprache, des einzigen deutschen Gutes, das die Todfeinde Deutschlands nicht haben besudeln können.

Bornim, 18. September 1921

E. E.

Wortschatz und Wortform

Gutes Deutsch mit undeutschem Wortschatz ist ein innerer Widerspruch, ein Unding, eine Unmöglichkeit. Wo ein Schreiber die einfachsten Begriffe nicht mit den Mitteln seiner Muttersprache bezeichnen kann oder will, sondern entstellte, verderbte, fremdsprachige Brocken einmischt, und zwar nicht vereinzelt, sondern gehäuft, regelmäßig, bis zu einem Welschwort oder mehr auf die Druckzeile, da haben wir's vielleicht mit schönem Welsch, aber nicht mit gutem Deutsch zu tun. Wer da schreibt: 'Ich bemerkte, daß ich zu sehr auf die momentan metrischen Dissonanzen der sentimentellen Affekte geachtet und so die lyrisch-perpetuelle Rhythmik der sentimentellen Motive überhört hatte', der schreibt schlechtes Deutsch, und die Zeit ist nahe, wo es heißen wird: der schreibt überhaupt nicht Deutsch, schreibt in keiner Menschensprache.

Über die Sprachwidrigkeit, Geschmacklosigkeit, Albernheit, Unwürdigkeit, daß ein Deutscher durchaus nicht Deutsch schreiben will, habe ich alles Nötige in meinen Büchern Deutsche Stilkunst, Sprich Deutsch!, Entwelschung gesagt; ich beziehe mich darauf, wiederhole es nicht. Nur füge ich noch ein tiefses Wort Schopenhauers hinzu: 'Nachahmung fremder Eigenschaften und Eigentümlichkeiten ist viel schimpflicher als das Tragen fremder Kleider; denn es ist das Urtheil der eignen Wertlosigkeit von sich selbst ausgesprochen'. Allerdings versteckt der Welscher dieses Werturtheil immer hinter dem Gedanken oder gar dem Satz: 'Die deutsche Sprache hat kein Wort dafür'; aber der einsichtige Leser ist nicht mehr so leicht wie ehemals darüber zu täuschen: Dieser Schreiber ist so unwissend und unfähig, daß er kein deutsches Wort dafür kennt.

Für sich allein, etwa in einem Tagebuch, mag jeder Deutsche, der sich dessen nicht schämt, schreiben wie er will, und wer's vor seinem Ehrgefühl verantworten kann, mag da welschen. Wer aber zu Deutschen spricht, hat Deutsch zu schreiben, ohne

Widerrede Deutsch, und wär's nur darum, weil er mit keiner andern Sprache ganz sicher ist von jedem Deutschen genau verstanden zu werden. Dessen aber sollte jeder sich bewußt werden: alles Streben nach gutem Deutsch ist für den Fremdwörtler ein Wassers schöpfen ins hohle Sieb, ein Spannen der Pferde vor und zugleich hinter den Wagen. Sprachgefühl läßt sich nur pflegen und schärfen durch strenges Abweisen jeder störenden Trübung; seine Wortwahl nur üben durch Suchen und Sichten und Wägen aus einem Wortschatz des Echten und Saubern, nicht durch tapfignes Zugreifen unterm Gerümpel und Müll fremder Sprachen.

Dem nach gutem Deutsch strebenden Schreiber mit dem festen Willen zum Deutschen brauche ich hier kaum zu sagen, was ich schon sonst ausgesprochen habe: Die Volks- und Sprachgeschichte Deutschlands entschuldigt eine gewisse Anzahl fremder Wörter, die durch vieljährige Duldung oder gar durch die adelnde Dichtung Gastbürgerrecht inmitten der deutschen Rede gewonnen haben. In meinem „Sprich Deutsch!“ (auf Seite 237—246) steht, was über diesen geringen zulässigen Fremdeinschlag unsrer Sprache zu sagen ist; in meiner „Entwelschung“ stehen die mit B und H gekennzeichneten Lehn- und Halblehnwörter neuerer Zeit, deren gelegentlicher, spärlicher Gebrauch selbst in gutem Deutsch gestattet ist. Doch sei dem Leser der wohlüberlegte, aus eigener Erfahrung geschöpfte Rat gegeben: Lieber zu streng als zu lässlich gegenüber jedem nicht deutschgewordenen Wort! Nicht aus schrullenhafter Peinlichkeit, sondern weil es keine fruchtbarere Selbstzucht gibt, als sich zur Beschränkung auf den schrankenlos reichen deutschen Wortschatz zu zwingen: was man an oberflächlicher Bequemlichkeit dadurch geopfert, wird doppelt und vielfach belohnt durch immer sichrere Herrschaft über Fülle und Feinheiten des körnigen deutschen Ausdrucks. Der bloße Wille, reines Deutsch zu schreiben, kommt einem meisterlichen Unterricht im Ausdruck und Stile gleich. Man scheue sich nicht vor dem lächerlichen Vorwurf, ein „Purist“ zu sein, denn der bedeutet in Wahrheit nur: Dieser Deutsche schreibt Deutsch. Wohl aber erwäge man den Vorteil reiner Sprache vom Standpunkt greifbarer Nützlichkeit: es gibt heute, dank den Bestrebungen zu reinem Deutsch, schon sehr viele gebildete Behörden, Kaufleute, Zeitungsleser, Arbeitgeber aller Art, die einen unbekannten Brief- und Zeitungschreiber oder Bittsteller, der sich

in überflüssigen Fremdwörtern ergeht, für einen ungebildeten Gecken halten. Niemals aber wird ein vernünftiges Schreiben in reinem Deutsch auf den Leser anders wirken denn als der ehrliche Ausdruck eines ehrlichen Gedankens, und jeder Nutzen, den man sich von gutem Deutsch verspricht, wird gesteigert zuteil dem reinen guten Deutsch.

*

Der Welscherei nahe verwandt ist das Reden in Zungen, die Püclerei (nach dem Muster des Fürsten Pücler), das Brunken mit Sprüchlein und Bröcklein aus mindestens sechs Sprachen, auch aus solchen, von denen man eben nur dergleichen Glitterkram aufgeschnappt hat. Nur auf Leser mit gleichem Ungeschmack wie dem des Schreibers wirken die Säcklein aus dem Büchmann oder einem andern „Zitatenschatz“; die wahre Bildung verschmäh't den billigen Schein, der durch *Sapienti sat*, *Rebus sic stantibus*, *Do ut des*, *Autos efa*, *Nous verrons*, *Se non è vero*, *Quien sabe*, *Last not least* erzeugt werden soll. Wohl wirkt zur rechten Zeit das rechte Wort eines großen Denkers oder Dichters mit besondrer Schlagkraft; doch je seltner dieses erlaubte Stilmittel angewandt wird, desto wirksamer. Der „Zitateles“ ist eine lächerliche Gestalt, um so lächerlicher, für je sprachfremder in seiner Zitatenswelt man ihn erkennt.

Man vermeide sodann Wendungen, die nur deutsch klingen, in Wahrheit schlechte Übersetzungen aus einer Fremdsprache sind. „Es macht warm“ ist Französisch, nicht Deutsch; die Emben, die Deutschland, gar die Vaterland sind Englisch, nicht Deutsch; in der Falte (*sous ce pli*) ist Französisch, nicht Deutsch, auch nicht zulässiges Kaufmannsdeutsch.

Deutsche Pennälerei, Übertragung von lateinischen Schülerbröcklein aufs reife deutsche Leben sind Benennungen wie Bremenser, Hallenser, Jenenser, Badenser, Weimaraner (bei Goethe nur scherzhaft), Anhaltiner. Ich rate keinem, mich einen Pommeraner zu nennen. Heute sagt man ja selbst in den Schulen nicht mehr Athenienser, Karthaginienser, sondern Athener, Karthager. Wem Zenaer schlecht klingt, der wird wohl auch Gothenser, Gerenser, Grimmenser, Altonenser schreiben. Goetheaner, Hegelianer sind unfein, und Wagnerianer ist niedrig. In der Schlafroßsprache einer engen Berufsunft mag dergleichen hingehen, in die saubere Schrift-

sprache gehört es nicht. Am tiefsten eingedrungen sind Hannoveraner, hannoveranisch; ich schreibe sie nie, und keiner ist verpflichtet, lateindeutsche Endungen an ein deutsches Wort zu kleben. Die Lutheraner sind schwerer loszuwerden; daß die Lutherischen edler, weil deutsch, klingt, wird jeder Nichtwelscher empfinden. Gegen Brasilianer, Florentiner, Sizilianer, Peruvianer, Piemontesen wäre bei strengster Sprachzucht manches einzuwenden: es lohnt aber nicht, gegen diese versteinerten Ausländereien anzukämpfen. Bemerkt sei nur, daß die Franzosen, Engländer, Italiener sich fast für alle diese Benennungen nur der Wortbildungsmittel ihrer eignen Sprache bedienen.

Gleichviel, welchen Wert man im allgemeinen auf peinlich richtige Schreibung des Wortbildes legt, für das Fremdwort gilt diese Sorgfalt nicht, auch nicht für das geduldete. Vollends für fremde Wörter, die keine Fremdwörter sind: Kaffee, Tee, Schokolade ist die einfachste, der Aussprache am nächsten kommende Schreibung, die empfehlenswerteste. Freilich mit dem, der hartnäckig Café statt Kaffeehaus schreiben will und mit polizeilicher Erlaubnis sogar auf Ladenschilbern an öffentlicher Straße so schreibt, ist überhaupt nicht zu streiten, denn völkisches und sprachliches Ehrgefühl hat man oder hat man nicht.

Schroff abzulehnen ist die Forderung mancher Sprachbedienten des Auslands, die einheimische Aussprache jeder nun einmal aufgenommenen fremden Bezeichnung so genau wie möglich wiederzugeben, also abweichend von längst üblichen Schreibungen uns abzuquälen mit echtjuchtenrussischem Kasak (Kosak), Patjomkin (Potemkin), Moskwa (Moskau), Ariol (Orel). Auf diesem Wege kommen wir zu Milano, Napoli, Ticino (Tessin), Venezia, Udige (Etsch), Jurjew (Dorpat).

Für die Wortform fremder Menschnennamen ist die ihnen in ihrer Heimat eigne Schreibung maßgebend. Wir werden Viktor oder Victor Hugo, nicht Ugo, schreiben; Shakespeare, nicht Scherxpier. Aufhören aber sollte die bedientenhafte, zu groben Irrtümern führende Wiedergabe eines nichtfranzösischen, nichtenglischen Fremdnamens mit den Schriftmitteln der Franzosen oder Engländer. Der unheilvolle griechische Staatsmann neuester Zeit heißt auf Griechisch Beniselos; die Franzosen geben dies richtig mit Venizelos wieder. In Deutschland wird er fast durchweg französisch geschrieben und von

den Meisten dank dieser Ausländerei Fenizelos gesprochen. Die Engländer müssen den indischen j-Laut durch y wiedergeben und schreiben das Himalaja gesprochene Gebirge richtig Himalaya; es besteht nicht der kleinste Grund für uns Deutsche, es ihnen nachzuschreiben, denn deutsches y ist nicht j. Das in deutsche Siegerhände gefallene englische Schiff Ayesha hätte sogleich Ajscha heißen müssen, blieb aber nach deutscher Art, oder Unart, ruhig weiter Ayesha. — Kleinigkeiten? In Fragen der völkischen Sprachlehre gibt es wie in allen Ehrenfragen keine Kleinigkeiten. Die Franzosen schreiben richtig Hindenbourg, Loudendorf, Guillaume.

*

Offentlich sind kurzlebig Wortgemächte wie Hapag, Rabene, Delag, Bugra, B. J., UEG, Telka, Wumba, Rohö. Für den hastigen Alltags-, besonders den Börsenverkehr, tun sie ihren Dienst als rohes Verständigungsmittel, denn Sprache kann dergleichen nicht heißen; die anständige Schriftsprache lehnt solch Anzeug ab. Erklärt, fast entschuldigt wird es durch die ungeschickte, schwerfällige Namengebung; W. Fischer nennt mit Recht in seinem Buche 'Deutsche Sprache von heute' solche Bildungen 'Notwehr'. Hamburg-Amerikanische-Paletfahrt-Aktiengesellschaft, Kaufhaus des Westens, Deutsche Luftschiffahrts-Aktiengesellschaft, Buch- und Graphit(!)-Ausstellung, Berliner Zeitung (am Mittag), Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft, Deutsche Luftkriegsbeute-Ausstellung, Waffen- und Munitionsbeschaffungs-Amt, Reichsorganisation der Hausfrauen Österreichs können in Handelslisten eingetragen, nicht aber im beliebten Gespräch ausgesprochen werden. Ich halte auch mit der Meinung nicht zurück, daß mir Tauchbootkrieg sachlich und sprachlich würdiger klingt als U-Bootkrieg.

*

Gottsched und Abelung verfolgten mit ihrem Sprachphilisterhaß jedes zu ihrer Zeit zufällig nicht mehr gäng und gäbe Alltagswort. Unschuldige, treffliche, kernige Wörter wie hieder, beginnen, behagen, Fehde, Meisterschaft belegten beide mit allerlei Ekelnamen. Seitdem haben uns die neubelebende Dichtung und ihr folgend die Sprachwissenschaft gelehrt, daß nicht alles tot ist, was lange außer Gebrauch gekommen. Nach der Mitte des 18. Jahrhunderts, zum Teil gegen den störrischen Widerspruch Abelungs, wurde manches gute alt-

deutsche Wort zu neuem Leben erweckt. Den Reden verdanken wir Wieland, den tapfern Degen Lessing, hasten wurde von Boß empfohlen, und die von Campe aufgefrischten Altwörter gehen in die Hunderte. Mit vorsichtig wählendem Geschmack läßt sich noch manchem schönem halberstorbenem Wort Leben einhauchen; allerdings gehört dazu mehr Ansehen und Mut als zur Erbastelung eines Duzends elender neuer Welschereien. Aber selbst veraltete Wendungen (Das Eisen schmieden, weil [bieweil, solange] es heiß ist; Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht) sind in dichterischer Rede nicht nur erlaubt, sondern können von besondrer Wirkung sein. Auch der Prosaschreiber und -redner darf zur rechten Zeit, am rechten Ort, und wenn er der rechte Mann, zu bestimmtem Stilzweck gar wohl „sintemalen, bieweilen, Da sei Gott vor, Das sei fern von mir“ gebrauchen. Von ungeschickten und taktlosen Schreibern eingeflickt, wirken solche alte Lappen auf neuem dürftigem Gewande abgeschmackt. Es war eine Verirrung, daß im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts einige altertümelnde mittelmäßige Dichter die mittelhochdeutsche Rittersprache auspukten, ohne zu bedenken, daß sie schon zu ihrer Zeit nur nachäffende Französelei gewesen war. Paul Heyse hat jener Sprachmode der „Buzenscheibenlyrik“ das verdiente Spottdenkmal gesetzt:

Der Maskentröbel, guter alter Zeit
Entlehnt, birgt nun moderne Nichtigkeit.
Da schleift und stelzt ein blöder Mummenschanz,
Ein Landsknechtminnespiel und „Gomenanz“
Mit Heil und Hal und Phrasenspuß verbrämt,
Der totem Kunstgebrauch sich anbequemt.
O wie den Herrn, die nichts zu sagen hatten,
Die fremde Schnörkelrede kam zustattent!

Das Leben der lebenden Sprachen steht niemals still; das des Deutschen ist das am reichsten und schnellsten quellende von allen. Das Sprachleben ist schöpferisch, darum ist es dem Sprachzuchtmeister verhaßt, und er verbietet der Sprache, Neues zu schaffen. Überall, wo wir die Büttel über deutsches Sprachneuland hören, sind es nörgelnde oder schimpfende Verwerfungen, und immer, gleichviel ob Gottsched oder Adelung

ober Wustmann, mit denselben hinfälligen Gründen. Es ist unerfreulich, sich in einem Buche wie diesem nicht unmittelbar mit den Spracherscheinungen selbst abzugeben, sondern mehr als einmal mit früheren Darstellern zu streiten; es handelt sich aber hier um die Kernfrage des Sprachlebens: um das Recht zu steter Neubildung, und da muß selbst mit den einst schädlich gewesenem und bis heute schädlich fortwirkenden Toten gestritten werden. Um so mehr, als der in neuester Zeit am stärksten von Wustmann vertretene Geist des Niederhaltens der Sprachneuschöpfung die Schreiberwelt ein Menschenalter hindurch verderblich beeinflusst hat, noch heute nicht überwunden ist, und als zu befürchten steht: Der Boden zeugt sie wieder, wie er sie von je gezeugt, nämlich arme, einzelne Menschen, die sich erdrücken, die Sprache eines ganzen Volkes nach ihrer Geschmacks- und Ungeschmacks-laune in die spanischen Stiefeln einer engen Regelmäßigkeit einzuschnüren.

Der geistige Vorgang ist bei all solchen Sprachzuchtmeistern derselbe. Gottsched verwirft ‚das Große, das Schöne‘, ‚denn wir haben schon die Größe, die Schönheit‘; Wustmann bemerkt ‚das Wissen, das Können‘ als ‚richtige Modenarrheit . . . es kann einem ganz schlimm und übel dabei werden‘, denn ‚Wörter wie Kenntniß, Fähigkeit scheinen ganz vergessen zu sein‘. Adelung schilt über ‚liebepoll, entgegen, da wir bereits liebeich, erwidern haben‘, und ‚beginnen‘ ist töricht, da wir längst ‚anfangen‘ haben. Wustmann nennt ‚darstellen schauderhaft gespreizt‘, denn wir haben ja ‚bilden‘. ‚Einssetzen‘ ist ihm ‚eins der schlagendsten Beispiele der Gedankenlosigkeit‘, denn wir haben ja ‚anfangen und beginnen‘. Aber wozu dann noch ‚beginnen‘, da wir ja ‚anfangen‘ haben? So rafaunt Wustmann auf mehr als einem halben Hundert Seiten gegen ‚neue Wörter‘, die er allesamt für abscheuliche Modewörter erklärt, z. B. gegen: Gepflogenheit (ist nicht Brauch so ziemlich dasselbe?). Die Sprache, d. h. die Masse der Sprechenden, auch der Gebildetsten, hält beides nicht für dasselbe. Er eifert gegen Übersee (ein bequemes Kurzwort), Vorredner (ein unentbehrliches, bequemes Wort, von den besten, den gewichtigsten Rednern, von Moltke, Bismarck bedenkenlos angewandt), Ausreise (eines Weltmeerschiffes), Grifffekunst (treffenden Ersatz der lächerlichen Graphik), Begleitererscheinung, Werdegang, Straßtat, Lebewesen (verunglückte Bildungen), innerpolitisch, parteilos (wir haben ja

,unparteiisch'), lateinlos, fraglos, rückständig (Wustmann fordert einzig ,zurückgeblieben, veraltet'), anpassungsfähig (nach Wustmann nur fähig zum Unpassen von Kleidern oder Schuhen, also ,für einen gewandten Ladenjüngling'), tagein tagaus (,ganz töricht'), lochen, belichten, Heizkörper, Beleuchtungskörper (Wustmann kennt nur Ofen und Leuchter), Darbietung, Ehrung (für Wustmann gibt es nur Ehrenbezeugung oder Auszeichnung), bedeutsam, belangreich, belanglos (obgleich niemand weiß, was Belang ist'), eigenartig, einwandfrei, erheblich, sangesfroh und farbenfroh, glatt (man dürfte also nicht sagen: ,Der Verkehr wickelte sich glatt ab'), minderwertig, offensichtlich, selbstlos, tunlich, verlässlich, abstürzen, sich anfreunden, ausgestalten, entgegennehmen, erhellen (wir haben ja ,hervorgehen, sich ergeben'), sich erübrigen, erzielen (Wustmann höhnt: ,seiner Ersatz für erreichen'), gestatten, Rechnung tragen, einer Frage nähertreten, zu einer Beratung zusammentreten, vorbestrafen, vorausgehen (,Bier- und Spreizwort für vorhergehen und vorausgehen'), in die Wege leiten (,Modephrase eigentlich für gar nichts'), werten und bewerten, zerfallen in . . . (man dürfe nicht sagen: ,Das deutsche Heer zerfällt in 20 Korps'; alle Welt sagt so, aber alle Welt soll nicht so sagen — verlangt der eine Großklassiker des Deutschen, Gustav Wustmann); in erster Linie, nahezu, naturgemäß, rund (bei abgerundeten Zahlen), vielmehr (wir haben ja ,sondern'), weitaus, Gesichtspunkt, klarlegen. Alle diese und viele andre Ausdrücke müssen auf Wustmanns Geheiß aus der deutschen Sprache verschwinden.

*

Man kann sich des immer wiederholten Aufsteigens des Vergleiches mit Bedmesser nicht erwehren:

Auf ,blinde Meinung' lag' ich allein,
Sagt, konnt' ein Sinn unsinniger sein? . . .
Singet dem Volk auf Markt und Gassen;
Hier wird nach den Regeln nur eingelassen.

Es gibt keine Regel, wie die Bedmesser Gottsched, Adelung, Wustmann sie auspflanzen wollten: Wo für einen Begriff schon ein gutes Wort vorhanden ist, da bedarf es keiner Abwechslung. Das ewig bewegliche Sprachbedürfnis und Sprachgefühl fordert und schafft sich ewig neue Befriedigung.

und dessen wollen wir froh sein. Und wäre es selbst so, daß ein Neuwort für die bloße Verständigung überflüssig wäre, — der Sprachsinn eines lebenden Volkes steht unter dem beherrschenden Geistesgesetz der Ermüdung und des Wechsels, strebt unablässig nach Bereicherung des reichsten Wortschatzes und sieht in jedem neuen Wort eine neue Bedeutungs- und Gefühlsfarbe. Ja schon in dem verschiedenen Klange an sich schwebt neben dem sinnlichen Reiz jedesmal ein neuer Empfindungswert mit. Die von den Beckmessern benörgelte Eingebildetheit ist nicht dasselbe wie die von ihnen einzig zugelassene Einbildung; das Wissen ist nicht gleich der Kenntniß, das Können hat seine berechnete Geltung neben der Kunst, das Wollen neben dem Willen. Man hat z. B. bekrittelt: ‚ein am Markte belegenes Haus‘, hat verlangt ‚gelegenes‘; aber der geschärfte Sprachsinn empfindet nicht als überflüssige Wiederholung, sondern als fein unterscheidend: ‚ein am Markt belegenes, schön gelegenes Haus‘.

Wer dem Deutschen jedes Neuwort mit billigem Spott verleidet, der versündigt sich am guten Geist grade unsrer Sprache, die in und von der vernünftigen Freiheit lebt. Klopstocks Wort:

Weil ich die bildsamste bin von allen Sprachen, so träumet
Jeder pfuschende Wager, er dürfe getrost mich gestalten,
Wie es ihn lüste?

bleibe in Ehren, denn freilich ist die Sprache nicht jedem einzelnen Stümper preisgegeben. Bei den oben aufgeführten Wörtern jedoch handelt es sich längst nicht mehr um dreiste Wagnisse eines Einzelnen, sondern um Bestandteile der Umgangs- und Schriftsprache der Gebildeten und der Besten ihres Faches, und da bestreiten wir dem bloßen Merker jedes Recht, einem ganzen Volk tiefwurzelnde Gebilde seines Wortschatzes zu begeistern und zu vereiteln. Selbst große Kühnheiten der Neuschöpfung müssen ohne Voreingenommenheit geprüft werden. Alle Spracherfahrung beweist, daß jede gute Neubildung sich allem Tadel zum Troß durchgesetzt und bald werthvoller Besitz geworden ist; daß aber auch die schlechtesten Neubildungen kein Unglück für die Sprache sind, denn sie lehrt sie ab, und an der Ablehnung, nur an ihr, erkennt eben die Sprachwissenschaft, daß die neuen Wortformen unbrauchbar waren. Gottsched tabelte faumig (von faum),

und die Zeit hat ihm Recht gegeben; aber er tabelte auch sonstig, und von der Zeit hat er Unrecht bekommen. Ein lehrreiches Beispiel für die geheimnisvollen Geseze, die über neuen Wortschöpfungen walten, ist Gemeinplaz (statt der einstmaligen Lateinerei *Locus communis*). Goethe und Schiller hatten es mit Gemeinort versucht, waren aber trotz ihren einflußreichen Namen damit nicht durchgedrungen. Campe übersezte die englische Übersetzung *Common place* wörtlich mit Gemeinplaz, und diese auf den ersten Blick und Klang rohe Übersetzung hat den Sieg davongetragen über Goethes und Schillers Verdeutschungsversuche. Heute erscheinen Gemeinplaz und gemeinplazlich vortrefflich, Goethes und Schillers Gemeinort klingt uns flach und flau.

Einen andern Maßstab als den Erfolg gibt es nicht, und noch so scheinfluges Vernünfteln beweist in Fragen dieser Art gar nichts. Wie verständig klingt z. B. Wustmanns Auseinandersezung: ‚Die . . . Forderung, die man an ein neu aufkommendes Wort stellen darf, ist die, daß es regelrecht, gesezmäßig gebildet sei und daß es mit einleuchtender Deutlichkeit wirklich das ausdrücke, was es auszudrücken vorgibt.‘ Alles nichts als hohles Gerebe, dem das deutsche Wörterbuch in unzähligen Fällen widerspricht. Die Sprache fragt nicht nach dem Regelrecht, nach der Gesezmäßigkeit irgendeines Buchtmeisters, sondern sie lebt und schafft aus eignem Recht und Gesez. Besonders lehrreich ist die geschwähige Verwerfung des ‚Schriftleiters‘ statt des ‚Redakteurs‘ durch Wustmann, der überhaupt jeder Anklang findenden Verdeutschung das nichtsagendste, ja das sprachlich falscheste Welschwort vorzieht. ‚Unter Schrift kann dreierlei verstanden werden: die Handschrift, ein Schriftstück und die Lettern der Druckerei . . .‘ Folgt eine wohlweise Betrachtung, daß an die erste und dritte Bedeutung nicht zu denken, daß nur die Behandlung der Schriftstücke gemeint sei, und die ‚stellen wir uns wohl bei dem Worte Redakteur vor (?), aber nicht bei dem mühselig ausgeflügelten Worte Schriftleiter.‘ An die vierte Bedeutung ‚Schriftwesen‘ hatte Wustmann nicht gedacht. Daß der großartige ‚Redakteur‘ nur etwa Ordner, Herrichter bedeutet, nichts vom Leiter enthält, durfte ihm nicht einfallen, weil das fremde Wort durchaus verteidigt, das deutsche unbedingt bemakelt werden sollte. Und daß wir uns bei ‚Redakteur‘ nur ‚etwas vorstellen‘, was nicht notwendig in dem

Worte selbst steckt, daß wir uns also bei ‚Schriftleiter‘ nur ebenso etwas vorzustellen brauchen, wovon doch alles Wichtigste in dem Wort enthalten ist, wird verschwiegen. Aber die Hauptsache ist: Schriftleitung und Schriftleiter sind jetzt feste Rahmensprache der meisten deutschen Zeitungen geworden, gleichwie die ebenfalls von Wustmann verworfene ‚Geschäftsstelle‘, der er die schwammwörtliche ‚Expedition‘ vorzog. Und zuletzt das Allerbeste: wie steht es mit dem ‚Schriftsteller‘? Stellt der etwa Schrift? Folgt der irgendeiner Regel und einem Gesetz? Drückt der mit einleuchtender Deutlichkeit wirklich das aus, was er auszudrücken vorgibt? Man denke sich aus, welche Flut von höhnischen Schimpfereien Wustmann über den ‚Schriftsteller‘ ergossen haben würde, wenn der nicht seinen Kampf gegen die Verteidiger des ‚Autors‘ schon im 18. Jahrhundert siegreich bestanden hätte.

Und wie mit dem Schriftleiter und dem Schriftsteller, wie mit den Dugenden von bemakelten Neuwörtern, die jetzt zum festen Wortbesitz unsrer Sprache gehören, steht es mit Hunderten von Ausdrücken, die noch viel weniger mit einleuchtender Deutlichkeit das ausdrücken, was sie auszudrücken vorgeben. Ich berufe mich auf das in meinem ‚Sprich Deutsch‘ auf S. 230—235 über ‚Gut und Ungut des Deutschen‘ Gesagte und frage nur kurz, wie es mit der Regel und dem Gesetz von Wörtern steht wie: Mundart (Art des Mundes?), Eisbein (Wein von Eis? Wein auf Eis? Wein mit Eis?), Besteck, Augapfel, Perlmutter, Schraubenmutter, Backfisch, Schildwache, Leitsaden, Schneider (schneidet er nur?), Tischler (macht er nur Tische? und wie denkt man über Sargtischler?), Grassmücke, Wasserhahn, Konzertflügel, Baumwolle, Leichdorn, Weinwand, Beispiel, Backpfeife, Raketenkopf, Ohrseige, Weichbild, Hagestolz? Der Seufzer ist kein Seufzer, sondern ein Geseufzter; der Läufer auf der Treppe kein Läufer, sondern ein Belaufener. Was für ein Span ist Grünspan? Gar kein Span, sondern spanisches Grün. Man stelle sich vor, alle diese Wörter, und es gibt ihrer Hunderte, hätten sich ihr Daseinsrecht von den Sprachmeistern erbitten müssen!

Die durch und durch beschränkte, philisterhafte Bekämpfung des rastlos neuschöpferischen Triebes unsrer Sprache birgt noch eine andre ernste Gefahr: sie dient zur Verewigung der Welscherei. Wie hat Wustmann ein Körnchen seines erquälten Witzes, einen Tropfen seiner Kübel voll Schimpfereien über

die besten Neubildungen benutzt, um ein noch so bloßes Welschwort zu verdrängen, wie denn in Deutschland fast nur über deutsches Sprachgut gewißelt und geschimpft, jedes noch so gemeine Fremdwort mit Aufgebot höchsten Scharfsinns gerechtfertigt wird. An ‚allfällig‘ haben die Sprachmeisterer ihren Spott gelüßt; keiner hat etwas gegen ‚eventuell‘ vorgebracht. Gegen die gutgebildete Auskunftei — die sich trotz allem längst durchgesetzt hat —, erhebt Wustmann Klage mit ‚Schande‘ und andern Schimpfwörtern; gegen das Informationsbüro hat er nichts einzuwenden. Entsetzt ruft er aus: ‚Man könnte ebenso gut die Kopierstube im Amtsgericht die Abschriftei nennen.‘ Und wenn man's täte?!

Kein Leser ist verpflichtet, jede frische Neubildung sogleich selbst zu verwenden; im Gegenteil sei ihm geraten, abzuwarten, wie sie sich im Kampfe mit Philistertum und Welscherei durchsetzt; man lasse sich aber brauchbare Neuwörter, die einem Bedürfnis abhelfen, gut deutsch klingen und bequem sind, nicht durch ödes Gespött verleiden. Mehr als die Hälfte des ganzen neuhochdeutschen Wortschatzes war einmal nagelneu, und wehe jeder Sprache, über welche die dem sprießenden Sprachleben feindlichen Regelschmiede und Buchtmeister Gewalt bekämen.

Mit der oberflächlichen Krittelei ‚Modewort‘ ist nicht alles abzutun, was nicht schon seit hundert Jahren in unsrer Sprache lebt. Zum Modewort gehört der Begriff des Überwucherns und der Abgedroschenheit. ‚Neuorientierung‘ ist ein elendes Modewort aus mehr als einem Grunde; ‚Darbietung‘, das Wustmann dafür erklärt, ist keins. Daß es schon im 17. Jahrhundert vorkommt, braucht ein berufsmäßiger Mörgler des 19. nicht zu wissen.

Andre als Wustmann haben Neubildungen wie ‚Wissenschaftler, Genossenschaftler, Draufgänger, Wichtigtuier, Volksparteiler‘ verdammt, und Wustmann, der nie fehlt, wo deutsche Versuche zur Neuschöpfung benörgelt werden, fragt: ‚wie manche Leute so geschmacklos sein können, von Neusprachlern und Naturwissenschaftlern zu reden‘, also einen andern Geschmack zu haben als er? Niemand wird im hohen Stil Wissenschaftler und Naturwissenschaftler schreiben; auch für Neusprachler wird man da eine andre Wendung suchen und finden. Solche Formen aber der bequemen, selbst der wissenschaftlichen Darstellung ganz zu verbieten, hieße ihr unnütze

Schwierigkeiten machen. In jenen Bildungen liegt ebenso wenig etwas ‚Geringschätziges‘, wie nach Wustmann in ‚Radler‘ und ‚Sommerfrischler‘ stehen soll.

Ähnlich steht es um das seit mehr als vierzig Jahren bräuchliche, sich immer fester einbürgernde untadlig gebildete ‚völkisch‘, das mit vollem Recht das ein jedes vaterländische Feingefühl verletzende national zu verdrängen bestimmt und geeignet ist, es auch mit der Zeit gewiß ganz verdrängen wird. Man denke: zur Bezeichnung der deutschen Zugehörigkeit und Gesinnung ein Welschwort aus verstümmeltem Küchenlatein! Es ist ein ebenso schreiender innerer Widerspruch wie Patriotismus für Vaterlandsliebe, Germanisierung für Eindeutschung. Daß Wustmann sich nicht an ‚völkisch‘ gerieben hat, wie sich bei ihm von selbst verstände, rührt nur daher, daß er die Einbürgerung des deutschen Wortes nicht mehr erlebt hat. Statt seiner hat der Germanist Gustav Roethe, der eifrige Bekämpfer des Germanentums in der deutschen Sprache, der Verteidiger und Handhaber des wildesten Welsch, z. B. des ‚ethischen Pathos‘ der Helden deutscher Sage, der ‚Atomisierung der Nation durch die Interessenpolitik des Territoriums‘, sich einen Platz in der deutschen Sprachgeschichte gesichert durch seinen Angriff auf das Wort ‚völkisch‘ — in einer Rede auf Bismarck! — und durch dessen Begründung, ganz nach Wustmanns Art, mit dem Herabziehen, dem Entstellen, das zumeist in der Endung isch liege. Jeder deutsche Schüler kann den welschfrohen Germanisten belehren, daß es eine genügend große Zahl deutscher Wörter auf isch mit edler oder harmloser Bedeutung gibt, um völkisch vollauf zu rechtfertigen: seelisch, himmlisch, heldisch, irdisch (unterirdisch, überirdisch), landsmännisch, maidmännisch, kaufmännisch, seemännisch, festländisch, vaterländisch, inländisch, ausländisch, binnenländisch, überseeisch, städtisch, ständisch, höfisch (davon hübsch), künstlerisch, dichterisch, malerisch, bildnerisch, erzieherisch; dazu Duzende von Länder- und Völkernamen, darunter — deutsch, das aus deutsch (althochdeutsch: diutisk, diotisk = völkisch) entstanden ist. Nun gar die Duzende von vornehmen Welschwörtern auf isch: philologisch, germanistisch, poetisch, lyrisch, dramatisch, tragisch, komisch, kritisch, psychisch, physisch, chemisch, ästhetisch usw. Eine Zeit wird kommen, wo kein Mensch begreifen wird, daß gegen ‚völkisch‘ jemals ein Wort gewagt werden konnte; für die Menschen jener Zeit sei der

Name Gustav Noethe als der des Bekämpfers eines gradezu selbstverständlichen edlen deutschen Wortes hier aufbewahrt. Mehr wird ja keiner alsdann von ihm wissen.

Aus allem Vorangehenden soll nicht folgen, daß jeder beliebige Einfall eines untergeordneten Einzelschreibers Anspruch auf liebevolle Beachtung hat. Wer z. B. **schulisch** wagt, tut dies auf eigne Verantwortung. Entscheidend aber ist selbst in solchem Falle nicht, ob es von dem oder jenem häßlich gefunden wird — manchen scheint es ja zu gefallen —, sondern ob es sich durchsetzt, d. h. sich in den Sprachgebrauch der Gebildeten einfügt. Ganz unmöglich ist das nicht; und soll durchaus immer von Geschmack geredet werden, so scheue ich mich nicht auszusprechen, daß mir ein reindeutsches Wort **schulisch** besser gefällt, als das aus Griechisch und Deutsch zusammengeklebte pädagogisch. Es besteht aber keinerlei Nötigung zu **schulisch**: schulische Fragen sind Schulfragen, schulische Gesichtspunkte sind Gesichtspunkte der Schule. Hingegen widerstrebt mir das rechtsanwaltliche **beflagtisch** durchaus; aber es besteht auch keine Gefahr seines Eindringens in die gebildete Sprache.

Am guten Alten
In Treuen halten;
Am kräftigen Neuen
Sich stärken und freuen,
Wird niemand gereuen.

(Goethe.)

*

Für Provinzialismen ist in der guten Schriftsprache kein Raum, sie stammen, woher sie wollen, so gebietet herrisch einer der Sprachschulmeister Deutschlands. Solange es deutsche Schriftsprache und gesamtdeutsches Schriftentum gibt, sind Provinzialismen, wie der Welscher sagt, also landschaftliche und mundartliche Wörter und Wendungen vom guten Deutsch aufgenommen und zu bestem Gemeindeutsch verarbeitet worden. Raum zu zählen sind die niederdeutschen Ausdrücke, von denen heute nur noch die Sprachgelehrten wissen, daß sie nicht hochdeutsch und erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit schriftdeutsch sind. Niederdeutsch sind die Wörter oder Wortformen ,echt, Lippe, Viele, Vehm, Damm, Born, Bö, Beute, Odem, Hafer, Hälfte, Sucht, sacht, schwül, Nichte, Nelse, Treppe, duden,

dreist, Bucht, plump, Ebbe, Flagge, Hafen, Bucht, Fracht, lichten (Anker), beschwichtigen, Laken, Geschwader, Qualm, schlummern, Boot, Klippe, Strand, Tau (Morgentau), Fracht, Schnippchen (schlagen), Sternschnuppe (in Süddeutschland 'schneuzen' sich die Sterne; vgl. Egmont 4, 1), Stoppel, dröhnen, hapern, prickeln, schlendern, schnüffeln, stottern, düster, flink. Den Sprachkritikern zufolge wären alle diese Bereicherungen zurzeit ihres Eindringens gemeine 'Provinzialismen' und widerwärtige 'Modewörter' gewesen. Aus dem Bayrischen und Österreichischen, dem Schweizerischen, Schlesiſchen, Alemannischen, Schwäbischen, Ostpreußischen — von überallher ist der Schriftsprache die Fülle der jetzt unentbehrlichen Bereicherungen zugestossen, allerdings fast jedes Wort erst nach Kämpfen mit Denen, die sich das Recht zuschrieben, Bestand und Form der Sprache nach ihrem anmaßlichen Geschmaſ zu verfügen. Wörter wie 'entsprechen, Klüngel, heikel, Feg, Schneid, staunen, anstellig, geistvoll' — gar nicht zu reden von den vielen berlinischen Ausdrücken — sind aus Seitenbächen dem großen deutschen Sprachstrom hinzugeriefelt.

Alle unsre größten schriftdeutschen Dichter stimmen darin überein, daß ohne Bereicherung aus der Landschaftensprache das Deutsche mit der Zeit verkümmern müsse. Keller schrieb nachdrücklich: 'Durch energische Geltendmachung der Dialekte wird das Hochdeutsche vor zu rascher Verflachung bewahrt.' Aber schon Goethe hatte erkannt, die Mundart sei 'doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft'. Und Lessing hatte den jungen Wieland, den er wegen seiner Welscherei gerüffelt, auf die Sprache der deutschen Schweiz als auf eine reiche Quelle guter Neuwörter hingewiesen, auch manches, z. B. 'entsprechen', sogleich selbst in seinen Sprachschatz aufgenommen. Unentbehrliche Wörter wie fühlen, täuschen, Träne sind erst durch Luthers Bibel schriftdeutsch geworden. Aus Oberdeutschland stammen: staunen, tagen, Ahne. Wischer pries den Segen des mundartlichen Heimatbodens grade für den deutschen Schriftsteller:

Wohl mir, daß ich im Land aufwuchs, wo die Sprache
der Deutschen

Noch mit lebendigem Leib im Dialekte sich regt, [Borne,
Milch der Mutter noch trinkt, noch quellendes Wasser am
Bom Schulmeister noch nicht rektifiziertes Getränk!

Hätten die Sprachmeisterer in Deutschland soviel Macht wie Dreistigkeit gehabt, so fehlten uns heute die schweizerischen Ausdrücke Alp, Matte, Grat, Heimweh, anheimeln, Putzsch, die süddeutschen Unbill, anheimeln, aufwiegeln, Machenschaft (noch neusterdings bekrittelt). Es ist kein Unglück, sondern ein willkommener Reichtum, daß wir in Deutschland für denselben Gewerbsmann mindestens fünf Bezeichnungen haben: Fleischer, Schlächter, Schlachter, Metzger, Selcher, und jeder Schreiber darf nach seinem Geschmack wählen. Mag immerhin das Wort Sahné für's Schriftdeutsche vorherrschen, so darf man doch keinem österreichischen Schreiber sein Obers, keinem ostdeutschen seinen Schmant als Fehler anstreichen, wenn es inmitten der rechten Umgebung steht, und die berlinisch-norddeutsche Strippe verdient in gewissen Fällen den Vorzug vor dem tadellosen Bindfaden. Ein schriftdeutscher Vorrang zwischen Tischler und Schreiner besteht nicht; so wenig wie zwischen Klempner und Spengler, und für den Oberdeutschen, auch für den Schriftsteller dieser Reichsgaue, dessen natürlicher Ausdruck Samstag lautet, wäre Sonnabend gradezu falsch, so wie Samstag im Munde eines echten Berliners abgeschmackt klinge.

Wer aus der Landsprach Gutes nimmt,
 Daß sich für seine Dichtung ziemt,
 Mich dünkt, der hat nicht missjetan,
 Tut er's mit Kunst und nicht mit Wahn.

(Hugo von Trimberg im 'Renner', 13. Jahrhundert.)

An seinem Platze ist jedes Wort jeder Mundart vollberechtigt; überall in der Mundart ist heiliger Grund' (H. Silberbrandt). Selbst an sich niedrige Wörter wie besummeln, beichseln, fingern, drehen (ein Ding) sind bessere Sprache, jedenfalls mehr Sprache als die Alabastereien einer Unsprache wie des Welsch: managen, effektuieren, funktionieren, manipulieren, hantieren. Noch das roheste Mundartwort ist gewachsenes, eignes, echtes Sprachgut; sein welscher Ersatz ist erbastelt und dazu gestohlen.

Berechtigt ist jede Mundart, doch darf sie nicht zur Mundart führen. Manches landschaftliche Wort ist im vertraulichen Alltagsgespräch selbst des Gebildeten kein Fehler, aber im Schriftdeutschen unzulässig. Kein Berliner braucht sich eines gelegentlichen bewußt hembärmlichen man statt nur,

mang statt dabei, alle statt aus, vorbei zu schämen; nur soll und wird er's da nicht schreiben, wo sich bestes Deutsch von selbst versteht. Der Schlesier, der zu Schlesiern bereits statt beinah sagt, begeht keinen Fehler; er begeht einen, wenn er im Schriftdeutschen schreibt: „Die Wunde ist bereits geheilt“, denn dies wird außerhalb Schlesiens nur so verstanden, daß sie schon ganz geheilt ist, während der Schlesier damit sagen will, sie sei nur beinah geheilt. Schwäbisches wirklich für jetzt, gegenwärtig ist für die Schwaben verständlich, im übrigen Deutschland mißverständlich, wie wir auch Schillers Schwäbeleien im Munde Fieskos: „Und was ist wirklich Ihres Pinsels Beschäftigung?“ (Fiesko 2, 17) nur mit Hilfe einer belehrenden Anmerkung richtig verstehen. Schillers „und schaute mit vergnügten Sinnen“ wird seit hundert Jahren von der Mehrzahl seiner Leser falsch verstanden: im Schwäbischen heißt es vergnügt, wo wir Andern befriedigt, zufrieden sagen.

Hier läuft die Grenze zwischen Gut und Ungut der Mundart. Nicht weil einer ihrer Ausdrücke an sich falsch wäre, muß er in der Schriftsprache vermieden werden; sondern weil er bei den nicht mundartlichen Lesern zu Mißverständnissen führen kann, ist das Gemeinverständliche vorzuziehen. Aber auch darum, weil er, selbst richtig verstanden, bei den Lesern Anstoß erregt, denn man soll und will durch Geschriebenes nicht Anstoß, sondern Wohlgefallen erregen. Sprechen mögen die Schweizer untereinander ruhig: die Töchtern, die Koffern, die Resten; für gesamtdeutsche Leser sollen sie die schriftdeutsche Form schreiben. Vergönnen bedeutet für Schweizer mißgönnen, also das Gegenteil des Schriftdeutschen; schmecken ist dort soviel wie riechen, Blasen sind Blattern: dergleichen ist aus der Schriftsprache für Nichtschweizer zu verbannen. Gar eine Schreibweise „Wenn ich ihn (er) wäre“, offenbar dem Französischen nachgebildet, ist unzulässig. Hingegen durfte ein Dichter wie Gottfried Keller auch von Reichsdeutschen mit Fug verlangen, daß sie sein ihnen meist unbekanntes Blust hinnähmen und verstehen lernten.

Wer nicht für die üppig sprießende Mannigfaltigkeit des Deutschen eine Rasenmäschmaschine nach dem Muster der Französischen Akademie als Abwehrmittel wünscht und nicht seine zufällige Sprachheimat für den Mittelpunkt der deutschen

Welt ansieht, der schreitet mit liebevollem Geltenlassen und einigem Sprachgefühl sicher durch das wilde Unterholzgestrüpp der Mundarten. Die Landratten kennen nur die **gehißte** Flagge; haben sie ein Recht, die mit Flaggenwesen besser vertrauten Seebefahrenen Menschen der Waterkant wegen der **geheißten** Flagge zu schelten? Aber darf ich nur, selbst nach Wustmanns Tode, ungerüffelt **Waterkant** schreiben?

In Süddeutschland sagt man **Türe** statt **Tür**; man sage es dort im Gespräch, schreibe es aber lieber nicht. In Nord- und Westdeutschland wird **überall** gesagt und **überhaupt** gemeint; man spreche so untereinander, jedoch nicht zu solchen, die **überall** als **allenthalben** auffassen, wie die Schriftsprache es **überall** tut. In Mitteldeutschland, besonders in Thüringen, sagt man gemüthlich **arg hübsch**; man schreibe es nicht in der gehobenen Darstellung. Ebenda heißt es gesprächsweise **all** statt **schon**, 'das Buch gehört **mein**'; in Westfalen spricht man **in etwa**; in Schwaben und im größten Theil der Schweiz heißt es 'der Butter, der Bank, das Ort, das Gesang, das Teller, die Floh'. Alles gute Landschaftsprache, aber nicht gutes Deutsch für die Leser außerhalb der Landschaft. In Südwestdeutschland hört man oft: 'ich habe' oder 'es macht kalt, warm'; dies ist Französisch, nicht Deutsch und sollte auch aus der Umgangsprache verschwinden. Goethe hat das eingesehen und „... macht doch eben so warm nicht drauß“, im Urfaust, späterhin verbessert in: „... ist doch eben...“. Unterschiede wie zwischen norddeutschem **Wartesaal** und süddeutschem **Wartsaal** können unbeschadet einer einheitlichen Schriftsprache getrost auf sich beruhen. Darüber, daß der rheinische **Nachtwächter** und das **Schlüsselloch**, das hessische **Vogelshaus** und die **Stachelsbeere** kein gutes Deutsch, sondern höchstens mittelmäßiges Rheinisch und Hessisch sind, wird Einverständnis zwischen hüben und drüben herrschen.

*

Eine besondere Betrachtung verdient das Deutsch der meisten österreichischen Schreiber. Seine allbekannten Unarten sind schon so oft behandelt und gesammelt worden, daß die besinnlichen Österreicher sie überall da ablegen sollten, wo sie zur deutschen Gesamtleserwelt sprechen, zumal in solchen Fällen, wo die ruhige Prüfung ihnen selbst sagen müßte,

daß es sich um schlechtes, nämlich zweckwidriges Deutsch handelt und um solches, das sich bei keinem unsrer Größten alter oder neuer Zeit findet. **Vergessen auf**.. ist nur österreichisch, nicht gutes Schriftdeutsch; **beiläufig** bedeutet bei keinem guten deutschen Schreiber **ungefähr**, sondern nur **nebenbei**; in gutem Deutsch heißt es: 'Ich habe nur noch 10 Kronen', nicht 'nur mehr'. Auch das falsche schlesische **bereits** für **beinah** ist schlechte österreichische Art. Das gute Schriftdeutsch kennt nicht die Fügung 'über Beschluß der Regierung', sondern nur 'auf Beschluß'. Das gute Deutsch kennt kein begründendes **nachdem** ('Nachdem mein Sohn krank ist, kann er nicht . .'), sondern **da** oder **weil** muß es heißen; und es weiß nichts von **jener** für **der** oder **derjenige** ('Der Kaiser ernannte jene Offiziere, die . .'). In allen diesen Fällen steht nicht der eine Geschmack, etwa der meinige, gegen einen andern, sondern der herrschende Gebrauch der besten deutschen Schreiber fordert Gehorsam von den guten Schreibern Österreichs.

Im übrigen aber keine unnütze Mäkelei: Wustmanns Tadel gegen angeblich österreichisches und schlechtes 'jemand verständigen von . .' ist ungerecht: es ist erlaubtes Gemeindeutsch. Und warum soll der Österreicher im Sommer nicht **am** Lande, der Reichsdeutsche **auf** dem Lande wohnen?

*

Wustmann schimpft jedes Neuwort, das ihm nicht gefällt, 'Modewort', mag es selbst bei den besten Schreibern stehen, die sich keiner flüchtigen Mode unterwerfen. Wer überhaupt die Fähigkeit hat, solche Wörter zu erkennen, erkennt sie sofort und erkennt sie alle, so Wustmann der Unfehlbare über Duzende von Wörtern, die den behutsamsten Schriftstellern als die ganz natürlichen aus der Feder fließen. Da sollen elende Modewörter sein: 'Darbietung, Ehrung, bedeutsam, eigenartig, erheblich, hochgradig, minderwertig, selbstlos, verlässlich, ausgestalten, darstellen, einschätzen, bewerten' usw., usw. (vgl. S. 57). Verwerfliche Modewörter sind in der That nicht schwer zu erkennen: an ihrer ewigen Wiederholung bei jeder passenden und nicht passenden Gelegenheit, an ihrer Formelhaftigkeit und Ausgedroschenheit. Kein Zeitalter war ohne sie, denn es ist ja nur menschlich, daß ein ursprünglich gutes, schlagkräftiges Wort allgemein gefällt und nachgesprochen

wird. Im 18. Jahrhundert herrschten die Mode- und Schlagwörter **Aufklärung** und **Genie** so aufreizend, daß Wieland jenes schon 1785 für übelberüchtigt erklärte und Lessing von diesem sagte: „Wer mich ein Genie nennt, dem gebe ich ein paar Ohrfeigen, daß er denken soll, es sind vier.“ Heute, schon seit einem Jahrzehnt, behauptet sich das Modewort **ausgeschlossen**, etwa neben **tadellos**, mit einer schwer begreiflichen Bähigkeit, denn noch immer ist kein Absterben wahrzunehmen. Gegen solche Wortstrohhüllen gibt es keinen andern Rat als den: der gute Schreiber meidet sie schon deshalb, weil so ziemlich jeder andre sie immerfort im Munde führt, gleichwie ein sprachsaubrer Mensch abgegriffene schmutzige Rechenpfennige wie Individualität, Neuorientierung, funktionieren, interessieren, Elemente, Faktoren weit von sich weist. Einige böse Modeformeln, z. B. „anschnelden, aufrollen, auslösen, voll und ganz, unentwegt“, sind durch die andauernde verdiente Lächerlichmachung schon so wertlos geworden, daß nur sprachlich Rückständige sie noch gebrauchen.

*

Deutsch ist die neubildungsfähigste aller Sprachen schon durch die fast unbegrenzte Möglichkeit neuer Zusammensetzungen, besonders von Hauptwörtern. Grimms Wörterbuch mit seinen 730 Verbindungen mit **Land**, über 600 mit **Sand**, 510 mit **Geist**, 615 mit **Krieg** ist unvollständig; die nur 287 mit **Liebe** zusammengesetzten Wörter wurden von andern Sammlern um mehr als 600 bereichert. Zusammensetzungen mit **Kunst** führt es 613 auf, doch fehlen z. B. Kunstwein, Kunstwolle, Kunsthonig, Kunstbutter und mehr als hundert ähnliche.

Zu beklagen ist, daß Trieb und Bedürfnis zu Neuschöpfungen sich fast ausschließlich am Zusammensetzen befriedigen müssen: die stete Angst vor der Sprachschulmeisterei hat den Wagemut zur hauptwörtlichen Neubildung aus Zeitwortstämmen unterdrückt und den Schöpfertrieb auf das Fremdwort abirren lassen. Ohne die Furcht, mit „Trieber, Krafter, Biege, Grolle, Umrichte, Sprenge“ von den Befrittlern jedes deutschen Neuwortes verhöhnt zu werden, hätte man nicht von vornherein zu Motor, Automobil, Chaiselongue, Fronde, Neuorientierung, Explosion gegriffen als den in Deutschland selbstverständlichen welschen Bezeichnungen für neue Dinge.

Die Schrankenlosigkeit im Zusammensetzen von Hauptwörtern verführt zu ungesügten Mißbildungen. Zu den früheren Beispielen noch einige: Ruffhäusergeschenkartikelfalle, Stiftungs-administrationskontrolloffiziant, Kesselsteinverhinderungsmittel-erzeugungsgesellschaft. Schlecht sind überflüssig umständliche Bildungen wie Kleinkinderbewahranstalt. Gewagt, aber nicht unbedingt verwerflich, ist eine Zusammensetzung wie die Los-vontrombewegung als bequemes Schlag- und Zeitungswort. Regeln über die zulässige Länge von Zusammensetzungen lassen sich nicht geben; soviel Geschmac, wie zur Vermeidung der ärgsten Wortungetüme nötig, ist jedem verständigen Leser selbst zuzutrauen. Er halte sich in bedenklichen Fällen nur vor: Lieber zu kurz als zu lang, denn die Zusammenleimerei ist ja keine vorgeschriebene Pflicht. Dampfftraßenbahn wird als gut, oder doch erträglich empfunden; Dampfftraßenbahn-gesellschaft ist schon Papier-, nicht Redesprache. Mehr als drei Glieder einer Wortgruppe werden meist als Überlänge wirken.

Wie vorsichtig man mit jeder Schulmeisterei grade gegenüber dem Zusammensetzungstrieb im Deutschen sein muß, lehrt die Gruppe mit Rück-: das Grimmsche Wörterbuch führt 85 Neubildungen allein fürs 19. Jahrhundert auf, darunter Rückblick, Rückhalt, Rückwirkung, Rückschlag, Rückschluß. Die drei letzten wurden von Wustmann als ‚Modewörter‘ verworfen, was ihnen nichts geschadet hat.

Manche Zweifel entstehen nur dadurch, daß man nicht einfach dem allbekannten Sprachgebrauche folgt, sondern ihm zuwider vernünftelt. Man hat nie etwas anderes gehört als: Rechenheft, Zeichenbuch, Zeichenlehre, — so schreibe man auch so und schlimmbessere nicht. Rechen . . , Zeichen . . sind die verkürzten Zeitwortstämme (statt des eigentlichen Rechenen, Zeichnen), so wie Schreibheft die Verkürzung von Schreiben-heft, Reitlehrer die von Reitenlehrer ist. Darum auch Gefangenwärter, Gefangenanstalt, Gefangenlager, nicht Gefangen- . . Das erste Glied einer Wortverbindung braucht nicht immer in der Mehrzahl zu stehen, sondern die Einzahl bezeichnet die ganze Gattung: Buchwart ist genügend und besser als Bücherwart, so wie der Buchhändler genügt, um mit mehr als einem Buch zu handeln. Ein Bücherhändler wäre einer, der nicht berufsmäßig, sondern gelegentlich Bücher verläuft. Darum nicht Äpfelbaum, sondern Apfelbaum;

nicht **Nadelholz**, sondern **Nadelholz**; nicht **Länderkarten**, sondern **Landkarten**. Die Abweichung in Gänse-
hals, Scheibenschießen, Taschentuch, Küchentür, Leichenpredigt,
Tintenfaß, Sonnenschein, Erdenlust usw. ist nur scheinbar:
Gänse, Scheiben, Taschen, Küchen, Leichen, Tinten, Sonnen,
Erden sind Reste altdeutscher Einzahlformen im 2. Fall.

Jahrzehnte hindurch hat es **Speisefarte** geheißen, wo
dies nicht für zu gemein, weil nur deutsch galt, also Menu
gesagt werden mußte. Da begann die Vernünftelei: auf der
Karte stehen ja Speisen, nicht eine Speise, und man druckte
Speisenkarte. Also etwa **Tänzekarte** statt **Tanzkarte**?
Auch hier handelt es sich um mehr als einen Tanz. Man
bleibe bei **Speisefarte**, denn es ist die Karte fürs Speisen
und gehört zu derselben Wortbildungsgruppe wie der Speise-
saal, der Speiseschrank, der Speisewagen. Es wäre schade,
wenn die falsche Vernünftelei über den richtigen Sprach-
gebrauch siegte.

Wustmann — immer wieder muß man die freie Sprache
gegen ihren ärgsten Vergewaltiger verteidigen — Wustmann
nennt Zusammensetzungen wie Muldetal, Pleißenufer, Rassepferd,
Rassehund eine 'traurige Verirrung' und räsaut mit einer
kaum begreiflichen Überhebung: 'Wer nicht fühlt, daß das
alles das bare Gestammel ist, der ist aufrichtig zu bedauern.
Es klingt genau, wie wenn kleine Kinder dahlnen, die erst
reden lernen.' Das ließt der unselbständige Sprachschüler,
schämt sich und schreibt fortan Rassenpferd, Rassenhund,
Rassenweib, weil ein mürrischer Sprachgärtner mit der großen
Hedenscherre an allem Freiwuchs entlangsteltzt und jeden übers
grade Nichtsheit hinaussprießenden eigenwilligen Trieb weg-
schneidet. Sonnenschein und Tintenfaß sind richtig, und
Muldetal ist richtig, ebenso richtig wie Rhonetal, Elbetal,
Bodetal. Erdenleben ist richtig, und doch mußte Goethe, was
er tat, als er schrieb: 'Es kann die Spur von meinen Erde-
tagen . . .' Denn die Sprache und ihre wahren Meister sind
eigenwillig und schaffen sich aus Regelwidrigkeiten feine Reize
und wertvolle Bereicherungen. Wir sehen nebeneinander:
Meerwasser und **Meeresstille**, **Jahrbuch** und **Jahres-**
zeit, **Leibschmerzen** und **Leibeserben**, **Windrichtung**,
Windsbraut, **Windeseile**, und niemand vermag zu sagen,
warum einmal ganz ohne s, ein andermal mit s, ein drittes
Mal mit es. Noch merkwürdiger ist eine Verbindung wie

Sinnschlag: es wäre der Sprache eine Kleinigkeit, die Häufung von Bismarcknamen zu mildern wie in **Sinnsferien, Sinns-
welle**; aber sie tut es nicht, und wir haben uns zu fügen.

Es heißt richtig Hauptstraße, Lindenstraße, Bismarckstraße; aber falsch Dresdenerstraße, Berlinerstraße. **Dresdener** und **Berliner** sind in diesen Fällen keine Haupt-, sondern Beiwörter, werden noch als Beiwörter gefühlt, müssen also unverbunden stehen.

Verschiedene Sprachbündel, die ich nicht jedesmal mit Namen anführen mag, haben Zusammensetzungen bemakelt wie: Schillerdenkmal, Röntgenstrahlen (gelastet), Goetheforscher, Wagnerverehrer (das könnte doch nur ein Kerl sein, der gewerbmäßig jeden verehrt, der Wagner heißt), Bismarckbeleidigung (Gipfel der Sinnlosigkeit), Silberhochzeit (kann nur von einem Juden herrühren, — es steht zuerst bei Goethe und Boß, steht nie bei Heine und Börne), Fremdkörper, Höchstgehalt, Mindestgehalt, Einzelfall, Deutschgefühl, Erstaufführung (gegen die Heimpariserei Premiers wurde von dem Merker nichts eingewandt), Arztetag. Über diese und ähnliche Sprachdummheiten ist der Sprachgebrauch der Gebildeten siegreich hinweggeschritten, und alle jene bemakelte Neubildungen gelten jetzt mit Recht für gutes Deutsch. Der Sprache glücken noch ganz andre scheinbare Widersinnigkeiten: Goldbuchstabe, Silberhorn, Wachs hölzchen, selbst ein silbernes Hufeisen sind ihr längst sinnvolle Ausdrücke geworden. Und mag man bei strenger Prüfung Verbindungen wie Prinzgemahl, Prinzregent, Fürstreichskanzler noch so falsch finden, — der heilende Sprachgebrauch hat die Fehler ausgetilgt und zu brauchbaren Redeformeln gemacht.

Zusammensetzungen mit dem Zeitwortstamm . . nahme: Parteinahme, Anteilnahme (wir haben ja Anteil), Zuhilfenahme wurden verallgemeinernd für 'schauderhaft' erklärt. Dergleichen Bildungen wie Instandsetzung, Verächtlichmachung, Außerachtlassung, Nachhauseweg, das Zueinanderarbeiten, Inumlagebildung, Außerdienststellung. Niemand schaudert mehr davor, niemand braucht davor zu schaudern, außer dem Bedemmer, dem das Schauderhaftfinden (!) der Zweck des Lebens ist. Viele jener Verbindungen sind an die Stelle elender Welschwörter getreten (Renovation, Diskreditierung, Omission, Kooperation, Zirkulation); aber gegen diese hatte nie einer der Bemakler deutscher Neuschöpfungen sein 'Schauder-

haft! geschleudert. Daß nicht jede Verbindung mit . . nahme zu empfehlen ist, begreift der Leser (vgl. S. 349).

Bekritelt wurden oder werden mit Scheingründen der „Logik“ Bequemlichkeitswendungen wie Entstehungsgeschichte des römischen Reichs, Goethes Geschichtschreiber; Goethes Biograph wurde nicht bemängelt. Das Bedürfnis fordert solche läßliche Fügungen, und der Sprachgebrauch rechtfertigt hinterher das Bedürfnis.

Auf den landschaftlichen Unterschied in der Behandlung gewisser Gruppengebilde wurde schon bei norddeutschem **Warte-saal** und süddeutschem **Wartsaal** hingewiesen. Die süddeutsche Neigung zum Verkürzen des ersten Gliedes zeigt sich noch in Wörtern wie **Tagblatt** (Stuttgart usw.), **Tageblatt** (Berlin, Hannover), **Taglohn** und **Tagelohn**, **Wagmut**, **Wagemut**. Beide Formen müssen als gleichberechtigt gelten.

*

Bei keinem andern Zweifelsfall kann man den Kampf zwischen den Sprachmeistern und dem Sprachgebrauch, d. h. der Sprache selbst, so deutlich beobachten wie bei dem sogenannten **Binde-s** (hoffnungsvoll, Liebeßlust, Regierungsrat, Weihnachtsfest). Die Meisterer hassen es, gestatten es allenfalls nach männlichen und sächlichen Erstgliedern, verwerfen es zornig, verächtlich, hohnvoll nach weiblichen, weil sie es fälschlich für das **s** des Zweifelsfalls halten, das bei weiblichen Hauptwörtern ein Unfug sei. Das **Binde-s**, zumal das nach weiblichen Hauptwörtern, ist in den meisten Zusammensetzungen nicht **Zweifelsfall-s**, sondern ein der bequemerem Aussprache dienender Überleitungslaut, den die Sprache nach schwer ergründlichen Gesetzen — wenn überhaupt nach Gesetzen und nicht vielmehr Launen — einschiebt. In ordentlich, namentlich, wissentlich, wesentlich, allenthalben ist das **t** aus ähnlichem Grunde eingeschoben.

Feste Regeln ohne jedwede Ausnahme fürs **Binde-s** gibt es nicht; einzig der überkommene und zurzeit herrschende Sprachgebrauch ist maßgebend für den, der gutes Deutsch nicht erküßeln, sondern belauschen und nachsprechen will. Die geschichtliche Sprachforschung hat einige Tatsachen festgestellt, die an sich wissenswert, aber nicht für den heutigen Sprachgebrauch entscheidend sind. Sie hat ermittelt, daß das **Binde-s** im ältesten und alten Deutsch sehr selten vorkommt; daß

es nach weiblichen Wörtern bei Luther noch gar nicht, auch sonst bei ihm viel seltner steht als heute; daß es erst nach dem 17. Jahrhundert häufig wird. Für die Gegenwart können wir selber eine stete Zunahme beobachten. In den ältesten, festesten Zusammensetzungen fehlt es meist, wo es bei Neubildungen gewiß stehen würde: Augapfel, Mondschein, Regenbogen, Rathaus, Himmelreich, Schiffbruch; die mehr neuzeitlichen Schiffswerft und Himmelsgegend haben es. In Zusammensetzungen mit Wörtern auf . . er fehlt es fast immer: Kaiserkrone gegenüber Königskrone; Wunderglaube, Röhlerglaube gegenüber Volksglaube; Lasterhöhle, Räuberhöhle gegenüber Diebshöhle.

Einige Regelmäßigkeit herrscht bei den Wörtern auf **heit, Feit, schaft, ung, tum, ling**: sie bekommen weit überwiegend das **s**. Dagegen fehlt es zumeist bei Zusammensetzungen mit Stoffwörtern: Goldgrube, Goldstück, Erdhöhle, Giftbecher, Kornkeller, Kornblume, Weinberg, Weinlager, Bierglas, Haferfeld, Dunghausen.

Der Grund des Wohlklangs trifft für das Binde-s nicht durchgehend zu: man sollte Mordstat, Kindstaufe, Lichtsträger, Nachtsisch, Nachtsäume, Marktstag erwarten, spricht aber müheelos die zusammenstoßenden Gleichlaute. Selbst gehäufte Bislaute stören nicht einmal beim Sprechen: Geschichtsschreiber, Zufluchtsstätte, an Zahlungsstatt, Geburtsstadt, Mitternachtsstunde werden vielfach wirklich so gesprochen, erst recht so geschrieben. In vielen solcher Fälle lasse ich das Binde-s schon seit Jahren mit gutem Gewissen beim Schreiben weg.

Die regellose Launenhaftigkeit des Binde-s zeigt sich an Wörtern wie Bluthund, Blutsfreund, Blutbund, blutarm, Blutsverwandtschaft, Hundswut, Hundepetische, Hundehütte, hundsgemein, Wortbruch, Vertragsbruch, Feuerwehr, Feuerbrunst, schrittweise, beispielsweise, kraftlos, hoffnungslos, Landrat, Landesrat (neu), Landgericht, Oberlandesgericht, Amtsgericht, Reichsgericht, Gewerbegericht, Handelsgericht, Werkzeug, Handwerkszeug, Ehrengericht, rechtmäßig, rechtswidrig (Kleist schreibt: Rechtgefühl), in Norddeutschland Mietvertrag, in Süddeutschland Mietvertrag, rechtlos, lichtlos, rücksichtslos. In der Schweiz gibt es Erbssmasse, was aber nicht Erbsenbrot, sondern Erbsmasse bedeutet. Kalbleder, Schweinsleder, Rindleder, Schafleder, Kalbsbraten, Hammelbraten, Schweinebraten, Rinderbraten (neben Rindsbraten), Kalbsleber,

Schweineleber, Kalbszunge, Rinderzunge, unheilvoll, Unheilstag. Wie soll man sich solchen Schwankungen gegenüber verhalten? Achtungsvoll, wie allen Launen der Sprache gegenüber: nicht besser wissen wollen als sie, nicht meistern, sondern einfach hinnehmen und gelten lassen. Nicht schimpfend losfahren: 'Das Widerwärtigste sind wohl die Zusammensetzungen mit Miets . . .: das Mietshaus, die Mietskaserne, der Mietsvertrag.. Das Binde-s hinter einem Verbalstamm eingeschmuggelt!' Wer gibt dir Schimpfer das Recht, deine Muttersprache widerwärtig zu nennen? Und was geht die freischaltende Sprache dein Regelkram vom Verbalstamm oder Substantivstamm an? Die Sprache ist weiser als die Wohlweisesten, erfinderischer als die Findigsten: sie schafft sich selbst aus ihren Irrungen und Wucherungen neue Reichumsquellen, unterscheidet fein zwischen Landsmann und Landmann, Wasser- not (Not an Wasser), Wasserznot (Not durch Wasser); weiß sehr wohl, warum sie nebeneinander Hungerznot, Hungertod, Hungerjahr, Hungerleider sagt.

Das Binde-s nach weiblichen Hauptwörtern hat man geschichtlich durch den Einfluß des Niederdeutschen erklärt. Hier geht uns nicht der Ursprung, sondern der gegenwärtige Zustand an, und der zeigt sich uns in Hunderten von Verbindungen wie: Hochzeitstag, Heiratsgut, Zukunftsnuß, ahnungsvoll, Liebesleid, Liebeslied, Liebeserklärung, Liebesdienst (neben Liebediener), Liebeskrank (neben liebebedürftig, liebeleer, liebevoll), sehnsuchtsvoll, hilfsbereit (neben Hilfeleistung), Glücksfall (neben Glückwunsch). Jean Paul hat über die „s-Präze“ gescholten und sie in einer der Ausgaben seiner Werke bis zur Unaussprechlichkeit getilgt. In neuester Zeit hat M. Harden es ihm nachgetan, uns die **Regierungform** und den **Regierungsrat** zugemutet, aber den **Geburtstag** so wenig wie den **Geburtsrat** gewagt. Der gesunde Sinn des deutschen Volkes hat alle solche querköpfige Gewaltthaten lachend abgelehnt.

In Österreich herrscht eine krankhafte Neigung, möglichst überall ein s einzuschmuggeln. Da gibt es die Fabrikantenzochter (sogar die Ochsenmaulsalatfabrikantenzochter) und die Erzeugerzwittve, den Fabrikzbesitzer und die Reformzbestrebungen. Diesen und andern zweifelhaften oder kaum noch schwankenden Formen gegenüber verhalte man sich so, daß man die ohne s vorzieht, wo es schon eine neben der mit s gibt, und

daß man sich bei Neubildungen möglichst ohne **s** behilft. Die Einschlebung des **s** ohne Not und deutlichen Grund hat einen Grad erreicht, der in langweilige Eintönigkeit ausartet, und diese zu steigern sollte keiner beitragen. Man schreibe also: unschuldvoll, inhaltvoll, inhaltreich, wahrheitsliebend, Heimatkunst, Festlandmächte, Auslandhandel, denn diese Formen kommen schon im besten Deutsch vor, und man hüte sich, „**neige, du schmerzenreiche**“ in . . . „**schmerzensreiche**“ zu wandeln, wie oft geschieht, wo nur aus dem getrübten Gedächtnis angeführt wird.

*

Zu einzelnen Wortformen. — Was ist richtiger, **Hülfe** oder **Silfe**? Im Mittelhochdeutschen gab es nur **Silfe**, im Oberdeutschen stets nur **Silfe**; im Mittel- und Niederdeutschen hieß und heißt es **Hülfe**, so auch bei Luther. Der beste Schrift- und Sprachgebrauch hat sich für **Silfe** entschieden (Waterländischer Hilfsdienst), und dem sollen und wollen wir uns fügen.

Gescheit oder **gescheut**? Mit Ausnahme ganz vereinzelter Fälle bei Lessing und Schiller nur **gescheit** (von scheiden, sondern, urteilen). Das Wort hat mit **scheuen** nichts zu tun, und der gute Sprachgebrauch hat sich gescheiterweise durchweg für **gescheit** entschieden.

Liederlich oder **lüderlich**? Der Ursprung steht nicht fest, die Ableitung von **Luder** ist falsch; der gute Sprachgebrauch bevorzugt **liederlich**.

Die fast unsprechbare **Jetztzeit**, einst ein sehr beliebtes Schlag- und Modewort, stirbt glücklich aus und sollte von keinem guten Schreiber mehr in die Feder genommen werden. Sie wird auf Jean Paul zurückgeführt und hat schon den Born Schopenhauers erregt.

Einzelheit oder **Einzelneheit**? Kaum mehr streitig, denn das **n** gehört nicht zum Stamm, — also nur **Einzelheit**.

In manchen Nachschlagebüchern, z. B. im Duden, werden **andere, anderen, unsere, unseres, unseren** als die eigentlich richtigen, die gekürzten Formen: **andre, andern, unsre, unsers, unsern** nur als gebildet ausgeführt. Sprache kommt vom Sprechen: man spricht nicht, oder fast nie, **andere** usw., also schreibt auch jeder, der die gekürzten Sprechformen schreibt, richtig. Wer durchaus nicht so schreiben zu dürfen wähnt,

wie er selber spricht, dem ist nicht zu raten. Ebenso spricht niemand bayerisches Bier, bayerische Truppen, Bayerischer Plaz; folglich sind die kurzen Formen nicht nur richtiger, sondern die allein richtigen.

• Die Ableitungen von Ländern- und Städtenamen richten sich nach dem heimischen Sprachgebrauch: die Einwohner von Bremen heißen weder Bremener noch Bremenser, sondern Bremer, die von Emden Emden, von Eisleben Eisleber, von Baden Badener, von Meiningen Meininger, nicht etwa Meiningerer.

Diesseit, jenseit oder diesseits, jenseits? Für das Umstandswort (Diesseits herrscht Ruhe) nur mit s; für das Vornwort (diesseit des Rheins) genügt die Form ohne s.

Aussprache

Der umstrittenste, schwierigste, nahezu hoffnungslose Abschnitt der deutschen Sprachlehre ist der über die beste Aussprache. In den andern großen Bildungsländern ist diese Frage längst sehr einfach gelöst: die Aussprache der Gebildeten der Hauptstadt gilt für die beste, jedenfalls für die maßgebende. Dabei ist der wirkliche Sprach- und Aussprachezustand in England, Frankreich, Italien, Spanien derselbe wie in Deutschland: zahlreiche Mundarten und sehr verschiedene Aussprachen der Schriftsprache je nach den Landschaften. In Deutschland aber gibt es keine für mustergültig erklärte oder gehaltene Aussprache der Reichshauptstadt; im Gegenteil, das Berlinische wird selbst von den Berlinern nicht besonders gerühmt, und der Anspruch Hannovers auf die beste Aussprache wird vom übrigen Deutschland zurückgewiesen, nicht ohne Grund.

Ich behandle diese Frage hier nur, soweit ein Bedürfnis empfunden wird, die Mängel einer landschaftlichen Aussprache da abzulegen, wo sie unerfreulich, ja lächerlich wirken würden: im öffentlichen Leben, in der Sprache für große Hörerkreise, also auf der Bühne, im Vortragsaal, auf dem Lehrstuhl, der Kanzel, im Reichstag. Im Vaterlande sprich, wie dir's gefällt, — um ein Wort Goethes vom Schreiben anzuwenden; in der heimatlichen Landschaft mag jeder ruhig seiner überkommenen Aussprache treu bleiben. Goethe hat bis ins höchste Alter bei Erregungen gefrankfurtert, Schiller im gemüthlichen Gespräch geschwäbelt, Richard Wagner gesächfelt. Es fällt mir nicht ein, an irgendeiner landschaftlichen Aussprache schulmeisternd zu mäkeln, wie ich mir auch nicht einbilde, daß meine, die aus Pommern stammt, durch ein langes Leben in Berlin auf den Gipfel der Vollkommenheit gestiegen sei. Das Einzige, was an dieser Stelle urtheilend zu sagen ist, kann sich nur beziehen auf wohlbekannte Eigentümlichkeiten, die nicht für berechtigt gelten dürfen, über den Frei-

matkreis hinaus vorbildlich zu werden. Des Berliners a statt er am Schluß der Wörter (Bata, Mutta, lānga); sein ch statt r vor harten Mitlautern (gewachtet statt gewartet); sein berüchtigtes j statt g (Eine jute jebратene Jans is eine jute Jabe Jottes) sind dem gebildeten Reichshauptstädter selbst als Fehler bewußt, werden aber darum noch nicht abgelegt. Auch der Sachse weiß sehr wohl, daß sein ‚Heern se, scheene, nu äben‘ nicht beste Aussprache ist, so gut wie der Mainfranke, daß oi statt ei nicht geeignet ist, deutsche Gemeinsprache zu werden. Nur in Hannover, Hamburg, Bremen begegnet man zuweilen der Ansicht, die dortige Aussprache des st sei die beste, müsse ja die beste sein, denn — sie entspreche genau der Schreibung, also: sprechen wie **sp**rechen, Stube wie **St**ube. Die Wahrheit hat zu lauten: die Schreibung sprechen, Stube gibt die ehemals allgemein herrschende Aussprache im Niederdeutschen wieder; die hochdeutsche Aussprache war von jeher schprechen, Schtube, trotz der Schreibung mit sp, st. Es gibt aber einen zwingenden Beweis, daß die nordwestdeutsche Aussprache nicht die beste, jedenfalls nicht die zur Gemeingültigkeit berufene ist: auf den Theatern in Hannover, Hamburg, Bremen wird nur schprechen, Schtube gesprochen, und die Aussprache sp, st würde von den sonst dafür eingenommenen Bewohnern jener Landschaften selber als unmöglich empfunden werden.

Soll und kann eine beste Aussprache des Deutschen überhaupt erreicht werden, dann wohl nur durch die der Bühnen. Hier wird ein über den Mundarten stehendes Deutsch mit Recht erwartet, weil die dramatische Dichtung gemeindeutsch, nicht landschaftlich sein soll, auch nicht ist. Lessings Minna ist weder sächsisch noch berlinisch, Goethes Faust nicht fränkisch, Schillers Räuber, Kabale und Liebe nicht schwäbisch. Dazu kommt die Freizügigkeit des Schauspielersstandes; die eine gewisse künstliche Einheitlichkeit der Aussprache fordert und fördert. Soweit also auf die Aussprache des Deutschen bessernder Einfluß geübt werden kann, wird er nur von der vorbildlichen Geltung der Bühnensprache ausgehen, und in neuerer Zeit hat man mit Ernst und Eifer versucht, eine anerkannte Bühnenaussprache durch Sichtung und Hervorhebung zu schaffen. Gegen die vorläufigen Ergebnisse jener Arbeiten, die in dem Buche ‚Deutsche Bühnenaussprache‘ von Theodor Siebs niedergelegt sind, haben sich aus wissenschaftlichen

Reisen Widersprüche erhoben; doch sind einige Hauptregeln zur Geltung gelangt und mögen hier aufgeführt werden — nicht als unbedingte Vorschriften für jedermann, aber als erwägenswerthe Winke für einen sprachlich wichtigen großen Berufskreis. Es soll lauten: der König, des Königs, die Könige, königlich, Königreich, befriedigt, ewich, ewiges, Ewigkeit, freudich; g nach langem Selbstlaut wie schwaches f, also Tag = Tak. Langsam, nicht langsam; Gefängnis, nicht Gefänknis; Ding, nicht Dink; rings, nicht rinks. Landschaftliche Eigen- oder Unarten wie sächsisches j = ch (cha statt ja), pommersches f statt pf (Ferd, Feife), schwäbisches weischt statt weist sind abzulegen; desgleichen das süddeutsche lange i in Wörtern wie Fisch, bitten. Das h wird nur im Anlaut gesprochen (Haus), ist im Inlaut ebenso stumm wie im Auslaut, also ruhig wie ruig, Ehe, Wehe wie Ee, Wee.

Hierzu sei noch bemerkt: der Westpreuße achte auf seine mehr italienische als gemeindeutsche Aussprache des ei wie e i; im Bühnendeutsch unterscheidet sich ei nicht von ai; der Westfale, der S...inken oder Skinken spricht, soll wissen, daß sch ein einfacher Laut ist. Die Aussprache ölf statt elf, die man vielfach in Norddeutschland hört, gilt nicht für gut, und Kirche statt Kirche ist offenbar schlecht.

Ferner sei nachdrücklich gewarnt vor der durch nichts zu rechtfertigenden, nur durch den Einfluß der Ausländerei zu erklärenden Aussprache des v in deutschen Eigennamen mit w. Es heißt nicht Wilmar, Warnhagen, Warnbühler, Wirschow, sondern Filmar usw. Ein deutscher Eugen soll nicht zu halbfranzösischem Euschen (z. B. Euschen Richter) werden.

Beim Schreiben sind unnötige Härten zu vermeiden. Du reitest ist besser als du reitst; des Herbsts, des Firsts, des Propsts sind durch Herbstes usw. zu schmeibigen; der Zweitsfall von das Deutsch darf unbeschadet der Sprachlehren des Deutsch heißen. Vor dem angeblichen Übelklang von Steigerungsformen wie malerischste, künstlerischste braucht sich niemand zu scheuen; in andern Sprachen gibt es noch viel üblere Klänge.

Es ist nicht unbedingt verboten, zwei gleiche Wörter unmittelbar aufeinander folgen zu lassen; der gute Schreiber wird es aber aus mehr als einem Grunde vermeiden: das Auge empfindet es als unschön, das Ohr meist als nicht schön. 'Er weigerte sich, sich in den Garten zu begeben' ist nicht falsch;

aber äußerliche Richtigkeit ist noch nicht das höchste Ziel des Schreibers. Für den Sprachmeisterer mit dem unzweifelhaft allerbesten Geschmaç, nämlich dem feinigem, liegt selbst in die die die eitel Wohlklang.

Alle eigenbröllerische Schnurpfeifereien sind abzulehnen. Benedix verlangte, man solle zwischen f und v einen Unterschied machen, v, z. B. in Vater, etwas weicher sprechen. Hiergegen ist ein Wort wie Torheit fast zu milde.

Haarfeine Wiedergabe schwieriger Aussprachen von fremden Eigennamen ist überflüssig. Die Ausländer begnügen sich mit beliebiger Aussprache deutscher Namen, oft mit kaum annähernd richtiger; und wenn es auch der deutschen Auffassung mit Recht zumiderläuft, aus Goethe einen französischen Goëtt, aus Blücher einen englischen Blutscher gemacht zu hören, so ist es wirklich nicht deutsche Ehrenpflicht, sich ängstlich um die echteste Wiedergabe gleichgültiger englischer Namen zu bemühen. Es genügt, wenn wir die weltberühmtesten Menschen annähernd richtig oder nach irgendeiner gebräuchlichen Aussprache benennen: an Cervantes und seinem Donkischott Viktor Hugo, Donjuan, deutsch gesprochenem Robinson braucht niemand Anstoß zu nehmen. Kiautschou zu schreiben und uns um die unmögliche deutsche Aussprache dieser undeutschen Schreibung zu sorgen, ist überflüssig; es wird Kiautschau gesprochen, muß also auch so geschrieben werden. Und selbstverständlich ist für uns Deutsche durch den gehässigen Befehl eines ehemaligen Zaren aus 'Petersburg' nicht Petrograd geworden, wie es auch nicht 'eigentlich richtig' Pjätjrburk gesprochen zu werden braucht. Im Weltkrieg haben Millionen deutscher Männer Ferduhn (Verdun) gesprochen, und wer das zu belächeln wagte, der wußte hoffentlich nicht, was er damit beging.

Wollten wir allen berühmten Namen des Altertums ihre 'richtige' Aussprache geben, so müßten wir sie fast alle anders als jetzt sprechen. Caesar und Cicero dürften nicht Zäsar und Zizero gesprochen werden; die Hamburger, die über Thália-Theater als ein Zeichen der Unbildung lachen wissen nicht, daß dies die richtige griechische Betonung ist, wie es auch Thárone(i)a und Achill(e)ion heißen muß, was selbst manche Altsprachler nicht wissen. Es gibt wichtigere Dinge im Deutschen zu lernen als dieses fremde Nebenwerk.

Rechtschreibung

Möglichst einheitliche Rechtschreibung verlangen wir heute mit Recht; frühere Jahrhunderte dachten darüber anders, und Goethe hat sich zeitlebens einer recht mangelhaften, dazu schwankenden Schriftform bedient. Die deutsche Rechtschreibung ist viel vernunftgemäßer als die französische oder gar die englische, und Jakob Grimm hatte großes Unrecht, zu klagen: ‚Mich schmerzt es tief, daß kein Volk unter allen, die mir bekannt sind, heute seine Sprache so barbarisch schreibt wie das deutsche‘. Bis auf unwesentliche Einzelheiten ist die heutige deutsche Rechtschreibung brauchbar, und bei dem großen Wert der Einheitlichkeit muß der Einzelne sich mit ihr bescheiden und darf sich eine Abweichung nur gestatten, wenn dadurch ein offenerbarer Vorteil für das schnellere Verständniß erreicht wird, denn dieses steht noch höher als die Gleichheit der äußern Form. Zum Glück hat sich die Auffassung von der Schwere ‚orthographischer Fehler‘ sehr gemildert, und mag die Schule mit Fug auf straffe Zucht auch in solchen Äußerlichkeiten halten, das vielgestaltige Leben fordert und rechtfertigt ein gewisses Maß heilsamer Freiheiten. Der Duden ist ein oft nützliches Nachschlagebuch, aber es darf nicht zum starren Strafgesetzbuch werden oder gar amtliche Vorschriften treffen, die überhaupt nicht zur Rechtschreibung, sondern zur Sprachlehre über Wortschatz, Wortform und Wortbeugung gehören. Es ist nicht wahr, daß die einzig oder eigentlich richtige Form gerade ist; wir alle sprechen grade, und keiner, der dieser Sprachform gemäß schreibt, begeht einen Fehler. Die Frage, ob es adlich oder adlig heißt, ist keine Schrift-, sondern eine Sprachfrage, und die strenge Schreibvorschrift: nur adlig! bindet wohl Schüler, nicht reife Schreiber, die sich bewußt sind, daß sprachgeschichtlich adlich richtiger wäre, und die selber, wie viele andre, noch adlich (adelich) sprechen und hören. Ähnliches gilt von Formen wie andre oder andere (vgl. S. 12), vollkomm-

ner oder vollkommener, **heitrer** oder **heiterer**, **munt-rere** oder **munterere**. Das Sprechen entscheidet, der Mund ist der Richter, nicht die Feder.

Das Streben, die großen Anfangsbuchstaben streng auf die ‚eigentlichen‘ Hauptwörter zu beschränken, läßt die amtliche Rechtschreibung jedes auf den Grenzgebieten der Redetheile stehende Wort, so namentlich das in umstandswörtlichen Ausdrücken, klein schreiben. Ein Schreiber, der Wendungen wie im Reinen, zum Mindesten, aufs Äußerste nicht als Umstands-, sondern als Hauptwörter empfindet, der also noch etwas mehr als eine dürre Formel dabei sieht, darf sie gestroht mit großen Anfangsbuchstaben schreiben, ohne einen ‚Fehler‘ zu begehen. Ich hatte jüngst den Satz Friedrichs des Großen abzuschreiben: ‚Mit dem festen Willen, Allen Maulschellen zu geben, die sich in den Weg stellen . . .‘, fand in der amtssrichtigen Quelle **allen**, änderte es bewußt in **Allen**, weil ich selbst das noch so kurze Mißverständnis: **allen Maulschellen** (etwa zu ergänzen: vorzubeugen, aus dem Wege zu gehen) nicht aufkommen lassen wollte. Dieselbe Rücksicht übe ich bei mehrdeutigen Fügungen mit **viele**, **andre**, **einige**, etwa in einem Satze mit **andrer Fehler**, wo je nachdem **Andrer** zweckmäßiger sein kann. Ich schreibe aus gutem Grunde: **Ich kümme mich nicht um An-drer Meinung**, und ich würde in den Versen: ‚Du nennst das Götterwort, was dir im Herzen schlägt?‘ Das drucken lassen, denn so hat der Dichter es gemeint, so hat er’s gewiß niedergeschrieben, und nur so kann es ohne zweimaliges, dreimaliges Lesen richtig verstanden werden. Nach Duden darf nur **das** geschrieben und gedruckt werden.

Ordnung und Einheitlichkeit sind notwendig; darum aber nicht auch die peinliche Kleinigkeitskrämerei. Es liegt wirklich nichts daran, ob Vorber oder Vorbeer geschrieben wird. Die Wenigsten werden es ohne Nachschlagen sofort wissen, und von vielbeschäftigten Schreibern ist kaum zu verlangen, daß sie um einer meist nur vermeintlichen Wichtigkeit willen in recht gleichgültigen Fällen, zumal bei nicht echtdeutschen Wörtern, ein Wörterbuch befragen. — Aber wie steht es mit **gleichgültig**? Ist nicht am Ende **gleichgültig** richtiger? Hier, bei einem wichtigen ganzdeutschen Worte, handelt sich’s nicht um etwas Gleichgültiges, nicht um Schreib-, sondern um Sprachform, und es lohnt nachzuschlagen, um zu

erfahren, daß **gleichgültig** herkommt von einer fast verschollenen **Gülte**: Schuld, Jahrzins, und daß es von jeher nur **gültig** (preiswert, teuer, wert) geheißen hat.

Sorgsamkeit in höchsten Ehren, darum aber keine Federfuchserci. Der größte Verehrer Goethes darf dessen Namen ruhig so schreiben, wie der Dichter ihn sehr lange selbst und grade in seinen jungen Schöpferjahren geschrieben hat: **Goethe**; und die peinliche Angstlichkeit, den Rechtschreibungszopf des **Æ** in Winkelmanns Namen nur ja nicht anzutasten, ist um so weniger berechtigt, als beide Formen von Winkelmanns Hand vorliegen. Dagegen hat Bismarck seinen Namen stets mit **Æ** geschrieben; also haben wir es ihm nachzuschreiben gegen unsre Überzeugung von der Entbehrlichkeit des **c**.

Sprachwidrige Klauerei verführt manchen, **sechszehn, sechs-**zig zu schreiben. Das ist falsch, denn die Sprech- und Sprachform lautet nur **sechzehn, sechzig**. Wir haben nicht zu vernünfteln, sondern uns der Sprache zu fügen. Es heißt ja auch nicht **dreizig**, sondern **dreißig**.

In Wörtern wie **Roheit, Rauheit** soll nur ein **h** geschrieben werden, denn das genügt. **Gespinst, Gewinst, gesamt, selbständig, verleumben** (wie **Leumund**, nicht mit **äu**), **Sprichwort** (nicht **ü**), **tödlisch** (nicht **tötlisch**), **Bewandtniß, Feme** (ohne **h**), **Feste** (nicht **Veste**) — lauter zu beachtende Einzelfälle.

In Briefen **du, dir, dein, ihr, euch, euer** groß zu schreiben, ist unnötig; wen aber sein Herz dazu treibt, der begeht noch keinen groben Fehler. **Pure** Exzellenz, **Pure** Majestät (aber nicht **Euer Exzellenz!**) verstehen sich wohl von selbst; in solchen Fällen schreiben auch die Völker mit sonst ganz andrer Schriftform den Großbuchstaben.

Die amtliche Schreibung fordert **überschwenglich**; ich bekomme das für mich nicht aus der Feder, denn ich fühle den unbezweifelten Zusammenhang mit **Überschwang** und schreibe **überschwänglich**. Ebenso **Säckel** und **Säckelmeister**, wie es vor der verbesserten Rechtschreibung durchweg hieß und noch heißen muß. **Weismachen** ist richtig, **weißmachen** falsch: es hat nichts mit **weiß**, sondern nur mit **weise, wissen** zu tun, so gut wie **weissagen, Weistum**. **Saulenzen** muß es heißen, nicht etwa **faullenzen**: der **Lenz** hat mit dem Worte nichts zu schaffen.

Ob hocherfreut, tiefgerührt oder hoch erfreut, tief gerührt, entscheidet sich für Beiwörter besser nach dem Gefühl als

nach einer Regel; je nachdem solche Fügungen als lose oder feste Zusammensetzung empfunden werden, gestaltet sich die Schriftform. Aber natürlich nur: Ihr Brief hat mich hoch erfreut und tief gerührt.

Keine Unterscheidungen zwischen Groß und Klein in: zur **Not**, in **Nöten**, das ist **vonnöten**, eins tut **not** gehen zu weit. Ich fühle in allen Anwendungen den Inhalt des Urwortes, es bleibt für mich das Begriffswort **Not**, und ich schreibe **von Nöten**, . . . **tut Not**, . . . **ist Not**, . . . **wird Not**. Will aber keinem seinen Glauben an das vermeintlich Richtigere rauben.

Darf man **Schweizerkäse** schreiben? Man darf es, denn — die Meisten schreiben längst so. Daraus folgt aber nicht, daß man **Wienerschnitzel** schreiben darf. **Schweizerkäse** ist eine selbständige feste Zusammensetzung geworden, wie schon die Betonung des ersten Gliedes zeigt; **Wiener** vor **Schnitzel** wird noch als Beiwort gefühlt. Aus dem gleichen Grunde nur **Holländer Käse**, aber — **Böhmerwald** (mit dem Ton auf ö).

Wie schreibt man am vernünftigsten **Kaiserwilhelmstraße**? Nicht so, auch nicht **Kaiser Wilhelmstraße**, ebensowenig **Kaiser Wilhelm-Straße**; vielmehr nur **Kaiser-Wilhelm-Straße**. Die Schwierigkeit ist künstlich geschaffen: solche Namengebungen sind eben an sich ungeschickt; da sie jedoch immer wieder vorkommen, so hilft uns nur die Bindestrichelei aus einer Verlegenheit, in die wir uns selbst gebracht. Allerdings heilen noch so viele Bindestriche nicht die Unnatur einer Gedenktafelschrift: **Generalfeldmarschall-Prinz-Friedrich-Karl-von-Preußen-Liche**, — die es wahr und wahrhaftig in der Nähe Berlins gibt!

Bei Straßennamen ist zu unterscheiden zwischen zusammengesetzten Hauptwörtern und den Fügungen aus Beiwort und Hauptwort. Es muß geschrieben werden: **Goethestraße**, **Schillerplatz**, **Wilhelmsplatz**, **Spittelmarkt**; aber **Dresdener Straße**, **Leipziger Straße**, **Bayrischer Platz**, **Sächsischer Markt** (vgl. S. 73).

Niemand schreibt zwischen gewöhnlichem Stammhauptwort und s des Zweitfalls ein Häkchen, etwa ‚des Deutschen Reich's‘; manche halten es aber für nötig, zu schreiben: **Vessing's**, **Goethe's**, **Friedrich's des Großen**. Es gibt nicht den geringsten vernünftigen Grund zu solcher Häkelei, auch nicht den,

daß man den Eigennamen buchstäblich genau herauschälen müsse. Das ist auch ohne Häkchen gesichert, denn daß ein *s* am Schlusse von Eigennamen den Zweitsfall bezeichnet, nicht zum Stammwort gehört, ergibt sich stets aus dem Zusammenhang. — Ganz allgemein: so wenig wie möglich Häkchen! Wir werden von ihnen noch an andrer Stelle zu reden haben (S. 327).

Über die Rechtschreibung der Fremdwörter verweise ich auf meine „En.welschung“. Die Schriftform der ewig fremdbleibenden Welschereien kommt für meine Leser nicht in Frage, denn ich rechne nur auf solche, die Deutsch schreiben wollen. Für die Halblehnwörter gilt die Schreibregel: so deutsch wie möglich; also Schokolade, Kasse, Trasse, Konzert, Elefant, Tron. Da, wo man aus irgendwelchen Gründen zum Hinschreiben eines Welschwortes gezwungen ist, gleichfalls so deutsch wie tunlich: Fassade, Akzent, Scharlatan, Schimäre, kulant, Klischee. Und wenn in Deutschland, abweichend von Österreich, amtlich noch auf *ph* in griechischen Wörtern Wert gelegt wird, so schreibe man wenigstens nicht zwei *ph*, auch nicht peinlich *ph* da, wo schon Versuche mit *f* geglückt sind, also: philosophisch, Photographie, Stenographie. Aber auch gegen Geografie wird heute kaum noch Widerspruch laut. Die Italiener schreiben längst kein *ph* mehr, und es nimmt Wunder, daß die Franzosen es tun.

Über die deutsche Wiedergabe fremder Eigennamen wurde schon gesprochen. Was soll man dazu sagen, daß auf deutschen Landkarten wildfremder Länder nicht die deutsche, sondern die englische oder französische Schreibung steht! Der Kleine deutsche Kolonialatlas, veranlaßt von der Deutschen Kolonialgesellschaft, vermutlich von deren Centralcomité, druckt Tombouctou für Timbuktu, Sénégal und hundert andre Französeleien. Auf vielen deutschen Karten nichtenglischer Besitzungen stehen alle Eigennamen in der tollen englischen Schreibung, deren Aussprache den meisten deutschen Lesern unaussprechbar bleibt. Die deutschen Käufer der in Deutschland hergestellten Kartenwerke sollten sich dergleichen Würdelosigkeiten nachdrücklich verbitten. Das würde helfen; noch so scharfe Rügen in Büchern wie diesem helfen nichts.

Endlich die heißumstrittene Frage: deutsche oder lateinische Druckschrift? Daß die deutsche nicht deutschen Ursprungs ist, die lateinische einst die gemeinsame Schrift aller

europäischer Völker war, entscheidet nicht. Tatsächlich wird die in den Deutsch sprechenden Ländern vorherrschende deutsche Schrift in Deutschland für eine uns eigentümliche angesehen, und als die gilt sie auch den fremden Völkern. Der zumeist angeführte Grund, wir sollten es dem Auslande leichter machen, unsre Sprache zu lernen, indem wir uns der Lateinschrift bedienten, ist der allerlezte, der geltend gemacht werden dürfte. Die überwältigende Schlammflut der Feindschaft, des Hasses, der grundlosen gemeinen Verleumdung, die sich in vier blutigen Jahren über Deutschland ergossen hat, sollte uns endlich gelehrt haben, daß man sich die Neigung oder nur Achtung der Völker nicht durch Anbiederei und Liebedienern erwirbt. Nur völkische Gründe, nicht Rücksichten auf das Ausland haben in dieser Frage mitzusprechen. Wir stehen so hoch, daß wir keinem Fremden, der ja fast immer zugleich der gehässige Feind ist, entgegenzukommen, geschweige nachzukriechen brauchen. Wer den Zugang zur Sprache und zum Schrifttum des Deutschen sucht, der tut das um seiner selbst willen, und wir haben uns oder ihn nicht zu fragen, ob er uns etwa damit einen Gefallen erweisen will. Daß ihm der Zugang durch eine Schrift erschwert werde, die der Lateinschrift viel näher steht als die griechische, die russische, die arabische, die alle noch keinen gehindert haben, Griechisch, Russisch, Arabisch, Türkisch, Persisch zu lernen, ist nicht wahr. Wer es mit dem Erlernen der deutschen Sprache ernst nimmt — und nur solche Sprachschüler bedeuten etwas für das Machtgebiet unsrer Sprache —, der wird nicht um einen Tag durch das Erlernen der deutschen Druckschrift aufgehalten, denn er kennt sie, ohne sie je eigens gelernt zu haben: die englische wie die französische Bierschrift, z. B. in den Titeln der Times und des Temps, ist ~~die~~ deutsche. Es ist sogar sicher anzunehmen, daß die Wertschätzung des Besizes der deutschen Sprache bei den Fremden wächst im Verhältnis der besieigten Schwierigkeiten, und die deutsche Schrift ist deren geringste.

Im übrigen aber wiederhole ich hier das schon anderswo von mir Gesagte: In welcher Schriftform die Bücher und Zeitungen in Deutschland gedruckt werden, ist so lange eine ganz gleichgültige, ja lächerliche Frage, wie die allermeisten Bücher und Zeitungen in fremdwörtelndem Welsch geschrieben werden. Man verschiebe die Entscheidung über ‚Fraktur‘ oder

„Antiqua“ bis zu dem Tage, wo nur Deutschgeschriebenes in Deutschland gedruckt werden soll. Bis dahin aber drucke man alle Welschwörter, also die ungefähr 20 von je 100 Begriffswörtern, in der ihnen gebührenden lateinisch-griechischen Mengselschrift, um endlich die Form dem Inhalt anzugleichen. Vielleicht lernen dann die Schreiber und Leser durchs Auge, was sie durchs Ohr zu lernen offenbar unvermögend, durchs Ehrgefühl zu begreifen abgestumpft sind: daß das Sprachgewand der meisten deutschen Bücher, fast aller wissenschaftlichen und sich mit Kunst abgebenden, eine Narrenjacke ist. Oder glaubt jemand, daß z. B. Kanzlerreden über deutsche Démarchen, reale Garantien, Désintéressement usw. dadurch deutsch werden, daß man diesen Welschereien die Ehre deutscher Druckschrift antut?

Vorher aber sollte man schon aufräumen mit der gedankenlos vererbten Gewohnheit, römische Zahlen auf Zifferblätter, hinter Fürstennamen usw. zu setzen. Die hohen römischen Ziffern liest selbst der Gebildete nur schwer, und Benennungen wie Ludwig XVIII., Karl IX. sind dem Ungebildeten unverständlich. Also Ludwig 14. und selbst Wilhelm 2. Wieviel Unterscheidungszeichen man in Zahlentafelwerken anwenden will, hat hiermit nichts zu tun.

Die Redetheile

(Formenlehre)

Das Geschlechtswort

Die Schwankungen und Zweifel am Geschlecht des Hauptwortes werden beim Hauptwort behandelt; hier kommt hauptsächlich in Frage die falsche Weglassung oder Setzung des Geschlechtswortes. Daß es in formelhaften Wendungen oft fehlt und fehlen darf, gehört nicht zu den Schwierigkeiten; zweifelhaft ist nur die Grenze. ‚Mit Recht, auf Grund, bei Sinnen‘ erregen keine Zweifel; ‚an Hand, in Nachahmung‘ gelten für ungut. Desgleichen die Auslassung des Geschlechtswortes in Fällen wie: Schreiber dieses ist der Ansicht; Verfasser (statt: ich) glaubt; dies ist Drahtungs-, nicht Schriftsprache. Kein andres Volk treibt solche Verknapfung des Notwendigen.

In manchen Kanzleien galt oder gilt: ‚Ein hohes Ministerium wolle geneigtest beschließen‘ für erhabener als ‚Das hohe . . .‘. Drollige Auffassung, die endlich verschwinden sollte.

Erich Schmidt fand das Geschlechtswort vor bedeutsamen weiblichen Eigennamen, z. B.: die Eschenbach, ‚gradezu unziemlich‘ (vgl. S. 31). Sein Geschmach wird gewiß von sehr Wenigen geteilt. Im 18. Jahrhundert war ‚die Neuberin, die Schillerin‘ das Selbstverständliche, und es ist nicht einzusehen, warum der weibliche Eigenname ohne . . . in unziemlich wirken soll. In den romanischen Sprachen ehrt das vorge setzte Geschlechtswort den weiblichen Namen. Aber gleichviel — der gute und der ehrerbietige Sprachgebrauch sagt nun einmal: die Stein, die Sand, die Eschenbach, die Viebig, die Rollwitz, und dabei dürfen wir uns beruhigen.

‚Guten Tag, die Herren!‘ wird bemängelt. Wie aber, wenn solche, zunächst allerdings befremdende Formel sich einbürgert? Auch das Sie der Anrede mit der Mehrzahl er-

scheint bei strenger Prüfung als sinnlos; einmal fester Sprachgebrauch geworden, trozt es jedem Tadel.

Ob in Verbindungen wie **der Vater und der Sohn** das Geschlechtswort regelmäßig zu wiederholen oder allenfalls wegzulassen ist, ist mit einer durchgreifenden Regel nicht zu entscheiden. Je inniger die Verbindung, je vollständiger die innere Einheit, desto eher darf, ja muß die Wiederholung unterbleiben. Die Griechen und Römer hatten besondere Formen für den Nuffall ist nicht unrichtig, denn hier liegt eine begriffliche Gemeinschaft vor; in einem Satze wie **Die Griechen und Römer haben Kriege miteinander geführt** wird das Fehlen eines zweiten die als Härte empfunden. Ebenso in: **Der Fuchs und Hase leben in Feindschaft miteinander.**

Mit Recht als unfein gilt die Auslassung des Geschlechtswortes in Beisatzwendungen wie: **August von Goethe, Sohn des großen Dichters . . , Meine Vermählung mit Fräulein Emilie Schulze, Tochter des Herrn Friedrich Schulze und . .** Dies ist die Sprache der Standesamtseintragungen oder der Grundbücher, nicht die der gebildeten Rede und Schrift.

Man hüte sich davor, die Formgleichheit von Geschlechtswörtern mißbräuchlich für verschiedene Bedeutungen zu verwenden. **Ich habe die Mutter und Töchter gesehen, Die Größenverhältnisse und Schönheit des Bildes . . , Die Art und Eigenschaften des Werkes . . , Die Gesellschaft der Frau und Kinder** gelten bei jedem Sprachgebildeten für grob fehlerhaft.

Der Ministerpräsident und Minister des Außern kann in gutem Deutsch nur besagen, daß von einem Minister mit zwei Ämtern die Rede ist; handelt sich's um zwei Männer mit je einem Amt, so muß das Geschlechtswort wiederholt werden.

Der oder die Hochverräter sind ermittelt mag als Nothelf geduldet werden, aber eine Tugend wird aus dieser Not niemals. In solchem Falle läßt sich durch eine ganz andre Wendung Abhilfe schaffen.

Männliche Eigennamen bleiben ohne Geschlechtswort; wie aber steht es mit dem zweiten und dritten Fall der fremden männlichen Eigennamen, die mit Bisslauten endigen? **Sophokles' Dramen; Er hat sich Tacitus' zugewandt?** Über

die Beugung selbst wird beim Hauptwort gehandelt (vgl. S. 116); hier nur die Frage, ob die Dramen des Sophokles, des Tacitus Germania zulässig sind? Diese, bei neuzeitlichen Namen unzulässigen, Fügungen rühren aus dem Schulbetriebe her, wurden dort durch das Beispiel des Griechischen, zum Theil des Französischen, unterstützt und haben sich mit der Zeit Sprachbürgerrecht auch in der reifen Bildungswelt erobert. Es lohnt jedenfalls nicht, dagegen anzukämpfen.

Das Hauptwort

1. Die Form

Gewisse Hauptwörter erscheinen im 1. Fall in Doppel-
formen auf **e** oder **en**, besonders: **Friede(n)**, **Funke(n)**,
Gedanke(n), **Gefalle(n)**, **Glaube(n)**, **Haufe(n)**, **Name(n)**, **Scha-**
de(n), **Wille(n)**. Weil die Form mit **e** die ältere, die mit **en**
eine jüngere ist, wird von den Sprachmeistern mit mehr oder
weniger Nachdruck verlangt, man müsse der ‚alten richtigen‘
Form den Vorzug geben, so sei z. B.: ‚der künstlerische Ge-
danken unerträglich‘. Er ist schon sehr vielen Gebildeten ganz
erträglich geworden. Noch haben Sprachgebrauch und Sprach-
gefühl sich nicht bestimmt nur für die eine der Formen aus-
gesprochen; sie sind also beide zulässig, und das Sprachge-
fühl des Einzelnen, nicht eine ihm aufgezwungene Regel gibt
den Ausschlag. ‚Der Friede von 1871‘ scheint mir vorzu-
herrschen, doch ist darum **Frieden** nicht falsch. Im 4. Fall
wird heute überwiegend **Frieden** gesagt; Bürger schrieb:
‚und schlossen endlich Friede‘, vielleicht des Reimes (müde)
wegen. Bei **Gedanke** wiegt noch die Form ohne **n** vor:
der **Gedanke**; aber der **Gedanken** ist nicht zu verbieten.
Schade steht meist nur in der Formel: es ist schade, sonst
überwiegend der **Schaden**; doch ist der **Schade** nicht falsch.
— Außer jenen ausgesprochenen Doppelformen gibt es für
Schatten die dichterische Nebenform der **Schatte**, für **Spa-**
ren die seltene **Spate**, die noch seltene der **Luste** neben
der **Lusten**. Die Entwicklung aller dieser Doppelformen ist
noch im Fluß, und es ist so nutzlos wie überflüssig, mit
Empfehlungen oder gar Verboten einzugreifen.

Von **Fels**, **Felsen** ist die erste Form die mehr dichterische,
die zweite die mehr alltägliche. — Über die allein zulässige
Form **Tür**, nicht **Türe**, wurde schon gesprochen (S. 68). —
Sirte ist feierlicher als **Sirt**; mit **Stirne** steht es so wie
mit **Türe**, doch kommt **Stirne** bei Dichtern, z. B. bei Frei-
ligath, vor.

Belag oder **Beleg** (in der Bedeutung ‚Beweis‘)? Die Mehrzahl lautet **Belege**, also auch in der Einzahl besser **Beleg**. — Von **Lehen** ist die Mehrzahl **Lehen**, also nicht **Darlehne**, sondern **Darlehen**.

Die Hauptwortform einiger ursprünglicher Beiwörter schwankt: **Außeres**, **Inneres**, **Ganzes** in Fällen wie: ein **schönes** (gewisses) **Außeres** oder **Außere**, ein **großes Ganzes** oder **Ganze**, mein **ganzes Innere** oder **Inneres**. Die Formen schwanken nicht nur in der Alltagssprache, sondern bei unsern besten Schriftstellern: Grund genug für den Sprachmeisterer, mit seinem Rüssel ‚unnatürliche, gewaltsame Erzeugnisse der Halbweisheit‘ dazwischen zu fahren, wenn jemand das Verbrechen begeht, ein **schönes Ganzes** zu schreiben. Andre Sprachgelehrte schreiben ausdrücklich vor: ein **großes Ganzes**. Wie soll sich der Ungelehrte verhalten, dem es genügt, gutes Deutsch zu sprechen und zu schreiben? Wie immer: er lausche auf den Sprachgebrauch der Gebildeten und der besten Schreiber und lasse sich durch Grobheiten nicht beirren. Unzweifelhaft wird öfter ein **großes Ganzes** gesagt und geschrieben als ein **großes Ganze**; dagegen scheint ein **schönes Außere** vorzuherrschen. Bei den Dichtern kommen beide Formen mit solcher Verteilung vor, daß keine feste Regel daraus abzuleiten ist. Bei Goethe: ‚Ich möchte dir mein ganzes Innere zeigen. — Ein etwas wunderliches Außeres. — Sich überflüssiges Gute zu erzeugen. — Ein ewiges Ganzes.‘ Bei Lessing: ‚Ein desto günstigeres Außersich. Ein körperliches Ganze.‘ — Bei Schiller: ‚Ein recht gutes Außersich.‘ Wir dürfen feststellen: die Form ohne **s** überwog in älterer Zeit, aber ohne Regelmäßigkeit selbst bei dem einzelnen Schreiber; die mit **s** nimmt heute zu, und wir müssen uns enthalten, einer solchen Entwicklung des lebendigen Sprachgebrauchs den einzig richtigen Weg herrisch vorzuschreiben.

Wir haben **Gelassenheit**, **Verdrossenheit**, **Zuvorkommenheit**, und sie werden jetzt nicht beanstandet. Luthern allerdings hatte **Gelassenheit** mißfallen. Dagegen wurde jüngst Anstoß genommen an dem Neuwort **Gepflogenheit** — ‚ist nicht Brauch so ziemlich dasselbe?‘ Für unser Sprachgefühl ist es offenbar nicht oder doch nur so ziemlich dasselbe, und man sollte sich nicht ärgern, sondern freuen, wenn die Sprache sich für nur so ziemlich dasselbe eine neue Ab-

schattung erzeugt. Daraus folgt freilich nicht, daß die Neubildungen mit heit ins Grenzenlose gehen dürfen: **Gepflogenheit** ist gut, aber **Ungeordnetheit** statt Unordnung, **Verbreitetheit** statt Verbreitung, **Bedeutendheit** statt Bedeutung sind nicht gut.

Die bräuchliche Form heißt **der Bildner**; bei Goethe und Schiller kommt **der Bilder** vor. Ist dies auch für uns erlaubt? Freilich, und erst recht, wenn dadurch der Skulptor und der Plastiker ferngehalten werden.

Wie steht's mit **Langeweile**? Wie sollen wir es richtig beugen? Es ist nicht leicht, es falsch zu beugen. Neben **Langeweile** ist **Langweile** erlaubt, und aus langer **Weile**, aus **Langerweile**, mit der **Langweile**, mit der **Langenweile** (. . langen **Weile**), aus **Langweile**, ja selbst aus **Langeweile** kommen bei den Guten und den Besten vor. Bei Goethe steht: „vor **Langerweile** unkommen“.

Mein Lebelang oder **mein Leben lang** oder **mein Lebenlang**? Ganz nach eigenem Geschmaç; und nicht ärgern, sondern freuen sollen wir uns über solche liebenswürdige Freiheiten unsrer Sprache, die jedem gestatten, sein Sprachgefühl zu erproben.

Das hohe Lied, **das Hohelied**, **das Hohe Lied**, **des Hohen Liedes**, **Hohenliedes**, **hohen Liedes** — alles erlaubt.

Ein Hoherpriester, **ein Hohepriester**, **der Hohepriester** — desgleichen; aber nicht **ein hoher** (der **hohe**) **Priester**, denn **Hohepriester** ist eine selbständige Neubildung. **Armer Sünder** dagegen ist neben **Armersünder** noch das Bessere; dagegen nur **Armefünderglocke** (nicht: **arme**). — Nur **Sauregurkenzeit**, nicht etwa **saure Gurkenzeit** (vgl. S. 127).

Der Beamte, aber ein **Beamter**, ebenso ein **Standesbeamter**; **der Gelehrte**, aber ein **Gelehrter**.

2. Ableitungen

Alle Welt leitet von **der Beamte** ab: die **Beamtin**. Der **Büttel** kommt daher und verkündet im angemessenen Namen der Sprache: Von **Partizipialsubstantiven** — und ein solches ist auch **der Beamte**, d. h. **der Beamtete** — können keine **Feminina** auf in gebildet werden; niemand sagt: **meine**

Beamtin, meine Geliebte.' Also sie können nicht gebildet werden; — wie aber, wenn sie dennoch von einem Millionen-volk gebildet werden? Dann muß das ganze Volk Unrecht haben, damit der eine Sprachgewaltige Recht behalte. Hier haben wir ein Musterbeispiel grundverkehrter Beurteilung des Innenlebens der Sprache: als ob sie sich gewissenhaft wie ein Musterschüler vorhielte, hier ist ein Partizipialsubstantiv (zum Hauptwort gewordenenes Mittelwort), das sei dir heilig, also um Gottes willen keine weibliche Eigenform! Auch dann nicht, wenn ein zwingendes allgemeines Bedürfnis vorliegt, der Million weiblicher Beamten eine scharf unterscheidende Wortform zu geben? Auch nicht, wenn andre weibliche Berufe: Lehrerin, Gehilfin, Ärztin, Arbeiterin die Nebeneinanderstellung von **der Beamte, die Beamtin** als die natürlichste ergeben? Auch dann nicht, denn — obenan steht meine Regel von den Partizipialsubstantiven; das Sprachbedürfnis eines Volkes geht mich nichts an. Das Bedürfnis im Bunde mit dem richtigen Sprachgefühl sind über solche Besserwisserei längst hinweggegangen: **die Beamtin** ist heute das selbstverständliche Wort, und der frühere Einspruch dagegen gilt jetzt für eine unbegreifliche Sprachdummheit. Der Hinweis auf die Unmöglichkeit von **Bekannte** oder gar **Geliebte** ist unwirksam: **die Bekannte** und **die Geliebte** werden eben noch als ehemalige Mittelwörter empfunden, **die Beamtin** nicht; ja selbst **der Beamte** nur noch von Sprachgelehrten. Daran, daß die weibliche Beamte auch in der Mehrzahl vorkommt, die nach seiner Verfügung **die Beamten** lauten müßte, daß also nur **die Beamtinnen** uns aus der Verlegenheit ziehen kann, hat der erhabene Sprachgesetzgeber in seiner Unfehlbarkeit nicht gedacht. — Übrigens kommt **Beamtin** schon bei J. F. Voß (Aristophanes 3, 224) vor, und W. von Humboldt schreibt sogar **Bekannte**, wogegen kaum etwas zu sagen ist, so wenig wie gegen **die Gelehrte, die Gesandte, die Verwandte**, für welche Formen sich bei sehr guten Schreibern Belege finden.

Aus der Berechtigung solcher Formen folgt natürlich nicht das Recht zu beliebiger Verallgemeinerung; die Sprache besteht aus ebenso vielen Ausnahmen wie Regeln, und eines schickt sich nicht für alle. Es heißt nicht **die Deutsche**, obgleich es **die Französin** heißt; nicht **die Beseelte**, **die Seelige**; wohl aber, einem Bedürfnis zuliebe, **die Gastin**

(für Schauspielerinnen), und der Einwand: „Wer möchte eine Frau oder ein Mädchen seine Gäsⁱⁿ oder Gäsⁱⁿ nennen?“ ist verkehrt: hier liegt, wie in sehr vielen Wörtern, eine Begriffspaltung und ihr entsprechend eine Formspaltung vor. Zu einem weiblichen Hausgast, selbst zu einer Schauspielerin, sagt man: **mein Gast**; zu einer Schauspielerin auf der Bühne von einem andern Theater: **die Gäsⁱⁿ**, an einer gastlichen Tafel: **unser Gast**.

So wurde auch **die Kundin** bemängelt; der Kaufmann solle nicht sagen: **eine gute Kundin von mir**. Das tut er bekanntlich doch, und das Sprachgefühl unterweist ihn richtiger als den Doktor Allwissend der Sprachlehre.

Sind anstößig: **die Lieblingin, die Zöglingin, die Ankömmlingin, die Emporkömmlingin, die Günstlingin, die Flüchtlingin, die Fremdlingin?** Ich würde solche Formen zögernd schreiben; aber falsch sind sie nicht, sondern nur zurzeit nicht allgemein üblich. In den meisten Fällen liegt ja kein Zwang zur weiblichen Form vor: „Sie war der Liebling des Hauses, Der edle Flüchtling Dorothea“ bieten sich bequem dar; aber ein Verbot aller solcher Bildungen ist ungerechtfertigt. Sie kommen sämtlich hier und da bei guten Schriftstellern vor.

Gegen „eine kühne Waidmännin, meine Landsmännin“ wurde noch kein Widerspruch erhoben. Daraus folgt aber nicht, daß man bedenkenlos schreiben sollte: „Frau von Stein ist eine üble Gewährsmännin zur Beurteilung Christianens“. Die Gattin eines beliebigen Hauptmanns ist seine Frau Hauptmann; dagegen wird man sich seine Witwe schon eher als Hauptmännin gefallen lassen, und das Urbild zu Schillers Laura hieß nur die Hauptmännin. Ein weiblicher Staatsmann? Maria Theresia war ein großer Staatsmann, keine Staatsmännin; aber wäre es unmöglich, zu sagen: „Egeria war des Numa Pompilius beratende Staatsmännin?“ Für den Gartenaufseher mit der Regelhebenscheere lauter höchst widerwärtige Wassertriebe.

Die weiblichen Ableitungen von männlichen Wörtern auf . . rer, . . erer sind in vollständiger und in abgekürzter Form zulässig: . . rerin, . . erin; die abgekürzte wird bevorzugt. Bewunderin, Förderin, Plauderin, Einwanderin, Auswanderin, Zauberin genügen. Von Märtyrer wird vereinfacht Märtyrin abgeleitet; ebenso Aben-

teuerin von Abenteuerer. Wer durchaus **Märtyrerin, Abenteuererin** schreiben zu müssen glaubt, verdient keinen schwereren Vorwurf als den einer weniger flüssigen, einer überflüssigen Umständlichkeit, die ihm keiner dankt.

Die Frau des Reichskanzlers ist die Frau Reichskanzler, nicht die Reichskanzlerin; die eines Geheimrats heißt zwar in einer Briefauffchrift besser Frau Geheimrat, darf aber ohne Furcht vor einem „groben Fehler“ als Frau Geheimrätin angedeutet werden. Goethes Mutter wurde ebenso oft Rätin wie Frau Rat genannt.

3. Das Geschlecht

Über Hauptwörter mit verschiedenen Geschlechtern und entsprechend verschiedenen oder auch gleichen Bedeutungen belehrt jede deutsche Sprachlehre; hier werden, wie durchweg, nur die Zweifelsfälle betrachtet. Einige landschaftliche Besonderheiten wurden schon erwähnt (S. 68); nachgetragen seien noch für die Schweiz: **der Großmut, der Bank, der Schneß, der Laus** (die Floh), **die Fräulein, das Reis** für reichsdeutsches **der Reis, die Abschen, die Schoß, der Almosen, das Tau** (statt **der Tau**), **die Koffer**. Schweizer Lesern sei bedeutet, daß für die Schriftsprache diese Abweichungen unzulässig sind; der landschaftliche Sprachgebrauch wird davon nicht berührt.

Die weibliche Benennung von Schiffen: **die Emden, die Dresden, die Vaterland, die Bismarck** — auch die zwei letzten wurden schon gedruckt und gesprochen! — sind nicht echtdeutsches Gewächs, sondern Nachäffung englischer Sprachform. Noch sitzt diese undeutliche und für unser Sprachgefühl grund- und sinnlose Geschlechtsbezeichnung nicht so fest, daß wir sie als geheiligten Sprachgebrauch hinnehmen müßten. Jeder Deutsche hat das Recht, Einspruch gegen solche offenkundige Engländerei zu erheben und zu verlangen, daß den Schiffen ihr natürliches oder aus irgendwelcher vernünftiger Anschauung hergeleitetes Geschlecht gegeben werde. Ein gepanzerter Berserker wie der (Kreuzer) Emden oder der (Panzer) Bismarck oder das (Kriegsschiff) Vaterland können durch keine Klügelei zu holden weiblichen Wesen gemacht werden. Das gesunde Gefühl des Deutschen wird ihn in jedem Falle richtig leiten, richtiger als mit der ewigen englischen Weiblichkeit.

In zweifelhaften Fällen wie Hamburg, Baden, Emden ziehe man **der** vor und ergänze **Kreuzer**; dieß ist auch für Linien= schiffe immer noch angemessener als **die**. Bei Schiffen mit Städtenamen denken wir doch nicht zuerst ergänzend: **die Stadt**, sondern eben auch: **der Kreuzer**, **der Panzer**. Kein andres Seebolk außer uns Deutschen treibt solche Englandafferei; jedes folgt seinen eignen Sprachgesetzen und schreibt **La Patrie**, **Le Danton**, **Il Dante**. Es handelt sich hier keineswegs um eine Kleinigkeit, sondern um einen Ehrenpunkt, von der Sprachvernunft gar nicht erst zu reden. Nebenbei sei schon hier außer der Reihe bemerkt, daß auch die Ausdrucksweise **An Bord Seiner Majestät Schiff Deutschland** nicht nur empörend sprachwidrig, sondern eine rohe Nachäffung des Englischen ist. Wem solch Abhängigkeitsverhältniß zwischen der deutschen Flotte und dem englischen Sprachgesetz ganz recht ist, mit dem ist nicht zu streiten. Hier liegt noch kein zu achtender alter deutscher Sprachgebrauch vor, sondern bewußte Afferei, die keine Rücksicht verdient.

Der Elsaß wird sprachgeschichtlich für ‚richtiger‘ erklärt; alle Welt sagt **das Elsaß**, also schreiben wir richtig **das Elsaß**.

Der Abscheu ist heute die herrschende Form; früher hieß es oft **die Abscheu**.

Bereich kommt bei Goethe und Andern männlich und sächlich vor; heute hat sich **das Bereich** stärker durchgesetzt, ohne daß **der Bereich** falsch wäre.

Der Chor (chorus) war im 18. Jahrhundert, z. B. bei Goethe, fast nur sächlich. Eine drollige Wendung lautet: **Das Chor der Rache**, wohl mit dem Gedanken an das Corps. **Chor** als Sängerplatz ist sächlich.

Heute überwiegen **das Drangsal**, **die Mühsal**, **die Trübsal**; bei Goethe kommen andre Geschlechter vor.

Das Luter herrscht jetzt vor; **die Luter** ist nicht falsch.

Manche Sprachlehren fordern als besser oder einzig richtig (es darf nur heißen): **Ihre Fräulein Braut**, **Ihrer Fräulein Tochter**. Die Sprache ließt keine Sprachlehren, sondern folgt ihrem, d. h. der Sprechenden, innern Gefühl und spricht heute fast ausschließlich: **Ihr Fräulein Braut**, **Ihrem Fräulein Tochter**. Die Sprachlehren sind hiermit sehr unzufrieden, aber die Sprache beharrt bei ihrem Willen. Der Leser wird wissen, wem er zu folgen hat. Er sagt ja auch: **Liebes Fräulein Marie!**

Weil in Leipzig angeblich **der Gehalt** (für Beamte), die **Gehalte** gesprochen wird, beschimpfte von Leipzig aus ein Sprachbüttel den Geschmack des ganzen übrigen Deutschlands, wo man **das Gehalt**, die **Behälter** spricht und schreibt —: „plebejisch, häßlich, niedrig“. Ich habe ermittelt, daß es heute auch in Leipzig weit überwiegend **das Gehalt**, die **Behälter** heißt. Die Sprache hat sich selbst einen Weg gebahnt: sie hat eben den Unterschied zwischen Inhalt und Lohn deutlicher machen wollen, und von einer „Gemeinheit“ der Form **Behälter** fühlt heute kein Mensch etwas.

Gift, das bei Goethe in allen drei Geschlechtern vorkommt, ist heute in der Schriftsprache nur sächlich.

Landschaftlich wird **der Lohn** (die Belohnung) und **das Lohn** (Gehalt) unterschieden; die Schriftsprache kennt für beide Bedeutungen jetzt nur **der Lohn**.

Das oder der Münster? In der Schweiz heißt es nur **das**, bei Goethe **der**. Ich sage **das**, habe aber nichts gegen **der**. Der Grund, daß das lateinische Urwort *monasterium* sächlich ist, gibt nicht den Ausschlag.

Das statt der Sarg ist Landschafts-, nicht Schriftsprache.

Teil war im ältern Deutsch, so noch bei Luther, überwiegend sächlich. Heute schwankt das Geschlecht in gewissen Wendungen: **ich für mein Teil** und **für meinen Teil**; **ich habe mein Teil** und **meinen Teil**; **ein gutes Teil** und **ein guter Teil** davon. Der Sprachgebrauch hat sich noch nicht ausschließlich für die eine oder die andre Form entschieden, also sind beide richtig. In biblischen Wendungen, wie **das gute Teil** erwählt, hat sich das sächliche Geschlecht behauptet. Ferner nur: **Ich habe mein Teil** weg; aber: **Ich habe meinen Teil** der Erbschaft bekommen.

Der oder das Ungestüm? **Der oder das Vogelbauer?** **Der oder das Wams?** **Der Jch oder die Jehe?** **Der oder die Zierat?** Beide Formen sind auch in der Schriftsprache zulässig; die Wage schwankt noch zu Gunsten der einen oder andern. Bei **Zierat** kommen die drei Geschlechter berechtigt vor.

4. Zur Beugung

Ganz allgemein: wo Beugung möglich ist, da beuge man im Zweifelsfall; wo sie zur deutlichen Bezeichnung des Ge-

füges nötig ist, da beuge man erst recht. Es ist keine grundlose Eigentümlichkeit der Dichtersprache, daß sie strenger auf Beugeformen hält als die Umgangssprache und selbst die Schriftsprache: das feine Sprachgefühl empfindet die richtig gebeugten Formen als die volleren und edleren. Nicht nur wegen der Engländererei, sondern mehr noch wegen der Beugungslosigkeit erscheint der Ausdruck **An Bord Seiner Majestät Schiff** trotz der Bornehmtuerei als unsein. Eine Summe Geld ist nicht falsch, aber eine Summe Geldes ist gehobene Sprache. Man darf wohl sagen: **Ein Sack reifer Weizen**, aber . . **reifen Weizens** ist höhere Sprache. In der unnötigen Verfeinerung einfachster Wendungen: **Ein Glas Wassers** oder **frischen Wassers** (statt . . **Wasser, frisches Wasser**) fühlt man Absicht und man ist verstimmt (vgl. S. 256).

An Fügungen wie **Kraft Anordnung**, infolge **Sturmwarnungen** stört uns das Fehlen jedes Beugezeichens. Zum **Wohle meines Vaterlandes** und dessen **Einwohner** wird als Härte empfunden wegen der Beugungslosigkeit von **Einwohner**; man schreibe: . . **seiner Einwohner**, und das Gefüge gewinnt Leben.

Titel, Schilder, Gasthofnamen usw. wirken in Deutschland lähmend auf die Kenntniß der Sprachlehre: alle Beugung stockt. Früher sagte jedermann: Ich wohne im Erbprinzen, im Elefanten; heute oft: im Erbprinz, im Elefant. Menschen mit Sprachgefühl beugen in allen solchen Fällen. Die Tochter des **Rechtsanwalt Müller**, die Wahl des **Stadtrat Schulze**, das Buch des **Professor Schmidt** — dergleichen hört und liest man oft, zuweilen selbst von gebildeten Menschen. Über die Unzulässigkeit kann kein Zweifel bestehen. Auch **Oberst** ist kein unbeugbares Wort: der Brief des **Obersten** oder **Obersts** H.

*

Der Bauer wird gebeugt: **des Bauern, des Bauers; dem Bauer, dem Bauern; den Bauer, den Bauern**. Die Nebenformen sind nicht falsch.

Der Zweitfall von **Nachbar** ist ebensowohl **Nachbars** wie **Nachbarn**; auch im dritten Fall sind **Nachbar** und **Nachbarn** gleichberechtigt; im vierten überwiegt **Nachbar**.

Die bräuchlichsten Formen von Bär sind heute: **des Bären, dem Bären, den Bären**; bei Goethe heißt es **den Bär**.

Als einzig schriftdeutscher Zweitfall von Käse gilt **Käses**.

Im heutigen Schriftdeutsch heißt es überwiegend: **dem Helden, den Helden**; früher: **dem Held, den Held**.

Die Nichtbeugung des ersten Gliedes in festen Wortgruppen, also **des Grund und Bodens, des Haus und Hofes**, versteht sich von selbst. Auch Wendungen wie **der Unterschied zwischen Mensch und Mensch, Ich spreche zu Ihnen Mensch zu Mensch** sind nicht zu beanstanden.

Wie wird das Deutsch gebeugt? Gar nicht; einen gesprochenen Zweitfall ‚des Deutschs‘ gibt es nicht. Also: **die Schwierigkeit des Deutsch; Ich beschäftige mich mit dem Deutsch Luthers**. Daneben gibt es allerdings die Form **das Deutsche**, die regelrecht gebeugt wird: ‚des Deutschen, dem Deutschen‘; ‚der Sprachgebrauch des besten Deutsch; im guten Deutsch‘; — dagegen: ‚Dieser Franzose beschäftigt sich mit dem Deutschen; im Deutschen heißt es ...‘

Die Monatsnamen gelten heute seltsamerweise den Meisten für unbeugbar. Ich fühle sie wie jede andre Zeitbezeichnung und beuge: ‚Am ersten Tage des Septembers, in der letzten Stunde des Dezembers.‘ Allenfalls unterlasse ich die Beugung bei Juni und Juli, doch halte ich sie auch da für zulässig. Dem einmal darauf hingewiesenen feinern Sprachgefühl widerstreben die beugungslosen Formeln ‚Anfang Januar, Ende Februar‘; doch hat der Sprachgebrauch sie mit der Zeit als Versteinerungen entschuldbar gemacht. Goethe schreibt einmal ‚im Anfang März‘, ein andermal ‚in der ersten Hälfte des März‘; A. W. Schlegel: **des Märzzen Idus**; Schiller: ‚zu Anfang des Augusts‘, Freiligrath: ‚des November's Wehen‘.

5. Der Zweitfall

Die Bezeichnung des Gefüges durch Beugungsfälle wirkt kraftvoller und edler als die durch Vorwörter: ‚die Bedeutung Berlins‘ ist gutes Deutsch, ‚die Bedeutung von Berlin‘ ist je nach der Strenge des Urteilenden mittelmäßiges oder schlechtes Deutsch. Wir können noch heute sagen: ‚Man gebe

dem Kaiser, dem Reiche, was des Kaisers, des Reiches ist, und Wir erinnern uns seiner' wirkt lebensvoller als . . an ihn'. Alte Zweifelsfallformen: viel Wesens, kein Aufhebens machen, sich Rats erholen sind kräftiger als die alltäglichen Viertelsälle Wesen, Aufheben, Rat. Man darf sagen: 'Hier ist mein Bleiben nicht'; entschiedener klingt: 'meines Bleibens nicht'.

Die Formen des Zweifelsfalls männlicher und sächlicher Hauptwörter der sogenannten starken Beugung sind: . . s oder . . es. Welche von beiden inmitten des Satzes den Vorzug verdienen, hängt größtenteils vom Wohlklang der Wortform an sich und von ihrem Anteil am Schrittmass des Satzes ab. Daß Hauptwörter mit Bisslauten oder andern Härten im Auslaut . . es bekommen, bedarf keiner Begründung: des Fisches, des Tisches, des Fleisches, des Glanzes, des Arztes, des Herbstes. Über Fragen wie die, ob des Baues oder Baues, des Taues oder Taus, entscheidet das Ohr. In vielen Wörtern ist . . es die einzige Form: des Berges, des Sundes, des Mondes; in andern, namentlich in Fremdwörtern, steht ausschließlich . . s: des Offiziers. 'Fühl' in des Trones Glanz' ist nicht nur eine Forderung des Verses. Die selbstbewußtesten Sprachmeisterer haben nicht gewagt, feste Regeln für . . s oder . . es aufzustellen; es kann vorkommen, daß in einem längern Satz dasselbe Hauptwort je nach seiner Stelle im Satzgefüge aus laum erkläraren Gründen des Wohllauts (nicht Wohllautes!) und des Takttrittes einmal mit . . s, das andre Mal mit . . es gebeugt wird.

Ob man die Zweifelsfälle von Wörtern wie das **Be**, das **Wenn**, das **Aber**, das **Ad** mit oder ohne . . s bilden will, ist ziemlich gleichgültig; ich würde das . . s weglassen.

Der Zweifelsfall von Eigennamen mit Bisslautendungen macht gewisse Schwierigkeiten. Bei deutschen Namen kann man sich helfen: Hans Hansens, Max Maxens ist durchaus schriftdeutsch. Ebenso: Brossens Luise, Lenzens Soldaten. Bei Städtenamen freilich bleibt nichts übrig, als die Lage von Koblenz, von Florenz, die Einwohner von Konstanz zu sagen. In manchen Fällen ist auch bei fremden Eigennamen die deutsche Beugung erlaubt: Horazens Oden, wohl auch Propertzens Elegien. Formen wie Tacitussens, Praxitelessens

wurden früher ertragen, heute widerstreben sie uns. Wir helfen uns durch das Geschlechtswort: die Annalen des Tacitus, oder durch das Vorwort: der Hermes von Praxiteles. Aber auch das Häkchen, das von einem der Sprachzuchtmeister „ganz toll“ geschimpft wird, ist nicht zu verachten: Tacitus' Germania, Sophokles' Dramen, Rabelais' (gesprochen Rabeläs mit richtigem Zweitfall=s) Gargantua werden im Gespräch der Gebildetsten gebraucht, dürfen daher in der Schriftsprache gar wohl geduldet werden. Natürlich aber nicht etwa: die Dramen Sophokles' oder gar die Luise Voss'.

Der Zweitfall mit . . s bei weiblichen Wörtern kommt in der guten Umgangssprache alltäglich vor und wird in der läßlichen Schriftsprache in manchen Fällen nicht als Fehler empfunden: auf Mutters Schoß (Heine), auf Durchlauchts Geheiß. In edelster Sprache freilich wirkt es etwas zu hemdärmlig. — Ähnliches gilt von Drittfällen mit . . n; doch kommt **Muttern** an ernster Stelle bei Kleist vor.

6. Der Drittfall

Zweifelhaft ist hier vornehmlich, ob das . . e stehen oder wegfallen soll. Ähnlich wie beim Zweitfall mit . . es lassen sich feste Regeln nicht aufstellen, es sei denn die, daß es in Fremdwörtern fast niemals steht: nur dem Offizier, dem Monument, dem General, dem Konsul, im Korridor, dem Parlament. Bei einigen, die als Halblehnwörter gelten können: Altar, Balkon, ist es zulässig. Man kann beinahe zwischen Fremd- und Halblehnwörtern unterscheiden je nach der Möglichkeit des . . e im Drittfall.

Gleich allen Beugungsformen ist das . . e im langsamen Schwinden; es wird jedoch in sehr vielen Fällen noch als ein wirkungsvolles Ausdrucksmittel für Fügung, Wohlklang, Satztaft empfunden und sollte überall da erhalten bleiben, wo es jetzt noch als feste Sprachform Geltung hat und nicht schlep-pend wirkt. Im Zweifelsfalle (!) lieber setzen als weglassen. Seine richtige Anwendung folgt mehr künstlerischen als Sprachformgesetzen, läßt sich nicht lehren, sondern nur aus der Beobachtung unsrer Schreiber mit feiner Satzmusik lernen. Ein zu beherzigender Rat ist der, die Überhäufigkeit der Endungen mit . . e im Deutschen gelegentlich zu mindern durch sein Weglassen im Zweit- und Drittfall. Aus Wohlklangsgründen

wird man es gern vor folgendem Selbstlaut, besonders vor *e*, streichen, wogegen man es benutzen sollte, um den Zusammenstoß gleicher Mitlauter, besonders zischender, zu vermeiden: mit seinem Schatze zu wuchern. Gleichfalls aus Gründen des Wohlklangs kann es zur Taktbeschwingung dienen, wo sonst zwei schwerbetonte Silben aufeinander folgen würden. Aber wiederum des Wohlklangs wegen fällt es aus, wo es eine Reihe tonloser Silben vermehren würde, ist also seltner bei mehrsilbigen als bei einsilbigen Hauptwörtern: mit dem König, bei dem Herzog, unterm Monde, vor dem Hause, mit seinem Gelde, mit seinem Besitz. Aus diesem Taktinn erklärt sich das Fehlen des *.. e* in Zusammensetzungen, deren alleinstehendes letztes Wort ein *.. e* bekommt: unterm Dache, unterm Hausdach; unterm Monde, beim Vollmond.

Am festesten erhält sich das *.. e* in festen Wortformeln aus älterer Zeit; hier verschwindet es kaum je: zu Räte ziehen, zu Berge stehen, bei Hofe, zuwege bringen, zu Kopfe steigen.

Endlich ist ein innerer Unterschied zwischen *.. e* oder nicht-*.. e* zu spüren je nach dem Schwung oder der Ruhe des Ausdrucks: je straffer, entschiedener, bündiger, desto seltener das *.. e*; je ruhiger, behaglicher, breiter, desto häufiger: mit festem Fuß, auf eignem Grund, zu Schutz und Trutz; beim Weine sitzen, zu Kreuze kriechen.

7. Die Mehrzahl

Vorab die Frage, wie weit man mit der Mehrzahlform bei solchen Hauptwörtern gehen darf, die ihrem Wesen nach keine Mehrzahl zu dulden scheinen. Es gab bis vor kurzem nur eine Sehnsucht, keine Sehnsüchte; jetzt begegnen wir den Sehnsüchten bei vielen jüngeren Dichtern mit auffällsüchtiger Absicht, können gradezu eine Mode darin erblicken, leider jedoch feststellen, daß sie, wie so manches in unsrer neuesten Dichtung, nur eine Nachäffung französischer Sprachformen ist. Mehrzahlformen dieser Art werden uns verdächtig sein und unangenehm bleiben. Sonst aber sei man nicht zu streng gegen gelegentliche kühne Versuche Andrer, nicht zu zag in eignen. Von jeher haben unsre Schriftsteller gewagt, den Kreis der Mehrzahlen (1) zu erweitern, und wohlbekannt sind

Goethes ‚drei Ehrfurchten‘ in den Wanderjahren. **Prachten** kommen bei Goethe, **Prächten** bei Heine und Andern vor. Lessing wendet eine Mehrzahl von **Aberglauben** an, Platen spricht von **Gegenwarten**, Rückert von **Gröllen** und **Sassen**, Stifter von **Vorsichten**. Wer dergleichen wagt, der tut es auf eigene Gefahr.

Wohl der heftigste Mehrzahlstreit tobt um die Frage: **Wir Deutsche** oder **Wir Deutschen**? Besonders seit dem Sage Bismarcks ‚**Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt**‘ ist dieser Zweifelsfall vielleicht der umstrittenste in der ganzen deutschen Formenlehre geworden. Mit Gründen der Sprachgeschichte allein ist die Frage nicht zu lösen, obwohl die Geschichte uns lehrt, daß unsre größten Schriftsteller weit überwiegend **Wir Deutsche** geschrieben haben, vor allen Luther in seinem gleich dem Bismarckschen berühmten und bedeutsamen Sage: ‚**Wir Deutsche sind immer noch Deutsche und wollen Deutsche bleiben!**‘ (im Sendschreiben an die Ratsherren der deutschen Städte). Daß Bismarck unzweifelhaft **Wir Deutsche** gesprochen hat, dessen bin ich selbst einer der letzten lebenden Zeugen und wohl der beste: ich habe es neben ihm sitzend in amtlicher Pflicht des genauesten Aufmerkens und Vergleichens so gehört, sogleich niedergeschrieben, und Bismarck hat es nach der Durchsicht so in den Druck gehen lassen. Mir ist es damals als das Bessere und Natürlichere erklingen, und ich war erstaunt, als es bemängelt wurde. Der Sprachgebrauch schwankt noch, neigt sich aber, wesentlich bestimmt durch Bismarcks weithallendes Beispiel, jetzt mehr zu **Wir Deutsche**. Wer den Zweifel loswerden will, tut wohl, mit Luther, Lessing, Goethe, Bismarck **Wir Deutsche** zu sagen, mag auch der Sprachbüttel das ‚einfach lächerlich‘ nennen. Wir finden seine Rüge doppelt unverschämt — gegenüber der deutschen Sprache und gegenüber ihren größten Söhnen.

*

Keine zweite Sprache besitzt annähernd solche Fülle von Sinnverschiedenheiten bloß durch die Mehrzahlformen wie das Deutsche, und wer einem Ausländer, oder sich selbst, einen überzeugenden Einblick in das reiche Innenleben unsrer wunderbaren Muttersprache eröffnen will, der schlage in einer guten deutschen Sprachlehre den Abschnitt über die Mehrzahlen mit

verschiedenen Bedeutungen auf. Die Kenntniß der geläufigsten Doppelformen mit Doppelsinn wird hier vorausgesetzt, also nur eine Auslese der oft zweifelhaften gegeben.

Von **Bursch** lautet heute die Mehrzahl **Burschen**; zu Goethes Zeit **Bursche**, bei ihm selbst: 'Wie sich die platten Bursche freuen'. **Bursche** darf auch heute nicht als fehlerhaft gelten.

Ding — **Dinge**; aber 'die lustigen Dinger' (Mädchen) ist am rechten Ort nicht falsch.

Den Unterschied von **Gesichte** und **Gesichter** kennt jeder Gebildete, der sich des Verses im Faust erinnert: 'Daß diese Fülle der Gesichte Der trodne Schleicher stören muß.' Auch zwischen **die Lumpe** und **die Lumpen** wird wohl kaum geschwankt; Goethes Wort ist bekannt: 'Nur die Lumpe sind bescheiden.' In neuester Zeit beginnt die Unterscheidung zu verschwinden.

Nicht selten hört man fehlerhaftes **Lichter**, wo es **Lichte** heißen muß. Am Weihnachtsbaum brennen **Lichte** (Kerzen); aus der Ferne schimmern **Lichter** (Licht- oder Flammenschein); 'Und Gott machte zwei große Lichte' (Himmelslichter). Sonne, Mond und Sterne sind **Lichter**, nicht **Lichte**.

Einer der Sprachmeisterer befiehlt: nur **Kohre** ist richtig. Das ist falsch, denn der übereinstimmende Sprachgebrauch unterscheidet **das Rohr** und **die Röhre**, bildet davon die Mehrzahlen: **die Kohre**, **die Röhren**, und unterscheidet: **die Kanonentrohre**, **die Ofenröhren**, **die Entwässerungsröhren**, **die Lokomotivrohre**. **Fernrohre** und **Fernröhre** sind gleichwertig.

Von **Sau** gibt es **Säue** (zahme) und **Sauen** (wilde).

Der Unterschied zwischen **Worte** und **Wörter** hat sich jetzt klar herausgestellt. In Dichtern Worten spielen nicht immer die Hauptwörter die Hauptrolle. — In einem Wörterbuch stehen Wörter. — Der Worte sind genug gewechselt. — Hast du Worte?! Also: Worte sind gehaltvolle zusammenhängende Äußerungen, Wörter sind Wortbilder. Daher besser **Schlagworte**, denn sie sind immerhin sinnvoll; aber **Fremdwörter**, denn sie sind Lautbilder wie jedes andre Einzelwort. Zum Zählen von Drahtungen haben **Worte** und **Wörter** ziemlich die gleiche Berechtigung.

Die von einem Sprachknebler für gemein erklärte Mehrzahl **Gehälter** (vgl. S. 100) ist nicht gemein, sondern heute

bester, ja fast einziger Sprachgebrauch. **Geschmäcker** wurde früher fast nur halbverächtlich gebraucht, ist aber mit der Zeit eine ganz brauchbare Mehrzahl von Geschmack geworden, kaum schlechter als **Geschmäcke**.

Auf die Mannigfaltigkeit von Mehrzahlformen wie Männer, Mannen, alle Mann sei kurz hingewiesen.

Pfennig bleibt in Preisangaben besser ohne Beugung: 5 Pfennig; sonst: ‚die Pfennige (Pfennigstücke) werden selten‘.

Müdenselzerei sind Fragen wie die oft aufgeworfene: Wie heißt die Einzahl von **Die Herren Mitglieder**? Ist diese Ausdrucksform an sich gut — und wer bezweifelt das, da sie in ganz Deutschland allgemeiner guter Sprachgebrauch ist? —, so ist sie es auch ohne das Vorkommen einer Einzahl. Als ob jemand beim Gebrauch einer berechtigten Mehrzahlform sich erst überzeugen müsse, daß es auch eine entsprechende Einzahl gebe. Welch eine Auffassung von der Sprache und den Sprechenden! ‚Allerlächerlichst‘ schimpft der Ober Sprachbüttel die gäng und gäbe, in allen Volksvertretungen und Vereinen mit Recht für unanstößig gehaltene Formel ‚die Herren Mitglieder‘, wie er denn auch alle Einzahlen mit ‚Herr‘ eine ‚Geschmacklosigkeit‘ nennt: man dürfe nicht sagen: der Herr Reichskanzler, der Herr Direktor, der Herr Lehrer. Also auch nicht der Herr General? Und von solchen Sprachmeisterern hat sich Jahrzehnte, Jahrhunderte hindurch ein großes Bildungsvolk furchtsam gängeln lassen, statt sich dem einzig zuverlässigen Sprachlehrer, dem Sprachgebrauch seiner Besten, anzuvertrauen!

*

Umlaut oder Nichtumlaut in der Mehrzahl? Das Feststehende ergibt sich aus der Sprachlehre, ist übrigens jedem Deutschen ohnehin vertraut; hier also wiederum nur einige Schwankungen und Zweifelsfälle. In Süddeutschland herrscht eine Vorliebe für den Mehrzahlumlaut bei einer Reihe von Wörtern, die in Nord- und Mitteldeutschland nicht umgelautet werden. **Krägen, Wägen, Läger, Täge, Wässer, Kästen** herrschen im Süden vor, **Kragen** usw. im übrigen Deutschland. In einigen Fällen kann die Umlautform auch in der Schriftsprache nicht als falsch bezeichnet werden: **Böden, Kästen, Mägen, Läger** (von Waren), **Bröte** usw. gelten in Norddeutschland neben den einfachen Mehrzahlen,

ja einige wie **Kästen**, **Mägen** gewinnen sichtlich den Vorrang. Diese Entwicklung ist im vollen Gange und trotz der schulmeisterlich einheitlichen Regelung. Mancher Leser wird bestätigen, daß er selbst gewisse Mehrzahlen heute anders bildet als in seinen Kindheittagen. Z. B. in einem Falle wie **die Mägen** oder **die Mägen** schwanken Sprachgefühl und Sprachgebrauch schon im kleinsten Kreise der Sprechenden. Hier gleich mit Richtig und Falsch dazwischenzufahren, ist durchaus fehl am Ort. Allenfalls läßt sich von **Täge** sagen, daß es zwar vereinzelt bei dem Süddeutschen Goethe vorkommt, sonst aber als landschaftliche Form gilt und von der Schriftsprache abgelehnt wird. Ebenso überwiegt in ihr jetzt **die Boote**; aber **Böte** ist darum nicht falsch, wird sogar von manchen vorgezogen.

Eine Mehrzahl **Ärme** von **Arm** ist nicht schriftdeutsch, sondern nur landschaftlich.

Sunde oder **Sünde**? Der gute Sprachgebrauch entscheidet sich jetzt für **Sunde**. — **Lächse** oder **Lachse**? Beide Formen stehen gleichwertig da, nämlich für den gebildeten Sprachgebrauch, gleichviel, was der eine oder andre Sprachmeisterer verfügt.

Sprachgeschichtlich soll **Herzöge** ‚eigentlich falsch‘ sein, der Umlaut ‚hat keine Berechtigung‘, nämlich wenn man sich eigendunklig die Ohren verstopft gegen die Sprache, d. h. das Sprechen. **Herzoge** war einstmals, bis ins 17. Jahrhundert, allein richtig; heute ist **Herzöge** richtig, allerdings **Herzoge** noch nicht falsch.

Wie heißt die richtigste Mehrzahl von **Mund**? Ich weiß es nicht, und keiner weiß es genau; selbst die Sprachbüttel halten in diesem Falle ihre Munde, Münde, Mänder. Ich weiß nur, daß ich selber nach guten Mustern **Münde** sage, in gewissen gemüthlichen Fällen **Mänder**, ohne darauf zu schwören, was das Allerrichtigste sei. Bei A. W. Schlegel kommt **Munde** vor; bei Arndt und Chamisso, aber doch auch vereinzelt bei Boß, **Münde**; bei Rückert **Mänder**.

Von **Plan** bilden Goethe und Schiller meist **Plane**; heute herrscht **Pläne** fast allein.

Braucht man die Berechtigung der Mehrzahlform **Muttern** (Schrauben-) neben **Mütter** zu verteidigen?

Früher hieß es fast nur **die Erlässe**, wie die Anlässe, Durchlässe; im heutigen Schriftdeutsch nur **die Erlasse**.

Von **Zwieback** bildet Goethe öfters die **Zwiebacke**; jetzt ist **Zwiebäcke** gebräuchlicher.

Über die Mehrzahlform der Fremdwörter vgl. S. 113.

*

Für **Stiefel** und **Pantoffel** gilt eine strenge Regel: die weiblichen Hauptwörter auf **.. el**, **.. er** bilden die Mehrzahl mit **.. n**, die männlichen ohne **.. n**; folglich müsse es heißen: **die Stiefel**, **die Pantoffel**. So heißt es auch meist in der Schriftsprache; daneben kommen die Formen mit **.. n** vor, ja sie gewinnen Boden. Bei Goethe stehen **die Stiefel** und **die Stiefeln**. Gegen **Stiefeln** nützt heute kein sprachmeisterliches Mäsaunen mehr; die Form nimmt so überhand, daß selbst strenge Sprachlehrer nicht umhin können, sie gelten zu lassen. Ohnehin kennt jene Regel einige Ausnahmen: **Mutter** und **Tochter** müßten 'eigentlich' **Muttern** und **Tochtern**, dagegen **Vetter** in der Mehrzahl **Vetter** haben. Das schließt nicht aus, daß, wer auf peinliche Sprachsauberkeit hält, einstweilen wenigstens **die Stiefel** sagen sollte; beim **Pantoffel** herrscht jetzt **Pantoffeln** schon vor. — Bei **Summer**, dessen Mehrzahl nach der Regel **die Summer** lauten müßte, schwankt der Gebrauch: **Summern** darf nicht mehr als falsch bezeichnet werden. — Auch für **Spargel** steht die gleichlautende Mehrzahl nicht mehr unerschütterter fest: **die Spargeln** tauchen daneben auf und können mit der Zeit vordringen.

Die Korfen sind nach Wustmann 'niedrige Geschäftssprache, Gassensprache'. Das waren sie vielleicht einmal, sind es aber nicht mehr, sondern haben das ursprünglich Richtigere **die Korfe** so zurückgebrängt, daß man sie nicht mehr falsch nennen darf.

Die deutsche Mehrzahl des echtdeutschen Wortes **Kleinod** heißt **Kleinode**; **Kleinodien** ist Lateinerei nach einer mittellateinischen Übersetzung in **Olenodium**.

Von **Möbel** ist **Möbel** die richtige Mehrzahl; Freitag und Keller schreiben wiederholt **Möbeln**, doch das braucht keinen zu verführen.

Ich habe schon **Morgende** als Mehrzahl von **Morgen** gefunden und nicht grade bei Schmierern; woher die das hatten, weiß ich nicht, aber gutes Deutsch ist es gewiß nicht.

Die gute Mehrzahl von **Strauch** ist **Sträucher**; **Sträuche**

ist nicht einmal gute Umgangssprache, geschweige Schriftsprache.

Die **Bösewichte** und die **Bösewichter** stehen ziemlich gleichberechtigt nebeneinander; Schiller wählt: **Bösewichter**.

Die Mehrzahl von **Beamter** lautet ohne Geschlechtswort: **Beamte**, von **Gelehrter**: **Gelehrte**.

Von **Nast** bildet das heutige Schriftdeutsch überwiegend die Mehrzahl **Naste**; bei Goethe steht mehrmals **Nasten**.

*

Schwere Sorge bereiten den Sprachgelehrten und den Freunden eines möglichst guten Deutsch die zahlreichen und immer zahlreicher werdenden Mehrzahlen auf . . s. Heute sieht die Sprachwissenschaft darin überwiegend eine aus dem Französischen, zum Teil auf dem Wege übers Niederländische und Niederdeutsche, ins Hochdeutsch eingedrungene Fremdbildung, die sich aber mit der Zeit so fest angesiedelt hat, daß sie durch ein verallgemeinerndes Verbot nicht mehr zu bekämpfen ist. Als Grundsatz darf noch gelten: die Mehrzahl auf . . s ist überwiegend ungut, in der edlen Schriftsprache zu meiden, nur in der läßlichen Umgangssprache und in einigen Sonderfällen nicht mehr zu verwerfen.

Über das Mehrzahl-s in Fremdwörtern und fremden Eigennamen weiterhin (S. 113). In deutschen Eigennamen greift es um sich, und gegen die **Quinzows**, wie Wildenbruch nach dem herrschenden Sprachgebrauche schrieb, wird nichts mehr zu machen sein. Dagegen würde ich nur schreiben: die **Bismarck**, die **Moltke**, die **Kleist**, die **Grimm**, wenngleich ich zugeben muß, daß sehr gebildete Menschen die **Kleists**, die **Puttkamers**, auch die **Bismarcks** sprechen und schreiben, wie eben fast alle Welt spricht. Dies falsch zu nennen, fühle ich mich nicht für berufen. Goethe schreibt: „Humboldts werden nach Wien abgehen“. — Schillers: „... bei Schimmelmans vorgelesen“ ist untadlig, denn wir alle sagen richtig: „Ich gehe zu Müllers“. Dieses . . s stammt von einer Zweitfallsform her.

Bei weiblichen Namen ist das . . s allgemeine Regel: die **Idas**, **Berthas**, **Klaras**; wo sich eine andre Mehrzahl bequem bilden läßt, bilde man sie: die **Luisen**, **Leonoren**, **Viktorien**, **Sofien**, **Albertinen**, **Wilhelminen**.

Unbedingt notwendig ist das . . s nicht in die **Wenns**,

die **Abers**, die **Achs** (vgl. S. 103); sie sind aber schon so gebräuchlich, daß man sie hinnehmen muß. Goethe schreibt die **Warums**; andre gute Schriftsteller haben: ,die **Lebehochs**, die **Stellbichens**, seine **Vielleichts**, die **Hurras**‘. Bei Zimmermann steht: ,Endlich wurden alle **Aber** stumm und alle **Wenns** und **Zware**‘, wie wenn er absichtlich alle drei mögliche Mehrzahlformen hätte erproben wollen.

In der gemüthlichen, besonders der derbvolkstümlichen Rede-weise kommen **Jungens**, **Mädels**, **Kerls** bei unsern Besten vor, auch oft bei Goethe, besonders dem jungen; also wird sich nicht viel einwenden lassen gegen die **Fräuleins**; auch nicht gegen die **Papas**, die **Mamas**, wie denn bei den, meist undeutschen, Hauptwörtern mit volltonigen Selbstlautern am Ende kaum etwas andres zur Mehrzahlbezeichnung übrig bleibt als das . . s: die **Gnus**, die **Uhus**, **Schuhus**, **Boas**. Zulässig aber sind auch die **Gnue**, **Uhue** usw.; ja ein Feinspinner der Sprache wird diese Formen trotz ihrer schlechten Sprechbarkeit sogar vorziehen. Schiller schrieb gelegentlich: ,die **Fräuleins** von Lengefeld‘; indessen keinem ist verwehrt, ,die **Fräulein**‘ besser zu finden, und ich schreibe nur so. Nur sich nichts darauf einbilden und alle **Umders**-schreibenden verhöhnen oder beschimpfen! Der Sprachbüttel schreibt kurzweg: ,Alle diese Formen sind unfein‘, und weil er sie nicht schreibt, ist er der Feinste der Feinen. In den deutschen Heeresberichten aus dem Weltkriege stand häufig die Mehrzahl **Trupps** von der **Trupp**. Gegen die **Bräutigams** in edler Rede sträubt sich das Gefühl, zumal da **Bräutigame** keine Schwierigkeit macht.

8. Die Fremdwörter

Den Fremdwörtern kann kein Deutscher ganz aus dem Wege gehen, mag er sie noch so tief verachten und sie wo nur immer vermeiden; sie treten ihm auf jedem, wirklich auf jedem Gebiete des einzelnen und des öffentlichen Lebens entgegen, überfallen ihn in Scharen, und irgendwie muß jeder sich mit ihnen sprachlich abfinden. So auch ich, zur Stunde wohl ihr entschiedenster Bekämpfer. Hier wird natürlich, wie schon einmal bemerkt (S. 87), nur von solchen Fremdwörtern gehandelt, die als Halblehnwörter gelten dürfen und als solche in meiner ,Entwelschung‘ aufgeführt stehen.

Im allgemeinen gilt die Biegungsregel: Fremdwörter, wo möglich, wie deutsche abzuwandeln; ergeben sich Schwierigkeiten, so trägt die Verantwortung für entstehende lächerliche Formen nicht der Schreiber, sondern die deutsche Welscherei. Die Zeit ist vorüber, wo in Deutschland jedes griechische oder lateinische Fremdwort nach den Gesetzen seiner Sprache gebeugt wurde. Heute wird fast nur deutsch gebeugt, worin freilich eine gewisse Gefahr liegt: die fremden Schmarotzer verlieren dadurch etwas von ihrer abschreckenden Form und nisten sich um so bequemer in den Leib der deutschen Sprache ein. Immerhin, es heißt: im **Museum**, nicht im **Museo**; die **Dramen**, nicht **Dramata**; des **Dramas**, nicht **Dramatis**; des **Gymnasiums**, nicht **Gymnasii**; des **Kollegiums**, nicht **Kollegii**. **Themata** klingt zwar vornehmer, aber **Themen** genügt für die, welche nicht Griechisch verstehen, und für alle andern ebenso. Daß keiner **Thema**, **Themata**, **Themen** überhaupt zu schreiben braucht, versteht sich von selbst. Allerdings, wer zu gelehrt, zu vornehm oder zu dunkelhaft ist, um Zeit und Zeiten zu schreiben, der wird wohl bei den **Tempora** von **Tempus** bleiben müssen; nur leidet die Gelehrsamkeit und Bornehmigkeit gar sehr unter Wendungen wie „zu den **Tempora**“ statt des ganzgelehrten **Temporibus**, und **Tempusse** zu schreiben brächte der vornehme Mann nicht übers Herz, obwohl dies keine schlimmere Stillosigkeit ist, als **Themen**, **Dogmen**, des **Mediums**, **Kollegien**, des **Publikums** zu schreiben. Was aber macht der gelehrte Mann mit Wörtern wie **Musikus**, **Physikus**? Zumeist lateinert er in der Mehrzahl: **Musici**, **Physici**, oder hilft sich im ersten Fall aus der schweren Bedrängnis mit **Musiker**; im zweiten, aber nur in ärgster Verzweiflung, mit **Physikuse**. Ist das Deutsche schon eine schwere Sprache, das Welsch ist noch schwerer, und das ist in der Ordnung: ohne Fleiß kein Preis.

Bei **Komma** begnügt man sich meist mit **Kommas**, nur im Gelehrtenwelsch heißt es **Kommata**; bei **Kolon** wagt man nicht **Kola** zu griecheln, sondern schreibt oder spricht, ruppig genug, die **Kolons**.

Balkon ist fast ein Halblehnwort; mache man es ganz dazu, indem man es nicht näselst, sondern **Balkohn** spricht und ihm die Mehrzahl **Balkone** gibt statt **Balkonss**. In der Seeresprache heißt es längst die **Ballone**, nicht **Ballonss**.

Bei **Sofa** hat sich, entgegen älterem **Sofae**, jezt **Sofas** fest eingebürgert. Die Mehrzahl von **Atlas** darf getrost **Ulasse**, nicht **Atlanten**, heißen, wenn man durchaus nicht Deutsch sprechen und Kartenwerke sagen will.

Eigentlich geht es meinen Leser kaum etwas an, wie die Mehrzahlen von **Motto**, **Porto**, **Kollo**, **Bravo** am richtigsten heißen, denn er schreibt solch Zeug überhaupt nicht. Er könnte aber in die Lage kommen, darüber Auskunft geben zu sollen, und da mag er zur beliebigen Auswahl stellen: **Mottos**, **Motti**, **Mottis** usw. Verpflichtet ist kein Deutscher, zu wissen, daß oder warum **Mottis** Unsinn ist, und es klingt überaus drollig, wenn ein Sprachmeister eine so reizende Form wie **Mottis**, beschämend für uns Deutsche nennt und uns belehrt, warum dieß schlechtes — Italienisch sei.

In Süddeutschland und sonstwo sagt man **Gymnasisten** statt **Gymnasiasten** und erregt bei denen, die **Gymnasiasten** sagen, Heiterkeit. Sie mögen sich über diesen Spott der Welt trösten: **Gymnasisten** steht sprachlich genau auf derselben „Höhe“ wie **Gymnasiasten**.

Alle Welt sagt heute die **Admiräle**, die **Generäle** (neben viel seltneren **Admirale**, **Generale**). Der Sprachmeister erklärt entgegen dem herrschenden Sprachgebrauch **Generale** für „unzweifelhaft besser“. Die Sache verhält sich so: die deutsche Sprache hat die unausrottbare, wahrhaft rührende Neigung, alles Fremde, das in ihren Kreis einbringt, zumal das ihr schon vertrauter Gewordene, möglichst einzudeutschen, so auch durch deutsche Beugung. Solange **Admiral**, **General**, **Korporal** noch als fremd gefühlt wurden, behielten sie ihre fremden Mehrzahlen auf . . **ale**; mit der Eindeutschung bekamen sie den deutschen Umlaut . . **äle**. Man hat seiner Zeit festgestellt, daß 1848 die norddeutschen Redner in der Frankfurter Paulskirche **Generale**, die süddeutschen **Generäle** gesprochen haben. **Hospital** und **Kanal** sind bürgerliche Alltagswörter, die ebenso geläufig geworden wie jene Heereswörter, daher auch sie umgelautet; dagegen behielten nichteingedeutschte Welschwörter wie **Tribunal**, **Arsenal** in der Mehrzahl ihr unverändertes **al**. Und angesichts dieser Vorgänge verfügt der oberste der Sprachbüttel: „Wenn sich irgendwo ein Schwanken zu zeigen beginnt, so ist es klar (?), daß die Form ohne Umlaut den Vorzug verdient.“

Also wenn sich der innerste Schöpfertrieb der Sprache zu regen beginnt, so muß die Sprachpolizei sofort dagegen einschreiten. Nur weil ich diesem anmaßenden Polizeigeist, wo immer ich kann, entgegenzutreten für Pflicht vernünftiger Sprachpflege halte, beschäftige ich mich öfter mit solchen Sprachdummheiten, als die Bedeutung einer Einzelfrage zu rechtfertigen scheint. Jenen Polizeigeist fortan unschädlich zu machen, ist eine der wichtigsten Aufgaben der neuen deutschen Sprachwissenschaft.

Die wahrscheinlich sehr feinen Gefühlsgründe, aus denen die Mehrzahl von **Leutnant Leutnants**, die von **Major Majore** (früher **Majors**) lautet, lassen sich nur vermuten.

Wenn jetzt aus **Tenor** meist **Tenöre** wird, so ist dagegen ebenso wenig zu sagen wie gegen das mehr landschaftliche **Pastöre** aus **Pastor**.

Im Sprachkampfe steht die deutsche Welt um die doch ja richtigste Betonung eines neuen Welschwortes: Motor. Soll man **Mótor** oder **Motor** sagen, und wie muß die Mehrzahl lauten, **Motore** oder **Motoren**? Eine abschließende Entscheidung mit wissenschaftlichen Sprachgründen ist bei Welschwörtern niemals zu treffen, weil sie von dem Grade der Eingedeutschung oder doch der Eingewöhnung abhängt. Keine Betonung von **Motor** ist falsch; **Mótor** entspricht dem deutschen und dem lateinischen Tongesetz, aber doch nur für den, der weiß, daß **Mot** die Stammsilbe ist. Da es Fremdwörter genug mit **Mo** . . (Moment, Monument, Motiv) gibt, die eine spätere Silbe betonen, so ist es entschuldbar, wenn Nichtlateinkundige **Motor** sagen. Und welches Gesetz will man gegen **Motore** anrufen? Sagt man nicht die **Rondore**, die **Kontore**, die **Korridore**? Richtigkeit in Aussprache und Beugung der Welschwörter ist ein vollkommener innerer Widerspruch, für den es nur eine Lösung gibt: das deutsche Wort.

Das Geschlecht der fremden Maßwörter ist durch ein Reichsgesetz festgelegt, worin das **Meter**, das **Liter**, das **Hektoliter** stehen. Der Volksmund hat sie nach dem Beispiel vieler deutscher männlicher Wörter auf . . **er** in: der **Meter**, der **Liter** umgeformt. Bei **Kilometer** schwankt der Sprachgebrauch, aber das **K**. überwiegt, wie auch in **Thermometer**, **Barometer**; dagegen nur der **Gasometer**.

Als das Natürlichere würden uns die Mehrzahlen aller Fremdwörter auf . . **s** erscheinen. Leider hat sich manches

Welschgezieher schon so tief eingefilzt, daß der deutsche Sprachgeist sich seiner angenommen und ihm deutsche Beugung verliehen hat, wodurch ihre Lebensdauer verlängert wird. Es wäre heilsamer, es hieße die **Telefons** (oder gar wie im Volksmunde meist: **Telefonkß**), aber es heißt die **Telefone**; ebenso **Trottoire**, **Reservoire**. Üblicherweise aber sind vielen überflüssigen Fremdwörtern ihre Fremdbeugungen mitsamt ihrer wunderbaren Aussprache verblieben, wodurch sie dem saubern deutschen Sprachgefühl mit der Zeit verfehlt werden: die **Kartonkß**, die **Biljetts**, die **Gobelänkß**, die **Porträß**. So lange das letzte in der Form die **Porträte** erschien, wie noch bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts, war sein Scheinleben gestiftet; den **Porträß** droht das Schicksal, durch die **Bildnisse** verdrängt zu werden.

An Kleinigkeiten wie der, ob die Mehrzahl von **Monolog** besser **Monologen** (so bei Schleiermacher) oder **Monologe** lautet, ist nichts gelegen; will oder muß man sie schreiben, so folge man dem zurzeit herrschenden Gebrauch (**Monologe**), denn deutsche Sprachgesetze kann es dafür nicht geben.

Peinliche Sorgfalt und Gelehrtnerei sind in der Behandlung der Fremdwörter ganz unangebracht. Das Geschlecht von **Primat**, **Jölibat**, **Triumvirat**, **Zepter**, **Periode** und andern schwankt oder schwankte, also auch hier entscheidet die jetzt überwiegende Übung: das **Primat** usw., die **Periode**. Späßhaft ist die Spaltung von **Moment** in der und das, mit verschiedenen Bedeutungen. Das **Moment** gilt für feiner; es ist ein Schwammwort, das beliebig wechseln kann mit **Faktor**, **Element**, **Koeffizient**; der **Moment** wird im Volksmunde meist zu **Momang**.

Bei Goethe und sonst im 18. Jahrhundert hieß es die **Nerve**, heute der **Nerv**.

Für die Mehrzahl fremder Eigennamen gibt es keine durchgreifende Regel, das Ohr entscheidet. Die **Neros**, die **Albas** (aber ebensogut oder besser die **Alba**), die **Ciceros**, die **Judas**, die **Sophoklesse**, die **Phidiasse**, die **Tacitusse** — sehr schön sind sie alle nicht; aber was sollen wir sonst tun, da wir nun einmal die Unbefangenheit der Franzosen mit ihren **Tacite**, **Tite-Live**, **Eschyle**, **Aristophane** viel seltener zu üben gewöhnt sind? Die bequemen Formen **Ovid**, **Horaz**, **Catull**, **Properz**, **Vergil**, **Homer** machen keine Schwierigkeiten. Es gibt aber keinen Fall, wo unbedingt **Phidiasse**, **Tacitusse** ge-

schrieben werden muß; Aushilfen: Künstler wie Phidias, Geister wie Tacitus bieten sich bequem dar.

Überall da, wo eine alte feste Überlieferung vorliegt, lasse man es bei dem Geschlecht fremder Länder, Berge, Flüsse, Denkmäler und prunke nicht an falscher Stelle mit Gelehrsamkeit. Im Deutschen heißt es nun einmal der Peloponnes, der Ossa, die Rhone, das Parthenon, gleichviel wie die fremde Sprache solche Wörter behandelt. Bei Tiber hat sich mit der Zeit der durchgesetzt — welcher großer Gewinn!

9. Eigennamen, Titel, Maße

Bis ins 19. Jahrhundert wurden die Eigennamen, fremde wie eigne, in der Einzahl durchweg gebeugt, also auch im 3. und 4. Fall. Man sprach und schrieb: Goethe, Goethens, Goethen, Goethen (neben Goethe), Lessingen, Lenzens, Lenzen, Schillern, Wielanden. Goethens werden wir nicht mehr schreiben; warum aber nicht wenigstens in solchen Fällen, wo die Beugendung das sofortige Verständniß erleichtert, ja fast allein sichert, zu Goethen, Lenzens, Lenzen, Schillern zurückkehren? Wie glatt fließt ‚Lenzens Jugend‘; wie klar wird sogleich ‚Schillern erschloß sich Goethe erst spät‘! In neuerer Zeit hat man diese nützlichen Beugungen mit Recht wieder aufgefrischt. Aber nicht ohne Not und Nutzen altertümeln: in dem Satze ‚Begraben will ich Cäsar, nicht ihn preisen‘ (A. W. Schlegel) oder in Harlun dem Fünften (Schiller) braucht man heute das *n* nicht mehr. Vollends ein 2. Fall wie **Friedrichens** (in G. Hauptmanns Atlantis für einen ganz ‚modernen‘ Friedrich) ist Getue: es hat selbst im ältesten Deutsch kein **Friedrichens** gegeben. Wer durchaus altertümeln will, sollte einen Hochschein von Sprachgeschichte haben.

Die Neigung des Deutschen zum Aufgeben der Beugung erkennt man so recht an dem Beispiel ‚Die Leiden des jungen Werthers‘, wie Goethe schrieb; heute würde dies als veraltet erscheinen.

Für Namen mit Fürsten- und sonstigen Titeln gilt als Zeitsatz: im Zweifelsfalle gebührt der gebeugten Form — hier kommt zumeist der Zweifelsfall in Frage — entschieden der Vorzug. Hierin lieber ein wenig zu streng; die Läßlichkeit

führt sehr leicht zu Schlampereien wie ‚Die Werke Friedrich des Großen, die Zeit Wilhelm I.‘ Also: ‚die Räte des Kaisers Wilhelms des Zweiten‘; und selbst ‚Kaisers Wilhelms des Zweiten Regierung‘ darf nicht etwa als falsch gelten. Je enger Titel und Namen zu einem vertrauten Samtbegriff verwachsen sind, desto eher darf das s beim Titel fehlen: ‚Er war mit König Friedrichs Macht . . ., Kaiser Karls Genossen‘. So schon im Nibelungenlied: künec Gunthâres wip. Ferner: ‚des Fürsten Bismarck Reden‘, aber: ‚Fürst Bismarcks Reden‘; ‚des Feldmarschalls Hindenburg Siege‘, aber: ‚Feldmarschall Hindenburgs Siege‘.

Mit sonstigen Titeln steht es nicht anders: ‚des Professors Mommsen Römische Geschichte‘, aber: ‚Professor Mommsens R. G.‘ Dagegen ‚des Professors Doktor Vischer Ästhetik‘, ‚Professor Doktor Vischers A.‘; ‚das Buch des Herrn Geheimrats Professor(s) Doktor Kluge‘.

Bei Adelsnamen waltet eine feine Scheidung in alte oder berühmte und in neue, gleichgültige; daneben wird unterschieden nach der Stellung des Zweitfalles. Der Werther Wolfgangs von Goethe, Wolfgang von Goethes Werther, der Parzival Wolframs von Eschenbach, Wolfram von Eschenbachs P.; Ulrich von Hutten's Schriften; Götz von Berlichingens Lebensgeschichte, die Lebensgeschichte Gözens von Berlichingen; der Kosmos Alexanders von Humboldt, Alexander von Humboldts Kosmos. Aber sowohl: das Haus August von Müllers, wie: August von Müllers Haus. Über die Schwierigkeiten bei einem Adelsnamen wie Luise von François muß und wird man sich leicht weghelfen: Luise von François' (gesprochen: . . . das, was ja zur Bezeichnung des Zweitfalles genügt) Letzte Redenburgerin, oder: Die I. R. von L. v. Fr.

Unbegreiflich ist der Aberglaube vieler sonst sprachlich gebildeter Menschen, besonders der Zeitungsleute, daß Bücher- und Zeitungstitel unbeugbar bleiben dürfen oder gar müssen. Sie reden sich ein, man dürfe sprachwidrig schreiben, wenn man nur Anführungsstrichelchen „ “ setze. Niemand spricht: ‚In Schillers Die Jungfrau‘, aber gedruckt wird nur zu oft so. Man genieße: ‚der dritte Akt von die Räuber, in Goethes Natürliche Tochter, der Anfang von Der Ring des Polykrates‘! Ob gesprochen oder geschrieben oder gedruckt, in keinem Falle vergesse man, daß Sprache — Sprache ist, nicht Papier, und rede sich nicht ein, daß solche Roheit getilgt

werde, wenn sie nur das Auge, nicht das Ohr verlese. Ich habe dies in das Tageblatt gelesen; Die gestrige Nummer des Tageblatt, Das hat in der heutigen Ausgabe der Kölnische Zeitung, des Allgemeinen Anzeiger gestanden — braucht man einem gebildeten Leser noch erst zu beweisen, daß und warum das grundfalsch ist?

Das Beiwort

Der häufigste Fehler in der Wahl der Beiwortform ist die Verwechslung von **lich** und **ig**, oder vielmehr das fehlerhafte Vorwiegen der Bildungen mit **lich**. Man erbittet einen **vierwöchentlichen** Urlaub statt eines **vierwöchigen**, und bekommt einen **abschläglichen** Bescheid statt eines **abschlägigen**; macht eine **zweimonatliche** Krankheit durch statt einer **zweimonatigen**; erlebt eine **mehrstündliche** Störung des Fernsprechverkehrs statt einer **mehrstündigen**. Und doch gibt es kaum einen wichtigen Zweifelsfall, der so leicht und sicher zu klären wäre wie dieser: ig bezeichnet die ununterbrochene Dauer, lich die wechselnde Wiederkehr. Eine **dreimonatliche** Krankheit wäre eine, die alle drei Monate einmal wiederkehrt; eine drei Monate andauernde ist eine **dreimonatige**. Ein **vierwöchentlicher** Urlaub wird immer nach je vier Wochen aufs neue erteilt; einer, der vier Wochen dauert, heißt **vierwöchig**. Eine ablehnende Antwort ist eine **abschlägige**, denn sie wird nur einmal erteilt, nicht in regelmäßiger Wiederholung; dagegen gibt es **abschlägliche** Teilzahlungen, die wiederkehren. Es heißt: **vierteljährliche** Mietzahlung (Kündigung), **vierteljähriger** Aufenthalt; **jährlicher** Urlaub einmal im Jahr, **einjähriger** Urlaub für ein ganzes Jahr; **viertelstündiger** Schlaf, aber **viertelstündlich** einen Eßlöffel; **dreistündiger** Dienst mit **dreistündlicher** (alle drei Stunden erfolgender) Ablösung. Eine Ware wird mit **dreimonatlicher** Abzahlung gekauft, hat aber nur eine **zweimonatige** Lebensdauer. Diese Pflanzen sind **zweijährig** und blühen einmal **jährlich**. Er wurde zu **zweimonatiger** Gefängnisstrafe verurteilt. Ein **halbjähriger** Unterricht mit **vierteljährlicher** Bezahlung.

Es heißt allgemein: 'ein **langjähriger** Beamter', obwohl die Alltagsvernunft viel dagegen einzuwenden hat; der Sprachgebrauch ist über diese Einwendungen ebenso hinweggeschritten wie über die gegen den **hundertjährigen** Gedenktag (vgl.

S. 155), der nicht hundert Jahre dauert, sondern etwas Hundertjähriges bezeichnet, so wie der langjährige Beamte etwas Langjähriges, seinen langjährigen Dienst. Es handelt sich um feste Sprachformeln, die nicht zu verdammen sind mit neunklugen Spöttereien: „also gibt es auch einen zehnjährigen Beamten, eine sechsjährige Gattin?“ Nein, die gibt es nicht, obwohl sie nach der „Analogie“ ebenso gut denkbar wären; aber der Sprachgebrauch duldet sie nicht und hat seine guten Gründe dafür.

Auch Tisteleien mit **fremdsprachlich** und **fremdsprachig**, **altsprachlich** und **altsprachig** hat der Gebrauch beiseite geschoben, weil er in solchen Fällen kein Bedürfnis zur strengen Unterscheidung hatte wie bei **monatlich** und **monatig**. Gewiß bezeichnet **ig** mehr die festanhaltende Eigenschaft, und die peinliche Untersuchung würde feststellen, daß der fremdsprachige Unterricht einer ist, der mittels fremder Sprache erteilt wird, also etwa auch Unterricht im Deutschen, den ein Franzose auf Französisch erteilt; dagegen fremdsprachlicher Unterricht der zum Erlernen einer fremden Sprache.

Viele glauben, die von Eigennamen abgeleiteten Beiwörter auf **isch** müßten den buchstäblichen Wortlaut des Namens unverwischt lassen. Dies gilt, wenn überhaupt, d. h. wenn man in der Schriftsprache von jedem beliebigen noch so unbekannten Namen ein Beiwort auf **isch** ableiten will, wovor zu warnen ist, allenfalls für Namen, deren ursprüngliche Rechtschreibung sonst bis zur amtlichen Unzulässigkeit verwischt würde. In einer öffentlichen Urkunde darf nicht unvermittelt von einem Hessischen oder Briesischen Verlag gesprochen werden, und selbst wenn die Namen Hesse und Brieße schon vorher deutlich dagestanden hätten, würde man Bedenken tragen, Hessische und Briesische zu schreiben. Hingegen besteht kein Grund, allbekannte geschichtliche Namen, die längst beiwörtliche Bedeutung angenommen haben, genau in ihrer Hauptwortform zu erhalten und dadurch das Bildungsgesetz des Beiworts zu verletzen. Diese Buchstabenpeinlichkeit widerspricht dem Wesen aller Sprachen: von Eigennamen abgeleitete Beiwörter benutzen zumeist nur den Stamm, kümmern sich nicht um die Endungen. Einzig fürs Deutsche bestehen Pedanten auf **Goethesche Gedichte**, wohl gar mit **..e'sche** und fordern **Hallesche Zeitung**. Es heißt **Goethisch**, **Hallisch**; im 18. Jahrhundert schrieb man sogar **Sällisch**.

Schreiben wir doch auch **Taciteisch**, nicht **Tacitusisch**! Wer für Gelehrte schreibt, darf **Manessische** Handschrift sagen; für Ungelehrte nur, wenn der Name **Manesse** zuvor schon einmal genannt wurde.

Daß die richtige Form **allmählich** heißt, verdient hier angemerkt zu werden; es hat nichts zu tun mit **allemaal**, sondern bedeutet **allgemächlich**, woher auch **daß** h stammt.

*

Alle Sprachlehren versuchen für die einzig richtige Beugung der Beiwörter nach der ‚starken‘ (lieber, liebes; liebem, lieben; liebe, lieber, lieber, liebe; liebes, liebes, liebem, liebes; Mehrzahl: liebe, lieber, lieben, liebe) oder nach der schwachen (ohne er und es; Mehrzahl: in allen vier Fällen lieben) treffliche Beispiele und gute Lehren zu geben. Auf keinem Gebiet der deutschen Sprachwissenschaft ist die Lehre so machtlos, der Gebrauch so schwankend. Hier werden nur die schwankenden, besonders die von den Sprachbütteln mit selbstherrlicher Gewalt entschiedenen Fälle behandelt, und, wie immer, die Entscheidungen nur nach dem herrschenden Sprach- und Schriftgebrauch getroffen. Im allgemeinen ist — vielleicht mit Bedauern — festzustellen, daß sich der Sprachgebrauch mehr und mehr von der starken Beugung freimacht und der schwachen anheimfällt. Wir hören viel häufiger **Lieben Freunde!** als **liebe . .**; **vieler großen Männer** statt **vieler großer . .**; **trog allen Mühens** statt **trog alles . .**; **alle guten Freunde** statt **alle gute . .**; **ihr guten Menschen** statt **ihr gute . .**; **Wir deutschen Gelehrten** statt **Wir deutsche Gelehrte**; **alle guten Gaben** statt **alle gute . .**. Kaum je hört oder liest man noch **alles Ernstes**, fast immer **allen . .**. Allerdings in bestimmten Wendungen ist die starke Beugung widerstandsfähig geblieben: **Werte Freunde** oder **Anwesende** steht dem **Lieben Freunde** gegenüber, und **Lieben Anwesende** sagt niemand, — beinahe möchte man hinzufügen: sagt noch niemand. Übrigens heißt es schon bei Bürger und Schiller: **Lieben Freunde**. Ein schönes Beispiel für das regellose Schwanken zwischen starker und schwacher Beugung bieten Goethes Verse: ‚**Gegrüßet seid ihr hohen Herrn, Gegrüßt ihr schöne Damen.**‘

Strenge Vorschriften zu Gunsten oder Ungunsten nur einer der zwei Beugungen zu treffen, wäre zwecklos, denn der

Sprachgebrauch will sich offenbar in diesem Punkte durchaus nicht gängeln lassen. Ich selbst bevorzuge, wo immer ich's ohne Eigenbrütelei darf, die starke Beugung und habe selbst von Sprachmeistern darob noch keinen Verweis gehört. Ich tue das, weil ich die ewige Wiederholung von . . en matt und ermüdend finde, die starke Beugung, zumal die auf er und es, als kräftiger empfinde und jede Abwechslung der Endungen mit e für nützlich halte. Da wo sich von altersher die starke Beugung erhalten hat, besonders in festen Fügungen, sollte man sie nicht ohne Not aufgeben. **Gutes Mutes, alles Ernstes, reines Herzens, grades Weges, eines Teils** (neben: andern Teils), keinesfalls, selbstverständlich: **meines Wissens, auch: heutiges Tages, aber auch: vieler guter Menschen, aller deutscher Städte, zu Goethes ganzer späterer Entwicklung** — was ist dagegen einzuwenden? Und ist nicht jedes er, jedes es eine wahre Erquickung zwischen den 4 oder mehr en, die sonst hintereinander zu stehen kommen? In älterer Zeit war die Beugung **süßes Weines** die Regel, **süßen Weines** galt für einen Fehler. Noch Klopstock beugte ausschließlich so: 'Du bist ernstest, düsterest Geistes.' Bei Goethe schwindet die starke Beugung zu Gunsten der schwachen, und es treten regellose Schwankungen ein: **Feines Silbers** genug und roten **Goldes** in demselben Vers.

In abhängigen Zweitsfällen steht heute durchweg schwache Beugung: 'ein Glas süßen Weines, reinen Wassers'; bei aller Mannigfaltigkeit der Fügung wird doch nicht mehr stark gebeugt, sondern: 'eine Art feuriger Rotwein, . . feurigen Rotweins; mit einer Art feurigen Rotweins' (daneben: feurigem Rotwein). Goethe: 'Die Kunst ruht auf einer Art religiösem Sinn', was ebenso gut ist wie . . religiösen Sinnes. — Das Schwinden des zweimaligen . . es (süßes Weines) in allen nicht alten festen Wendungen beruht wahrscheinlich auf einem Wandel des Lautgeschmacks: der hurtiger sprechende Deutsche unsrer Zeit empfindet die beiden gewichtigen Endungen schnell nacheinander übler als seine Vorfahren.

Unverständlich für den, der sprachliche Entscheidungen gemäß dem wirklichen Sprachleben, nicht dem selbstherrlichen eignen Geschmack zu treffen pflegt, ist die Warnung einiger Sprachmeisterer vor völlig eingelebten und guten Fügungen, wie: zum **Besten armer Kranker**; es müsse . . **Kranken**

heißen. Hierzu gehört auch die eigensinnige, dem Sprachgebrauch zuwiderlaufende Forderung: nur ein **schönes Ganzes** dürfe geschrieben werden. Fast alle Welt spricht und schreibt ein **schönes Ganzes**. Aber nichts Eigenwilligeres als die Sprache, zumal die deutsche; sie sagt: ein **schönes Ganzes**, läßt sich aber hierdurch nicht zwingen ein **schönes Äußeres, mein ganzes Inneres** zu sagen, sondern zieht **Äußere, Innere** vor (vgl. S. 94).

Von einem der Gewaltner unsrer Sprache, Adelung, wurde gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Willkürregel über die schreibende deutsche Menschheit verhängt: von zwei aufeinander folgenden Beiwörtern im 3. Fall bekommt nur das erste . . em, die nachfolgenden . . en. Hier liegt einer der zum Glück seltenen Fälle vor, wo einem ganzen großen Volke von einem sich über dessen Sprache eitel emporblähenden Buchmeister eine ebenso sinnlose wie falsche Sprachform aufgezwängt wurde. In allen Schulen wurde seit Adelung gelehrt, von fast allen Schreibern befolgt, es müsse heißen: mit **gutem alten Wein, nach langem heißen Kampf, bei geringem eignen Verlust, nach deutschem bürgerlichen Recht, nach gutem deutschen Brauch**. In neuester Zeit — Ehre, wem Ehre gebührt: zum Teil auf die Mahnung Wustmanns — wurde endlich mit der Adelungschen Vorschrift gebrochen, und selbst die Schulen haben sie größtentheils aufgegeben. Goethe hatte sich nicht an sie gefehrt; bei ihm heißt es z. B.: aus **natürlichem frommem Gefühl, nach bezahltem teurem Lehrgeld; auch bei Schiller steht: mit weitem flammendem Rachen**. Unter den Neueren hatte sich namentlich Treitschke von jenem alten Bopse befreit: **Gestalten von unbergänglichem menschlichem Gehalt; von gutem altem Adel; nach altem germanischem Kriegsgebrauche**. Selbstverständlich heißt es nur: **von diesem guten Tabak**; die Doppelsezung des m gilt nur für zwei Beiwörter. — Die Redensprache hatte sich niemals an die Adelungsche Regel gefehrt.

Für die Beugungsformen der Beiwörter auf el und er lassen sich keine bindenden Vorschriften geben. Allenfalls läßt sich feststellen, daß der Sprech- und Schreibgebrauch sich zu Gunsten folgender Formen entschieden hat: **dunkler, dunkle, dunklem, dunkeln, dunkles; heiter, heitre, heiterm, heitern, heitres**, ohne daß die abweichenden Formen

dunkelm, dunklen, heitrem, heitren falsch zu nennen wären.

Fremde Farbenbeiwörter bleiben ungebeugt: ,eine rosa Schleife, eine lila Tulpe'; es ist nicht nötig, sich mit ,rosafarben' zu helfen.

Dürfen wir uns noch heute einige der Freiheiten nehmen, die Goethe sich nahm und die sich gottlob die Dichter unsrer Tage noch erlauben? Zweifellos, nur dürfen wir den Sprachmeisterer nicht zuvor befragen, denn dem sind Sprachfreiheiten in groß und kleinen Dingen ein Greuel. Halt! ,in groß und kleinen Dingen' — ein ungebeugtes Beiwort neben einem Hauptwort? Wenn mit Maß, selten, am rechten Ort — unzweifelhaft, denn in diesem Punkte hat sich in der gesprochenen Sprache nichts geändert seit Goethes Tagen, der nur der wirklichen Sprache nachschrieb: ,in gut und bösen Tagen, die klein und große Welt, in jung und alten Tagen, in der alt und neuen Zeit, Jeden Nachklang fühlt mein Herz froh und trüber Zeit'.

,Ein Garten voll Blumen, . . voller Blumen, . . voll von Blumen' — was ist richtig? was ist am richtigsten? Alle drei Fügungen sind richtig, und der Dichter kann noch als vierte gebrauchen: . . voll der Blumen. Am wenigsten schön, weil unnötigerweise nicht durch Beugung, sondern Umschreibung ausgedrückt, ist, voll von Blumen'. — Aber ist nicht . . ,voller Blumen' nur nachlässige Volkssprache? Keineswegs, es ist gute Dichtersprache und kommt in der besten Prosa vor: ,Jetzt, da der Himmel voller Sterne glüht' (Goethe im Vers), ,Das Stück war voller Handlung' (Goethe in Prosa). — ,Er ist voller Eifers' oder ,voller Eifer'? Nur ,voller Eifer'!

*

Das Beiwort muß echt sein, d. h. eine innere, begründete eigenschaftliche Bedeutung haben und nicht bloß äußerlich ,bei' dem Hauptwort stehen. Einen eßbaren Apfelbaum gibt es nicht, also darf man nicht einen Apfelbaum so nennen, dessen Früchte eßbar sind. Die zahlreichen Verstöße gegen diese vernünftige Grundregel faßt man unter dem Musterbeispielwort ,die reitende Artilleriekaserne' zusammen. Es ist nachgrade zu einem lustigen Spiel geworden, Wendungen von außerlesener Bächerlichkeit für diesen Fehler zu sammeln, dar-

unter allerlei selbstverfertigte, die jedoch ebenso belehrend sind wie die echten Fälle des unechten Zeitwortes. Hier folgt eine kleine spaßige Sammlung: ‚Niedrige Ertragsgerüchte, künstliche Wasserfabrik, keimfreie Eisgesellschaft, künstliches Blumen-geschäft, elektrischer Bahnkontrolleur, umklappbarer Krankenstuhlagent, frischgestochener Spargelverkauf, der ein- und zweispännige Kutscher, der dreistöckige Hausbesitzer, die verfaulte Obstfrau und der gedörrte Obsthändler, der garantiert wasser-dichte Tuchfabrikant, der rohe Seidenhändler, die verwahr-loste Kinderanstalt, die verheiratete Lehrerstelle, die hoch-stämmigen Eichenzweige, der ausgestopfte Tierhändler.‘ Hübsch erfunden ist die rauchlose Pulverfabrikantentochter, die einen schmalspurigen Eisenbahnbeamten heiratet; desgleichen die gepanzerte feuer- und diebesichere Generaldepositärsgattin aus Graz. Nicht erfunden sind: ‚Der zahlreiche Familienvater, der grobe Unfugsparragraph und der unorganische Naturfor-scher‘, dieser eine Schöpfung von du Bois Reymond. Und ganz und gar nicht erfunden, sondern noch mit meinen Augen in großen Buchstaben bezeichnet gesehen habe ich einst die berühmte ‚Reitende Artilleriekaserne‘ im Norden Berlins, deren Deutsch allerdings aus der Zeit Friedrichs des Großen stammte. Über die Lächerlichkeit aller dieser echter und er-fundener Verquatschungen kann kein Zweifel bestehen, und einem leidlich aufmerksamen Schreiber wird dergleichen schwer-lich unterlaufen. In manchen Fällen läßt sich der Unsinn leicht beseitigen: aus dem alten Bücherhändler braucht nur ein Altbuchhändler, aus dem gedörrten Obsthändler ein Dörr-obsthändler, aus dem sauren Kirschenbaum ein Sauerkirsch-baum gemacht zu werden, und der vollendete Unsinn ist zu gutem Deutsch geworden. Goethe schrieb einmal ‚der wilde Schweinskopf‘, sei’s aus Nachlässigkeit, sei’s in dem Gefühl, man werde ihn schon richtiger verstehen, als er’s geschrieben habe.

Wie aber steht es mit einer Reihe von nicht so unzweifel-haften Verstößen gegen die allerstrengste Richtigkeit des sinn-vollen Zusammenhangs? Der wilde Apfelbaum ist richtig, denn der Baum selbst ist wild; darf man also auch sagen ‚wilder Kastanienbaum‘? Ich denke, mit demselben Recht; aber schon nicht mehr ‚essbarer Kastanienbaum‘, denn nicht der Baum, sondern die Kastanien sind essbar. Und wie denkt der Leser über den ‚plastischen Metallarbeiter‘? Wahrschein-

lich: unzulässig. Aber Goethe hat so geschrieben! Em, ja dann —. Oder wie über ‚verschmißte Frauenrollen‘? Wohl ebenso tadelnswert; aber — sie stehen bei Lessing. Wer hat nicht schon von der ‚ländlichen Arbeiterfrage, der großstädtischen Diensthotennot, einem geistlichen Musikfest, einem katholischen Kirchenbau, dem geheimen Stimmrecht‘ gelesen? Oder wer hat sich etwas Schlimmes gedacht bei einem Deutschen Wörterbuch, bei Goethes Italienischer Reise, bei französischem oder englischem Sprachunterricht? Die Gewöhnung macht manche immer wiederkehrende, eigentlich unstimmmige Verbindung annehmbar, und gegen die Sauregurkenzeit und den Dummjungenstreich, ja selbst gegen die vielbelachte höhere Mädchenschule ist kaum etwas einzuwenden; gegen die letzte schon darum nichts, weil ‚höhere‘ nicht notwendig auf ‚Töchter‘ bezogen werden muß, sondern eher auf ‚Schule‘.

Darüber, daß ‚Bunz sel. (seliger) Witwe‘ jenseits von Gut und Böse der Sprachlehre steht, wird kein Zweifel herrschen. Aber — bei Goethe heißt es einmal: ‚Mein Mann seliger war bei Jahren‘. Man sieht an dieser versteinerten Formel die Entstehungsgeschichte von Bunz seliger Witwe.

*

Wie weit man mit der Anwendung des Beiwortes zum Ausdruck von Eigenschaften gehen darf, die sich in Tätigkeiten kundtun, ist eine Frage des schriftstellerischen Geschmacks. Der Alltagschreiber sei darin eher zu vorsichtig als zu kühn. Sobald er zu zweifeln beginnt, lasse er die Hand davon. Dem Berufsschriftsteller sind keine Vorschriften zu machen; er handelt auf eigne Gefahr, aus der er je nachdem als neuschöpferischer Sieger hervorgeht, oder ausgelacht wird. Was ist nicht alle gewagt worden und verunglückt! Lächelnde Hände, tränenvoll Bewegungen, schluchzende Verbeugungen. Lessing hat getragt: ‚ein hoher Springer‘, und so viel Gescheites auch die Geschlechtigkeit dagegen einzuwenden hat, wir haben das Gefühl: dies und ähnliches muß erlaubt sein, wenn man der Sprache und den selbständigen Schreibern nicht jeden stolzbewußten (?) Flügel Schlag lähmen will. Nicht der Springer als Menschenkörper ist hoch, sondern sein Sprung: das wissen wir — so gut wie Lessing selbst es gewußt hat —, und dennoch gefallen uns Bild und Ausdruck. Lessing stellt dem hohen Springer den ebenen Tänzer gegenüber, und da wir einmal

im Bilde sind, lassen wir auch den zu. Es kann nur zur dichterischen Belebung der nüchternen Prosa dienen, wenn das Beiwort so flüssig bleibt, daß es ins Zeitwort hineinschillert, und bei aller Berechtigung fester Sprachzucht darf die Freiheit des guten Schriftstellers nicht über Gebühr beengt werden. Kritikeien der Sprachvernünftler an Ausdrücken wie: ein scharfer Denker, ein feiner Beurteiler sind lächerlich und schädlich zugleich, um so schädlicher, aus je berufenerem Munde (ist dies erlaubt?) sie kommen, denn sie wirken lähmend. Oder sie wirken noch schlimmer: sie machen die ganze Schreiberwelt jeder vernünftigen Unterweisung abgeneigt. Ohne die weit über alles Maß hinausreichende Sprachschulmeisterei müßten wir heute, nach einem vollen Jahrhundert eifriger deutscher Sprachforschung und -belehrung, schon viel weiter sein im guten Deutsch.

Deutsche Sprachforschung — ist das erlaubt? Gemeint ist doch nicht die Forschung von Deutschen, sondern im Deutschen. Das habe ich mir beim Schreiben auch gesagt, habe aber diesen knappen Ausdruck vorgezogen der breiten Erforschung der deutschen Sprache, weil ich die Gemeinschaft des richtigen Verständnisses zwischen mir und dem Leser fühlte. Auf diese stete ergänzende, berichtigende Mitarbeit des Lesers unmittelbar beim ersten Lesen wird von den meisten Sprachmeistern gar kein Gewicht gelegt; darum sei bei jeder schicklichen Gelegenheit nachdrücklich auf sie hingewiesen, selbst auf die Gefahr des Abschwefelns.

,Gelehrte Laufbahn, philosophische Doktormürde, die äußeren und inneren Kranken (vgl. S. 22), die herbstlichen Truppenübungen, eine herrschaftliche Köchin, ein klassischer Philologe, ein neuer (statt neusprachlicher oder Neu-) Philologe, Griechische Frühlingstage, ein semitischer Philologe (für die semitischen Sprachen), Liebig's Chemische Briefe, Römische Schlenbertage von Allmers' — dem Leser darf überlassen werden, was er für erlaubtes und gutes, was dagegen für schlechtes Deutsch halten soll. Das geübte und gesunde Sprachgefühl eines Deutschen wird kaum je in die Irre gehen, es sei denn, daß er zu den Berufskritikern gehört.

Die Forderung eines von dieser Gattung, man müsse überall da, wo ein zusammengesetztes Hauptwort besteht, den Gebrauch eines Beiworts und Hauptworts vermeiden, weil der aufgelöste Ausdruck ,beängstigend' und das Beiwort ,abgeschmackt'

sei, muß zurückgewiesen werden. Weil es **Schöpferkraft** gibt, ist **Schöpferische Kraft** nicht abgeschmact, und man darf in ebenso gutem Deutsch von einem musikalischen oder künstlerischen Genuß sprechen wie von einem Musik- oder Kunstgenuß. Wohin sollte es führen, wenn Ausdrücke wie kriegerische Ereignisse, junckerliches Regiment, körperliche Bewegung, winterliche Landschaft, regnerische Tage, gärtnerische Anlagen, elterliches Haus nicht mehr geschrieben werden dürften, sondern auf Geheiß eines Buchtmeisters einzig die Hauptwortgebilde? Die Sprache unterscheidet sehr fein und sehr notwendig zwischen beimörtlichen und hauptwörtlichen Bildungen: kriegerische Ereignisse und Kriegsereignisse, junckerliches Regiment und Junkerregiment, körperliche Bewegungen und Körperbewegungen, erziehliche Wirkungen und Erziehungswirkungen usw. sind keineswegs gleichzusetzen. J. B. kann ein junckerliches Regiment auch geführt werden von Nichtjunckern, dagegen ein Junkerregiment nur von geborenen Junkern, und so fort. Man denke nur an den Unterschied zwischen Beimort- und Hauptwortform bei **Schillersche Gedichte** und **Schillers Gedichte**: das erste wäre als Buchtitel unmöglich.

Lange Gattin statt **langjährige Gattin** (vgl. S. 120) ist Unsinn; wie aber steht es mit einem **kurzen Prediger**? Im Reichstag wird ständig zwischen langen und kurzen Rednern unterschieden, und man fragt sich, wie dies anders und doch ebenso kurz und gut ausgedrückt werden könnte.

Selbst Doppeldeutigkeiten sind im einzelnen Falle (oder muß ich durchaus sagen: Einzelfälle?) nicht so gefährlich, wie man zuerst meinen möchte. Wir sprechen ja nicht in einzelnen Wörtern (oder Einzelwörtern?), sondern in zusammenhängenden sinnvollen Sätzen, und der Zusammenhang schiebt zurecht, erläutert und berichtigt, wo die Sprache einmal hat bequem sein wollen. Was **weiblicher Unterricht** allein stehend bedeutet, ist mit Sicherheit nicht zu sagen; der Satz: **Der weibliche Unterricht bedarf des Griechischen nicht** ist unmißverständlich, gleichwie der Satz: **Der weibliche Unterricht in Knabenschulen ist nicht zu empfehlen** keinem Mißverständnis ausgesetzt ist. **Der kränkliche Eindruck** ist nicht falsch, **der konservative Antrag** ist richtig, **das lebenslängliche Buchthaus** ist kein Unsinn — all dergleichen wird von jedem unbefangenen Hörer und Leser sofort richtig und nur

auf eine Art verstanden. Ja selbst eine so kühne Übertragung von einer Person auf die andre: ‚Er machte mir einen gehässigen Eindruck‘ (den Eindruck eines Gehässigen) ist für die Redesprache noch zulässig, mag man sie auch in der hohen Schriftsprache nicht wagen.

Bemängelt wurden oder werden Beiwörter auf . . er statt auf . . isch, also nicht **Berliner Zeitung**, sondern nur **berlinische** . . ; nicht **Holländer Auster**, sondern nur **holländische**; nicht **Kölner Wasser**, sondern einzig **Kölnisches** . . ; nicht **Schweizer Schulen**, sondern ausschließlich **schweizerische** . . Wie aber, wenn man in Köln selbst fast nur **Kölner Wasser** sagt? Muß dann die gesprochene Sprache von Hunderttausenden sich modeln auf das Gebot eines Einzelnen, der nach angeblichen Gesetzen auf dem Papier verfügt? Und für den **Schweizerkäse** oder selbst **Schweizer Käse** muß doch selbst er eine Ausnahme oder milbernde Umstände zulassen. Sogleich aber entsteht die bange Frage, ob man ferner noch **Tilsiter Käse** statt **tilsitischer** sagen dürfe. Indessen weil es nicht unrichtig **Berliner Zeitung**, **Kölner Wasser**, **Schweizer Käse** heißt, ist nun auch etwa richtig: **Amerikaner Apfel**, **Österreicher Botschafter**? Es ist lästig, immer wieder solche erlaubte und verbotene Ausdrucksformen nebeneinander zu halten; die Betrachtungsweise der herrschenden Sprachmeisterei zwingt dazu, denn sie kennen keine andre Beweisführung als die: Wenn dies erlaubt sein soll, dann soll wohl auch jede dem allgemeinen Gebrauch widersprechende Wendung erlaubt sein? In der Einleitung steht das Nötige über den Mißbrauch der ‚Analogie‘ (vgl. S. 23), über den Vergleich des Ungleichen und des Gleichen.

Die unaufhaltsame Neigung der deutschen Volkssprache und in ihrem Gefolge der Schriftsprache zur Erweiterung der Umstandswörter in Beiwörter wurde an **teilweise** hervorgehoben (vgl. S. 18 und 158). Mag man bei diesem Wort noch so bedenklich sein, weil es sich um eine wörterreiche Gruppe handelt, der man nicht durchweg das Recht auf die beiwörtliche Verwendung zusprechen will, — grundsätzlich ablehnend oder allzu streng darf man sich gegen einen solchen Sprachtrieb nicht verhalten. Man hat **eidesstattlich** bemängelt, weil statt ein **Vorwort** sei und **Vorwörter** nicht beiwörtlich gebraucht werden dürfen. Das trifft nicht zu, denn **statt** ist hier kein reines **Vorwort**, sondern **Hauptwort**:

an **Eides Statt**, wie ja auch: „Gutes Wort findet eine gute Statt“, und das Beiwort **eidesstattlich** von **Eidesstatt** ist untadlig.

Nichts ist mehr einzutwenden gegen die Beiwörter aus Umstandswörtern: **ferner** (fernere Gründe), **weiter** (weitere Folgen), **sofortig**, **heutig**, **dortig**, **hiesig** (aber nicht **dasig**, trotz gelegentlichem Vorkommen bei Lessing und Herder, denn es besteht keinerlei Sprachbedürfnis neben **dortig**), **morgig** (neben **morgendlich** von **Morgen**, also in andrer Bedeutung), **demnächstig**, **etwaig** (**etwanig** ist nicht falsch). **Allfallig** und **allenfallig** (beide schon bei Goethe), **desfallig** haben sich durchgesetzt und sind um so weniger zu bekämpfen, als man jedes deutsche Mittel zur Ausmerzung des widerlichen Bucherschwammwortes eventuell dankbar annehmen sollte. Ein zuwiderer Mensch ist gutes Deutsch. Gewagt wurden: **gleichfallig** (von **Heine**), **schlechtinnig** (von **Schleiermacher**), **vorhinnig**, **viellechtig**, **sodannig** — alle ohne Erfolg. Durchgedrungen sind **vorherig**, **nachherig**, **obig**; aber nicht **nebig** (aus **neben**, z. B. die **nebig** [beiliegende] Probe). Nicht mehr zu beanstanden ist **öfter** (der öftere Gebrauch); dagegen ist Lessings „**ofte** Wiederholung“ vereinzelt geblieben. Wenn sich eine Fachsprache ein bequemes Beiwort aus einer Vorwortwendung auf dem Wege über ein Hauptwort bildet: die nachbörlichen Kurse aus „**Nachbörse**“ (die nach der Börsenzeit festgestellten), so ist sie wegen dieser Wildsamkeit eher zu beglückwünschen als zu tadeln.

Wie stark der Hang zur beiwörtlichen (ist dies falsch?) Beilebung der Umstandswörter ist, zeigt sogar mehr als ein fremdes Umstandswort: aus *à part* ist in Frankreich kein Beiwort geworden, wohl aber in Welschdeutschland: „ein sehr **apartes** Kleid“ gilt sogar für ausnehmend fein, und selbst „**apartig**“ bekommt man zu hören (vgl. hierzu für **durch** und **zu** S. 158). Auch die vollstümliche, der Schriftsprache natürlich versagte Ausdrucksweise: „ein rechter böser Kerl, schöne warme Hände“ gehört hierher.

Schlechtes Deutsch ist zurzeit noch **erhältlich**; aber wer weiß, ob es sich nicht durchsetzt, denn es scheint einem starken Bedürfnis zu entsprechen. Ich empfinde keins, aber Hunderttausende empfinden es, — soll ich Einzelner die Hunderttausende bevormunden? Dasselbe gilt für **erstklassig**, das

an sich nicht falsch gebildet ist, vielen unentbehrlich erscheint, aber als mißbrauchtes Modewort dem guten Geschmack verleidet wird.

Tunlich wird von einem Zuchtmeister ganz verworfen, von einem andern nur in der Form **tulich** zugelassen, — wie soll man sich dazu verhalten? Wie immer: dem guten Sprachgebrauch soll man folgen, und der bedient sich des bequemen Wortes, das keineswegs dasselbe ist wie möglich. Und in der Form, die alle Welt beim Sprechen gebraucht: **tunlich**, soll man es schreiben wie sprechen, gleichviel was uns in irgendwelcher amtlichen Rechtschreibung anbefohlen wird, denn die Schreibung hat sich nach der gebildeten Sprache zu richten, nicht umgekehrt.

Eine der ganz erfolglosen Vogelscheuchen der Gartenpolizei deutscher Sprache steht aufgerichtet gegen **betreffend** in jeder Anwendung, als Umstandswort wie als Beiwort. Es kommt von dem brauchbaren Zeitwort **betreffen** her und ist selbst gut brauchbar. ‚Ein Unglück betrifft mich, hat mich betroffen‘ wird nicht bemängelt, mit Recht aber ‚das mich betroffene Unglück‘ (vgl. S. 231). Ebenso gut kann man natürlich sagen: ‚das mich soeben betreffende Unglück‘, und hiervon rührt die einwandfreie Wendung her: ‚der Betreffende‘ oder: ‚der betreffende Vorfall‘, mit Auslassung von: ‚uns‘ oder ‚den Gegenstand‘. Der bloße Umstand, daß der Kanzleistil den ‚Betreffenden‘ als Haupt- wie als Beiwort besonders liebt, kann uns noch nicht hindern, es im guten Schriftdeutsch zu gebrauchen: die Kanzlei hat ein wohlberechtigtes Bedürfnis nach solchen Ausdrücken. Also getrost: ‚Der Betreffende ist nicht erschienen, Er hat den betreffenden Band des Werkes nicht mitgebracht.‘ Der Einwand, es sei ja nicht der Betreffende, sondern der Betroffene, ist nicht stichhaltig, denn es ist sowohl der (uns, die Sache) Betreffende wie der (von der Sache) Betroffene. Übrigens beweist das Beispiel des Bedienten, der in Wahrheit ein Bedienender ist (S. 21), daß die Sprache die Kraft besitzt, selbst solchen Widersinn in allgemeingültigen Sinn zu verwandeln.

Erst recht nichts ist zu sagen gegen **bezüglich** als Beiwort; es ist die beste Rettung vor dem unerträglichen respektive. Allerdings ist **bezüglich** als Vorwort sehr übel, denn wir haben das durchaus gleichwertige — zu Unrecht bemängelte — **betreffs** und dürfen auch nach guten Mustern die

unabhängige Mittelform **betreffend** (diesen Umstand betreffend) gebrauchen.

*

Anders steht es mit einer sehr gefährlichen beiwörtlichen Anwendung der zweiten Mittelwortform. „Lessing versuchte sich in den von Adolf Stahr beliebten Rettungen.“ Hier tritt durch das mittelwörtliche Beiwort eine zeitliche Vorwegnahme ein, die oft zu höchst lächerlichen Wirkungen führen kann: „Er wollte noch einmal den leinen Erfolg versprechenden, gänzlich verunglückten Versuch machen, seine Freunde umzustimmen.“ Die tiefere Ursache solches unfreiwilligen Widerfinns ist der deutsche Hang zur Satzstopferei: anstatt die Zeitfolge durch die Ordnung Hauptsatz — Nebensatz oder zweiter Hauptsatz auszudrücken, wird das Ergebnis vorwegnehmend schon in den Versuch hineingestopft. „Kleist arbeitete damals noch an seinem von Tied herausgegebenen Prinzen von Homburg.“ Zur Zeit der Arbeit Kleists war der Prinz von Homburg noch nicht herausgegeben; aber die Schreiber solcher Sätze — es sind sehr gelehrte darunter — können ihr reiches Wissen nicht zurückhalten und es wohlgeordnet nach der Zeit- und Vernunftsfolge von sich geben, sondern übersprudeln sich und uns auf einmal. Dieser Unsinn kommt auch bei gewöhnlichen Beiwörtern vor, die dem Sinne nach eine Zeitfolge besagen: erfolglos, ergebnislos, erfolgreich, vergeblich. — Weitere Beispiele stehen auf S. 228.

*

Zur Steigerung der Beiwörter kommt zuerst in Frage: einfacher oder umlautender Selbstlaut. Eine durchgreifende Regel gibt es nicht, wir sind nur auf den Sprachgebrauch angewiesen, und dieser ist bis auf etliche Schwankungen jetzt leidlich fest: der Umlaut herrscht vor bis auf die mehrsilbigen Beiwörter, die fast durchweg den einfachen Selbstlaut in den Steigerungsformen behalten. **Gesund** bildet eine Ausnahme: früher wurde zur Aufrechterhaltung der schönen, strengen Regel **gesünder** getabelt; heute ist **gesunder** verdrängt.

Von den einsilbigen Beiwörtern schwanken mehrere, doch wird dem Leser die Entscheidung nach dem Sprachgebrauch und dem durch ihn geleiteten Sprachgefühl in keinem Falle schwer sein.

Ich zähle diese noch einigermaßen schwankenden Beiwörter nur mit ihren jetzt überwiegenden Steigerungsformen auf: **bänger, blanker, blässer, frömmere, glätter, färger, knapper, runder, schmaler, zarter.**

Die Beiwörter auf Zischlaute (böse, leise, weise, heiß, süß) haben im Höchstgrade die Form **est**: **böseste, leiseite, süßeite, heißeste.** Von **groß** heißt die Form, die sich jetzt durchgesetzt hat, **größte**; **größte** gilt dem heutigen Sprachgebrauch als fehlerhaft. Goethe bildete im Vers, fast nie in der Prosa, **süßte**, was ihm nicht nachgeschrieben werden darf.

Einsilbige Beiwörter auf **sch** (rasch, kensch, frisch) bilden aus Wohl lautgründen den Höchstgrad besser mit **est**; bei den mehrsilbigen mit der Endung **isch** herrscht **st** vor, wenn man nicht lieber den Höchstgrad dieser Beiwörter mit andern Sprachmitteln bezeichnet: **verlogenste** statt **lügnerischste.**

Nach Selbstlautern, einschließlich der Beiwörter auf **h**, schwankt der Höchstgrad zwischen **st** und **est**: **freieste** und **freiste, froheite** und **frohste, neueste** und **neuste**, doch beginnt die Form mit bloßem **st** zu überwiegen.

Einsilbige Beiwörter auf **d** und **t** nehmen regelmäßig **est** an: **milbeste, lauteste, gelehrteste**; die mehrsilbigen Mittelwörter (befriedigend, lobend) regelmäßig **st**, — hier kann man von keiner Schwankung mehr sprechen.

Des Wohl lautens wegen wird in Beiwörtern auf **er** das **e** im ersten Steigerungsgrade unterdrückt, wenn weitere Beugungssilben mit **er** folgen: **düsterer, lauterer, heiterer, munterer**; das strengrichtige **düstererer** usw. wäre gradezu falsch.

Wir alle sprechen **erhabnere, vollkommnere** und tun gut, in den Beiwörtern auf **en** das **e** der ersten Steigerung in erweiterten Beugesformen wegzulassen. Bei dieser Gelegenheit sei auf die Form **mehre** statt **mehrere** verwiesen (vgl. S. 154).

Gebeugt werden die ersten Steigerungsformen lieber nach den Mustern von **bessern, besserem, größern, größerm** (nicht **bessren, bessrem, größren, größrem**).

Echte Mittelwörter, d. h. solche, die noch ganz als Zeitwortformen, nicht als Beiwörter geföhlt werden, sind nicht durch Beugung mit **er** und **st** steigerungsfähig, sondern bedienen sich zur Steigerung anderer Mittel; nicht: ‚der verwundete Soldat‘, sondern ‚der am schwersten verwundete‘.

Je mehr eine Mittelwortform Beiwortsinne angenommen,
desto eher ist die Steigerung mit er, st zulässig: ‚Die quälendere Frage ist die‘; aber nicht: ‚die mich quälendere Frage‘, sondern: ‚die mich mehr quälende . . .‘; ‚die stärkenden Arzneien‘; aber: ‚die seine Gesundheit am besten stärkenden . . .‘; ‚das geliebteste Kind‘; aber: ‚das von ihm meistgeliebte Kind‘.

Steigerung über den Höchstgrad hinaus ist sinnlos, also sprachlich unzulässig: ‚das meistgelesenste Buch, die weitestverbreitetste Zeitung, das schönstgelegenste Haus‘. Auch Kaufleute sollten sich niemals dieser unmöglichen Steigerung in ihren Anpreisungen bedienen. — Es heißt in der Schriftsprache nur **einzig**, nicht **einzigst**, mag immerhin die Bärtlichkeit einmal so übertreibend sprechen.

Bestmöglich, größtmöglich sind keine musterhafte Verbindungen, aber sie haben sich schon zu fest eingebürgert; **möglichst gut, so gut wie möglich, so groß wie möglich** sagen dasselbe in einwandfreier Form. Auf keinen Fall aber **bestmöglichst**: ‚doppeltgenäht hält besser‘ gilt für Sprachfragen nicht.

‚Ein letzter Wunsch des Verstorbenen‘ soll nach einem Sprachbüttel ‚unlogisch‘, also verboten sein. Man traut seinen Augen nicht, aber der deutschen Sprache gegenüber ist alles erlaubt; nur mit der unbedingten Forderung, sie solle deutsch sein, macht man sich lächerlich.

‚Eine schönere als kluge Frau . . .‘? Im Lateinischen, auch im Französischen geläufig, im Deutschen unzulässig, vielmehr nur: ‚Eine mehr schöne als kluge Frau‘. Ebenso nicht etwa: ‚Du rechnest schneller als richtig‘; sondern: „ . . mehr schnell als . . .“

Die harmlose, gute, von jedermann gebrauchte Ausdrucksform: ‚Ich trete eine längere Reise an, Eine bessere Köchin sucht Stellung; Dieser Stoff ist in allen größeren Geschäften zu haben; Ich wünsche nur eine kleinere Wohnung‘ — alles dies wird bemängelt, ‚ganz wunderbar‘ genannt und verhöhnt: ‚Folglich ist gut jetzt besser als besser‘. Die Sprache benimmt mit ihrer Künstlerkühnheit noch ganz andern Wundern die Wunderlichkeit: sie nennt den Mann, der mich, den Bedienten, bedient, den Bedienten, und kein Mensch wundert sich darüber, weil nämlich dies schon seit mehr als einem Jahrhundert geschieht, die bessere Köchin erst seit einem halben Jahrhundert sucht. Ist es nicht viel zu milde, solche Be-

trachtung der Sprache ausbündig philisterhaft zu nennen? Freuen sollte man sich, daß unsre Sprache noch nicht die Kraft eingebüßt, mit den einfachsten eignen Mitteln Wirkungen zu erreichen, zu denen sonst umständliche und langweilige Umschreibungen nötig wären. Jeder weiß, was eine bessere Köchin ist oder sein will, und keinem Vernünftigen, sondern nur dem öden Beckmesser kommt der Gedanke, daß gut dadurch besser als besser wird. Der Weg zum guten Deutsch führt leider überall durch das Distelgestrüpp solcher Krittelleien und muß durch solche hindurch gebahnt werden.

Wie werden zusammengesetzte Beiwörter gesteigert? Heißt es die weitschauendere oder die weiter schauende Politik; die tiefstliegenden oder die tiefer liegenden Gründe; die hochgelegenste oder die höchstgelegene Wohnung, der zartestfühlende oder der zartfühlendste Mann? Es gibt hierfür eine sichere Regel, ihre Anwendung aber hängt ab vom sichern Geschmack. Die Regel sagt: Ist die Zusammensetzung so fest, daß ein neues selbständiges Beiwort vorliegt, so wird nicht getrennt und das letzte Glied gesteigert; ist die Verbindung lose, wird das erste Glied noch deutlich als selbständiges Umstandswort gefühlt, so wird getrennt und die Steigerung erfolgt am ersten Gliede. In den genannten Fällen entscheidet sich der Sprachgebrauch dem Gefühl gemäß für: weiter schauende Politik (weitschauender ist nicht unmöglich), tiefer liegende Gründe, höchstgelegene Wohnung, zartfühlendster Mann. Es heißt: ‚tiefgefühltestes Weileid‘ (‚tiefgeföhlt‘ ist eine feste, übrigens ganz abgedroschene, Formel geworden); ‚tiefstgeföhlt‘ wäre gradezu falsch. Warum falsch? Weil man nicht so spricht. Ob sich der Sprachgebrauch mit der Zeit für tiefstgeföhlt entscheidet, wissen wir nicht. Aber jedenfalls: ‚ein tiefer fühlendes Herz‘, weil hier noch keine Formel vorliegt. ‚Die wohltschmeckendste Speise, das wohlthuendste Geföhlt‘, weil ‚wohltschmeckend, wohlthuend‘ feste Beiwörter geworden sind. **Hochgebildetst** oder **höchstgebildet**? Beides ist zulässig, doch wiegt **höchstgebildet** vor, ebenso **höchstbesteuerert**, — die Zusammensetzung wird noch nicht als formelhaft fest empfunden. Dagegen **hochtrabendst**, weil **hochtrabend** ein selbständiges Beiwort ist. Schiller schreibt: ‚Sie ist die hochbegabteste von allen‘ (Prolog zur Jungfrau), also galt **hochbegabt** schon damals als eine feste Formel. So sagen wir heute wohl nur: ‚die hochstlegendsten Pläne‘ — aus gleichem

Grunde. Will man ein Beiwort wie **hochgeehrt** überflüssigerweise noch auf den höchsten Grad steigern, dann nur: „hochgeehrteste Versammlung!“ — Man sieht, die Entscheidung über Trennen oder Nichttrennen ist ausschließlich Sache des Sprachgefühls, d. h. der genauen Kenntniß des zurzeit herrschenden Sprachgebrauchs. Die Richtung geht mehr auf Nichttrennen, weil immer mehr Zufallsverbindungen zu formelhaft festen Neuwörtern werden.

Das Fürwort

Das meistbehandelte, meistbekämpfte stehe voran: **derselbe**, **dieselbe**, **dasselbe** statt **er**, **sie**, **es**. Ich gehöre zu denen, die ein wenig dazu beigetragen haben, es (dasselbe) zu beseitigen, und freue mich dessen, wenngleich fast tägliche Wahrnehmungen mich lehren, daß wir Feinde dieses Schmarozers noch lange nicht vollständig gesiegt haben. Dessen aber kann der Leser versichert sein: Wo er noch heute **derselbe** nebst Zuhörer statt **er**, **sie**, **es** antrifft, da hat er es entweder mit einem an sich sprachungebildeten Schreiber zu tun oder mit einem, der es nie für nötig gefunden, seine Sprache durch ein gutes Fortbildungsbuch zu pflegen.

Zunächst einige Beispiele, in denen die Unzweckmäßigkeit, Übersflüssigkeit, Gespreiztheit von **derselbe** ohne weiteres einleuchten. „Gestern starb der Vertreter des Wahlkreises Stralsund; **derselbe** war 1892 zum erstenmal gewählt worden. — Der Herr Abgeordnete Richter bittet um das Wort; **derselbe** hat es“. Ebenso schön: „Er hat **dasselbe**“. — „Man bestrebe auf Vieserung der echten Sunlicht(!)-Seife; **dieselbe** ist erhältlich. . . — Über den Erfolg der Reise hat Curtius Bericht erstattet, und ist (! vgl. S. 191) **derselbe** in jeder Buchhandlung käuflich. — Das Theater ist jetzt fertig; **dasselbe** faßt über 2000 Zuschauer. — Der deutsche Geist gelangte zum Siege über den fremden; worin **derselbe** (welcher?) besteht, ergibt sich. . . — Der Ballon befand sich gerade über dem Garten des Kommerzienrats, als **derselbe** plakte. — Miß Sarah Sampson beruht auf denselben Voraussetzungen wie Diderots Stücke, ist aber von denselben unabhängig (Scherer). — Artikel 8 der Deutschen Reichsverfassung: In jedem dieser Ausschüsse werden mindestens vier Bundesstaaten vertreten sein und führt (! innerhalb derselben (der Ausschüsse? der Bundesstaaten?)) jeder Staat nur eine Stimme. — Diese Betrachtung, daß der Genius . . , hebt (dessen) das Wunder desselben nicht auf, erklärt aber. . . Den Vorsprung, welchen

derselbe (jener, er) vor dem bloßen Talente hat, und der durch keinen Fleiß des letzteren (s. S. 156) eingebracht werden könnte, selbst wenn derselbe (wer?) die Energie des Fleißes des Genius hätte' (Spielhagen).

Aus allen diesen Beispielen ergibt sich außer der Breitspurigkeit des dreisilbigen Fürwortes statt des einsilbigen die Stilwidrigkeit, durch ein so gewichtiges, auf etwas Früheres so nachdrücklich rückweisendes Wort nichts weiter zu bezeichnen, als was sich von selbst versteht oder verstehen sollte. Die eigentliche Bedeutung von **derselbe**: der nämliche, wird ja um so deutlicher gefühlt, als es (dasselbe!) in diesem scharf hinweisenden richtigen Sinne noch fortwährend gebraucht wird, im drittletzten Beispiel (von W. Scherer) sogar in einem Satze neben dem falsch gebrauchten. Selbst da, wo kein Irrtum durch eine unklare Beziehung auf ein früheres Wort hervorgerufen wird, erzeugt das falsche **Derselbe** das unangenehme Gefühl, daß eine Gleichheit, eine Nämlichkeit hervorgehoben wird, die entweder gar nicht vorhanden oder nicht erkennbar, oder auf die noch besonders hinzuweisen überflüssig, ja lächerlich ist. 'Der und der ist gestorben; derselbe war...' Aber wer denn sonst als der und der, von dem allein doch die Rede ist? Dies sagt oder fühlt der Leser und bekommt den ermüdenden Eindruck, den jede zwecklose Breitspurigkeit erzeugt.

Aber das scharf zurückdeutende Wort führt auch in vielen Fällen irre: ohne die Verweisung, bei einfachem er, sie, es, würde man aus dem Gesamthalt das richtige Wort leicht erschließen; durch die allzu bestimmte Bezeichnung wird man grade auf die falsche Fährte hingelenkt. Man prüfe das Beispiel vom platzenden Ballon und dem wahrscheinlich nicht platzenden Kommerzienrat: stände da nur 'als er platzte', so würde man keinen Augenblick an den verunglückten Kommerzienrat denken, sondern von selbst ergänzen: der Ballon. So aber heißt es: 'als derselbe platzte', und der zunächststehende Selbe ist der Kommerzienrat, also — plazen wir selbst zunächst in ein Gelächter los, berichtigen dann unsere erste Auffassung und geben mit vollem Recht dem schlechten Schreiber die Schuld an unserm Irrtum.

Den in allen solchen Fällen beliebten Einwand (vgl. S. 162 und 190), bei einigem Nachdenken müsse man das Richtige treffen, lehnt der gescheite Leser ab: er ist nicht dazu da, das

Richtige unter allerhand Falschem zu suchen, sondern der Schreiber ist dazu da, das ist die Pflicht seines verantwortungsvollen Schreiberamtes, das Einzigrichtige unzweideutig auszudrücken. Dazu bietet ihm seine reiche Sprache ausgezeichnete Ausdrucksmittel, und wenn er aus Unwissenheit oder Nachlässigkeit die schlechten Mittel wählt, deren Zweckwidrigkeit oft genug nachgewiesen worden, so sagt der Leser mit Recht: Das ist ein schlechter Schreiber, er beherrscht nicht das gute Deutsch.

Auch der Rettungsversuch an ‚demselben‘, es komme im ältern Deutsch oft vor, z. B. bei Luther, es stehe da neben Selbiger, Derselbige, rettet die heutige Derselberei nicht aus der gerechten Verdammiß. Bei Luther war solche nachdrückliche Bezeichnung statt der schlanken mit *er, sie, es* Zeitsprache, heute ist sie es nicht. Auch steht bei Luther kein einziger Satz, worin *derselbe* zum geringsten Mißverständniß führen könnte.

Mittelmäßige Schreiber, die sich selbst der Derselberei schuldig machen und sie nachher rechthaberisch zu verteidigen suchen, anstatt sie kurzweg aufzugeben, führen den hoffnungslosen Kampf durch Vorlegung irgendeines schlechtgezimmerten eignen Satzes oder des eines andern ungeschickten Schreibers mit einem angeblich durchaus notwendigen *Derselbe*, ohne welches der ganze Satz zusammenfalle. Eine schöne Entschuldigung! Ein Satz, der nur durch eine Geschmacklosigkeit schmachhaft gemacht werden muß — welch eine Abgeschmacktheit!

Sogar mit dem Hinweis auf mundartliches *Dr'sell* hat man die Derselbrigkeit zu retten versucht: ein dreisilbiges Ungetüm durch ein schnelles *Dr'sell*! Nein, es bleibt dabei, daß es keinen gutgebauten Satz gibt, worin dieses *Derselbe* unentbehrlich wäre. Daß die gesprochene Sprache nur *er, sie, es* oder *sein, ihre, ihr* kennt, daß kein Mensch, nicht einmal der erpichteste Derselberer einer Kanzlei, jemals *Derselbe* spricht, davon kann sich der Leser durch seine alltägliche Beobachtung sofort überzeugen.

In sehr vielen Fällen ist nicht nur *Derselbe*, sondern auch jedes andre Fürwort ganz überflüssig. ‚Er arbeitete drei Jahre an diesem Drama und wandte sich nach der Vollendung (desselben) wieder andern Aufgaben zu.‘ Natürlich kann hier auch *dessen* (vor ‚Vollendung‘) stehen. Ein Gegner von

Derselbe, der aber an dessen Notwendigkeit in gewissen Ausnahmefällen glaubte, empfahl gradezu diesen Satz: ‚Hat der Veräußerer eines Grundstücks eine bestimmte Größe desselben zugesichert, so . . .‘ Man streiche **desselben**, und der Satz wird knapper, ohnedasß das Verständniß (desselben) im mindesten leidet. Übrigens gibt es, wenn durchaus die Größe dieses und keines andern Grundstücks bezeichnet werden soll, noch mehr als ein dem **Desselben** vorzuziehendes Ausdrucksmittel. — Ein Anderer hat in dem, offenbar nicht dem Volksmunde treu nachgeschriebenen, Satz eines Grimmschen Märchens: ‚Es blieb nichts übrig, als den Bart abzuschneiden; dabei ging ein kleiner Teil desselben verloren‘ den Kanzleischwanz **desselben** für nötig befunden. Man streiche es (das**selbe**!), und der Satz bleibt inhaltlich derselbe (!), ist aber im Bau (desselben) bündiger und sprachgemäßer geworden.

Der Leser lasse sich für seine Schreiberzwecke auf keine Listeleien ein, sondern enthalte sich ein für allemal des dreisilbigen Fürwortes, wo es nicht eine Nämlichkeit nachdrücklich hervorhebt, sondern drei Silben statt der einen bietet, die vollkommen hinreicht und zur Beflügelung des Satzes dient.

Daß die ewige Derselberei in neuerer Zeit so erschreckend um sich gegriffen hatte, bis ihr durch richtige Sprachbelehrung (von Otto Schröder, Wustmann, Matthias, Heinke, zuletzt durch mich [Deutsche Stilkunst, S. 62—69]) kräftig Einhalt geboten wurde, lag zum Teil daran, daß den Schreibern von älteren Sprachmeistern manches Mittel zur Vermeidung ‚**Desselben**‘ verleidet oder verboten worden war. Von Ubelung rührt das Verbot des **es** nach Vorwörtern oder an betonter Satzstelle her; ja, er schreibt zu dessen Ersatz ausdrücklich **das**selbe**** vor! Seit ihm (dem**selben**!) geht durch die allermeisten Sprachlehren die Warnung vor **es** mit Hochton, sintemalen **es** ‚tonlos‘ sei. Es ist nicht tonschwächer als **er**, **sie**, **ihm**, **ihn**, **uns**; ja in Österreich und Süddeutschland wird **es** mit besonderm Nachdruck, sogar mit langem **e** gesprochen: **ehs**. **Es** nach Vorwörtern und nach **auch** kommt bei vielen guten Schriftstellern vor; Jakob Grimm empfahl und schrieb es gern: ‚. . . gar nicht für **es** angelegte Sammlungen, — der größte Glanz über **es** gekommen‘; und allbekannt sind die Verse in Seidls Gedicht ‚Hans Euler‘: ‚Für **es** (dieses Land) hab’ ich gestritten, Für **es** schlug ich ihn tot‘. **Es** ist überall da betont, wo man **es** eben — betont.

Man hat sich nur seit mehr als einem Jahrhundert so an die falsche Regel gewöhnt, daß man sich schwer wieder ‚an es‘ gewöhnen wird. In neuester Zeit bin ich bei manchem eigenwilligen Schriftsteller ‚auf es‘ gestoßen, und die Leser scheinen sich allmählich ‚für es‘ zu erwärmen.

*

Neben oder nach der Derselberei steht seit einem Menschenalter die Welcherei an ihrem wohlverdienten Branger, nur daß es hier mildernde, ja manchmal rechtfertigende Umstände gibt. So durchaus verwerflich wie **Derselbe** statt er ist **welcher** statt der nicht, und seine Brandmarkung als eines sprachlichen Schwerkverbrechens oder einer unverzeihlichen Sprachdummheit schießt weit übers Ziel hinaus. Daß **der, die, das** kürzer sind und den Bezugssatz glatter, beschwingter an den Hauptsatz anschließen, begreift jeder Leser, ganz abgesehen von dem allgemeinen Sprach-, ja Lebensgrundsatz des ‚kleinsten Mittels‘: Wo das einsilbige Wort genau dieselbe sprachliche Wirkung tut, wo dadurch genau derselbe Gefühlswert erreicht wird wie durch ein zweisilbiges, da gebührt der Vorzug dem einsilbigen. Dazu kommt: Es steht unzweifelhaft fest, daß die Redesprache, wenigstens die Umgangssprache, auch die beste, ja selbst die der Welcherer aus der Kanzlei, **welcher, welche, welches** nicht kennt, sondern ausschließlich **der, die, das** sagt. Überall, wo wir einem so offenkundigen Unterschied zwischen Rede- und Schreibsprache begegnen, muß unsre wählende Entscheidung auf den Sprachgebrauch der lebendigen Rede fallen. Die Verufung auf Sätze mit **welcher** bei den Klassikern beweist nur, daß im 18. Jahrhundert noch niemand mit einer strengen Mahnung aufgetreten war, und daß unsre Großen — in der Prosa, äußerst selten im Vers, und da fast immer nur aus Gründen des Versmaßes — eben so schrieben, wie sie um sich herum schreiben sahen, besonders von den Kanzleien. Indessen auch in dieser Hinsicht wußte man längst, was durch umfangreiche Zählungen neuerdings bestätigt wurde, daß die Bezugssätze mit **der, die, das** die mit **welcher** weit überwiegen, für das Deutsche Schriftentum in dem Jahrhundert zwischen 1750 und 1850 um das Doppelte. Einen Satz, in dem (worin) unbedingt das bezügliche **welcher** stehen müßte, gibt es nicht; wohl aber kommen zuweilen notwendige Fügungen

vor, die durch **welcher** weniger übelklingend werden; andre, in denen man durch **welcher** die vorübergehende Ablenkung des Verständnisses in eine falsche Bahn vermeiden kann. Ich schreibe da, wo **der, die, das** auf den ersten flüchtigen Blick für das Geschlechtswort gelten könnten, besonders nach Vorwörtern, lieber **welcher**, um auf der Stelle die einzig richtige Auffassung zu erreichen. 'Die Regierung beabsichtigt nicht, eine Vorlage einzubringen, durch die vier Vertreter der Kolonien und Indiens als Mitglieder des geheimen Rates ernannt werden sollen.' In diesem Satze würde ich hinter 'durch' **welche** setzen, wenn ich es nicht vorzöge, **wodurch** zu schreiben. Ebenso wird man **welchem** in folgendem Satze für zweckmäßiger als **dem** halten: 'Deutschland wird diesen Schritt, seit **welchem** (dem) eine merkliche Beruhigung eingetreten ist, nicht bereuen'.

Bußmann hat durch seine sehr verdienstvolle, aber einseitig und rechthaberisch übertreibende Bekämpfung des bezüglichen **welcher** bei vielen seiner Verehrer eine wahre Wut gegen dieses Wort erzeugt, und es gibt ihrer manche, die gleich ihm selbst in solchen Sätzen wie: 'Der, der der Tat verdächtig ist', oder: 'Die, die die Bezugssätze falsch bauen' eine Musik erklingen hören, die durch den Miston keines **welcher** gestört werden darf. So weit braucht der beste Schreiber nicht zu gehen, sondern er darf um des Wohlklangs willen und zur Erleichterung des sofortigen Verständnisses in den dazu angehenen Fällen ungescheut zu **welcher** greifen.

Erst recht nicht zu tadeln ist der Gebrauch von **welcher** in Satzgefügen wie: 'Die durch zweimaliges **werden** bezeichnete zweite Zukunft, welche schwerfällige Form besser vermieden wird, kommt selten vor'. Hierfür wird überstreng gefordert: '... Zukunft, eine schwerfällige Form, welche...' Man soll sich das Schreiberleben durch derartige Einengungen nicht unnötig erschweren.

Manche tistelnde Sprachlehrer älterer Zeit haben verzweifelte Versuche gemacht, zwischen **welcher** und **der** einen Bedeutungsunterschied zu erküßeln, den das lebendige Sprachgefühl nicht kennt, und der durch keinen stetigen Gebrauch unsrer Schriftsteller unterstützt werden kann. Im Gegenteil, von der hier und da aus Schönheitsgründen empfohlenen Abwechslung zwischen **der** und **welcher** in demselben Satz muß dringend abgeraten werden. Der Leser, dem sie be-

gegnet, soll dazu gebracht werden, die feine Stillkunst des sorgsam unterscheidenden Schreibers zu bewundern; dies geschieht aber nicht, denn es gibt nichts zu bewundern, vielmehr gewahrt der Leser nur einen willkürlichen Wechsel zwischen zwei völlig gleichbedeutenden und für den Inhalt selbst bedeutungslosen Wörtern.

*

Ein ähnlicher Schmarozer wie derselbe ist das falsch gesetzte **solcher**, das sich schon seit ziemlich langer Zeit in die Stelle des persönlichen Fürworts oder andrer Redetheile eingedrängt hat. 'Ich habe einen herrlichen Garten und will dir solchen zeigen. — Ich habe dein Buch empfangen und solches sogleich mit dem größten Vergnügen gelesen. — Zu ihrem Hochzeitstage trafen Hunderte von Depeschen ein, darunter auch eine solche aus Südamerika. — Man entdeckt bei genauer Prüfung mancher Gedichte, daß solche einfach andern nachempfunden sind. — Unter meinen vielen Freunden befand sich auch ein solcher, der mir nicht nur riet, sondern auch half. — Gestern habe ich Tabak aus Kuba geraucht, heute einen solchen aus Schwedt.' Der Leser wird solche (!) Sätze selbst ohne weiteres in gutes Deutsch umwandeln.

Nichts einzuwenden ist gegen **solcher** in folgendem Satze: 'Die Schrift als solche geht uns hier nichts an, sondern nur in ihrem Zusammenhang mit der Aussprache.' Von den Berufsstadlern getadelt wurde auch diese nützliche und sprachgemäße Anwendung, die sich in den meisten neueren Sprachen findet. — Daß gegen 'solch guter Mann' nichts einzuwenden ist, so wenig wie gegen 'welch guter Mann', muß wohl eigens gesagt werden.

Selbst ist doppelstinnig: es ist außer dem Fürwort **selbiger**, **derselbe** ein Umstandswort in der Bedeutung **sogar**, und es gibt Fälle, wo bei Unachtsamkeit Doppeldeutigkeit entstehen kann: 'Er hat selbst diesen Unjug straflos hingehen lassen.' Die Redesprache unterscheidet leicht durch die verschiedene Tonverteilung, die Schrift bedarf andrer Unterscheidungsmitel. Man helfe sich durch **selber**, dem der Sinn **sogar** nicht innewohnt. Daß **selber** nicht so fein wie **selbst** sei, ist ein unhaltbarer Aberglaube.

Doppeldeutigkeit des Satzes kann auch durch Mangel an Vorsicht bei dem doppeldeutigen **sich** entstehen, das sowohl

sich selbst wie einander, gegenseitig bezeichnet. ,Die Liebe der Eltern und Kinder zu sich ist die Grundlage aller Gesittung' ist noch zur Not verständlich, man wird hier wohl sich als einander auffassen; aber hart und bei flüchtigerem Lesen halbdunkel bleibt solcher Satz. ,Die Römer und die Karthager haben sich viele Jahre lang bekämpft' wird richtig aufgefaßt werden; wie aber: ,Die Bewunderung dieser drei hochbegabten Geschwister für sich geht über alles Maß hinaus'? Hier ist sehr wohl die Bedeutung möglich: ,eines jeden für sich selbst'. In Schillers Versen: ,Wenn sich die Fürsten befehlen, Müssen die Diener sich morden und töten' ist der gewollte Sinn einander durch den Zusammenhang des Dramas gesichert. Einander (oder gegenseitig, wechselseitig) braucht nicht ohne Not zu stehen, darf aber in keinem Zweifelsfalle fehlen.

Man beachte: man kann sagen ,Wir haben einander so lieb, Wir wollen einander verzeihen'; aber jedes seine Ohr hört aus ,Sie waren einander würdig, Man wird bei so kurzer Begegnung einander nicht froh, Die Beiden spotten einander' einen ganz gemeinen Sprachfehler heraus. Also: ,Sie waren einer des andern würdig' oder in andrer Fügung.

Was bedeutet: ,Die Parteien waren sehr geneigt, sich eine Art Mitverantwortung beizumessen'? Doch nur: jede Partei sich selbst. Soll gemeint sein, eine Partei der andern, so muß es heißen: ,einander . . beizumessen'. Kein Lateinschreiber würde in solchem Falle sibi setzen; warum wohl schreibt mancher im Deutschen sich?

Aus den Schwankungen des Sprachgebrauches bei was und das in Bezugssätzen (Das Haus, das [oder was?] ich gesehen habe; Für alles, was [oder das?] du an mir getan, sage ich dir innigen Dank; Für das Gute, das [oder was?] du an mir getan . .) kann man durch eine feste Regel herauskommen, was (nicht das!) dringend zu empfehlen ist. Nach einem bestimmten einzelnen Sachwort sächlichen Geschlechts, einem echten Hauptwort wie: das Haus, das Buch, das Lied steht das: ,Das Lied, das (nicht was!) sie gesungen, Das Buch, das ich gelesen . .; Das Haus, das ich gesehen . .' Ebenso nicht: ,Das Mädchen, was . ., sondern das . . Nach einem unbestimmten Zahlwort, einem allgemeinen Sachwort, unechtem Hauptwort: (alles, vieles, Gutes, Schlechtes, Nützliches) kann ebenso wohl das wie was stehen:

„Alles, was (oder das, aber weniger bräuchlich) ich von euch gehört habe; das Unerhörte, das (oder was) mir widerfahren ist . . ; das Ärgste, das (oder was) er mir antun konnte . . “ Je weniger bestimmt hauptwörtlich, je allgemeiner das Wort ist, wozu der Bezugssatz gehört, desto mehr neigt sich der Gebrauch zu **was**: **vieles was, alles was, nichts was**; aber selbst in diesen Fällen ist **das** nicht unbedingt falsch.

Wird über den Gehalt eines vorausgehenden Satzes durch einen anknüpfenden Bezugssatz geurteilt (Er hat mich gestern lange besucht, was mich sehr freut; Goethe und Schiller haben viele Jahre hindurch in innigster Freundschaft miteinander gelebt, was für uns zu einem ewigen Gewinn geworden; Er hat sich eine zu große Schärfe und einen leidenschaftlichen Ton angewöhnt, was ihm bei vielen schadet), so steht nur **was**.

Abweichungen von diesen paar durchgreifenden Regeln kommen gelegentlich bei guten Schriftstellern, besonders älterer Zeit, vor, ändern aber nichts an der Geltung eines steten Gebrauchs, der als solcher durch die weit überwiegende Ausdrucksform der Besten anerkannt wird. Wir empfinden heute Freytags Satz: „Das Gut, was der Vater hinterlassen hat“ zum mindesten als eine arge Nachlässigkeit.

Zu **was** ist dieselbe Warnung zu erlassen wie zu andern Wortformen mit verschiedener Fallbedeutung (vgl. S. 91): man halte den 1. und den 4. Fall auseinander. „Was ich bin und was ich habe . .“, nicht: „Was ich bin und habe“, obwohl dergleichen in der mündlichen Rede durchgeht; das Auge urteilt anders als das Ohr.

Falsch sind: „Aus was besteht . .“, „Mit was beschäftigt du dich?“, „Von was spricht sie?“ Es muß heißen: woraus, womit, wovon. Selbst statt des richtigen „durch was“ steht besser **wodurch**, statt „an was“ besser **woran**. Dies gilt trotz vereinzelter Abweichungen bei guten Schriftstellern: „Zu was die Poffe? (Goethe), In was besteht der Zauber?“ (Hauff).

Gibt es ein erlaubtes Wort **worum**? Es ist schwer zu begreifen, wie ein so gutes und nütliches Wort nahezu aus dem Gebrauch verschwinden, wohl gar in den Geruch der Unzulässigkeit oder Unbildung kommen konnte. **Worum** steht ebenso für **um das** (**um was**) wie **worin** für **in was**, **worauf** für **auf was** usw. „Das Buch,

worum ich Sie gebeten . . ; Der Acker, worum man sich stritt; Worum handelt es sich? sind ebenso untadliges, ja sogar flüssigeres Deutsch als die aufgelösten Formen: um das, um den, um was. Nicht zu verwechseln natürlich mit dem Fragewort **warum?** = weshalb? ,Warum streiten sich die Leute? Es ist des Kaisers Bart, worum sie sich streiten. — Warum bitten Sie denn gerade mich? — Worum handelt es sich? — Die Summe, worum er ihn ersuchte . . ‘

Man hat getadelt: ,Was ist die Uhr?’ Alle Welt spricht so; aber alle Welt spricht falsch, nur ich spreche richtig — sagt der Sprachzuchtmeister. ,Was ist die Uhr?’ ist genau so richtig wie ,Wie viel ist die Uhr?’ und ,Wie viel Uhr ist es?’, nur mit dem Unterschiede, daß ,Was ist die Uhr?’ gebräuchlicher ist.

Was als Abkürzung von **etwas**: ,Ich weiß was ganz Neues, Er hat mir was vorgemacht, Ich will dir was sagen’ ist kein Fehler in der Umgangssprache, eine Nachlässigkeit in der höhern Schriftsprache.

Der Zweitfall von **was** heißt **wessen** (oder **wovon**), in der gehobenen Sprache nach dem Vorbilde alter fester Wendungen **wes**: ,Wes Geistes Kind, Wes das Herz voll ist . . ‘

Sind in ,Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen; Ich bin es satt; Ich bin es zufrieden; Er wird es nicht froh; Er will es nicht Wort haben; Er hat es keinen Hehl (Schiller); Da war ich’s erst gewiß (Goethe); Ich erinnere mich’s (Schiller); Wir haben es acht’ — sind alle diese vierten Fälle von **es** nicht grundfalsch? Sie sind nicht falsch, sondern bestes Deutsch: **es** ist nämlich in solchen Fügungen gar kein vierter Fall, sondern ein noch erhaltener alter zweiter (im Mittelhochdeutschen **es**), und wir sollten alle solche markige Ausdrücke liebevoll bewahren. Hieraus folgt natürlich nicht, daß wir schreiben dürfen: ,Ich bin den Vertrag zufrieden, Ich bin das Lesen überdrüssig.’ — Auch ,Dem ist nicht so’ ist nicht falsch, sondern eine gute alte, schon mittelhochdeutsche Ausdrucksform.

Die sprachgeschichtlich begründete Beugung von jemand (und niemand) ist: **jemand, jemand, jemand, jemand**; beide sind Zusammensetzungen mit **Mann**. Im Mittelhochdeutschen wurde diese Entstehung noch deutlich gefühlt, also lautete der dritte Fall (nach **man** = **Mann**): **iemanne, niemanne**, der vierte: **ieman, nieman**. Dieser Zusammen-

hang ging späteren Geschlechtern allmählich verloren und ist heute wohl den Sprachforschern bekannt, dem Sprachgefühl des Ungelehrten nicht mehr bewußt. Die aus dieser Entwicklung erklärbare Beugung **jemand** (**niemand**), **jemand's**, **jemandem**, **jemanden**, die sich auch bei unsern Klassikern findet und heute zu überwiegen beginnt, ist daher nicht falsch zu nennen; sie geht namentlich im dritten Fall (**jemandem**, **niemandem**) aus dem gewiß nicht tadelnswerten Streben hervor, das Beugungsverhältnis klarer zu bezeichnen.

Wie lautet die Beugung des unbestimmten Fürwortes **man**? Es gibt keine, aber es gibt gute Ersatzwörter; die besten sind die Beugeformen von **einer**, **eines**, **einem**, **einen**. 'Wenn man die Gesundheit eingebüßt, so freut einen nichts mehr. — Was man nicht besitzt, kann einem nicht gestohlen werden. — Man muß sich nicht danach (ebenso gut: darnach) richten, was einem das Bequemste ist.' Auch die vielfach bemängelten **uns**, **unser** können mit einiger Vorsicht zur Fortführung von Sätzen mit **man** verwendet werden; Lessings 'Man kann noch so wortreich sein, gewisse Leute werden uns nicht verstehen' ist einwandfrei, und einen Satz wie 'Fragt man sich, was von uns in dieser Hinsicht verlangt wird, so . . .' kann man nicht hart oder dunkel nennen. Hart wird dieser Gebrauch nur da, wo ohne Not zu dem mehrheitlichen **uns**, **unser** gegriffen wird, wo ihm also ein **wir** im leitenden Satz entsprechen müßte. In Lessings Sätze steht mit gutem Grunde **man**, weil die Unbestimmtheit des Personenkreises beabsichtigt war, Lessing nicht gleich von sich sprechen wollte; es ist eine Feinheit, daß er erst im zweiten Gliede mit **uns**, also mit sich selbst, kommt.

Darohne — schlechter **daohne** — ist eine erlaubte, ja gute Form statt **ohne das**, nun gar statt **ohne dasselbe**; es kommt auch in der festen Wendung 'es ist nicht darohne' vor und bedeutet dann: . . nicht ohne Grund, für nichts und wider nichts, also wie die Redensart 'Das ist nicht ohne' in der gemüthlichen Umgangssprache (vgl. S. 11).

In der alten erhabenen Sprache steht **so** im Bezugsätze statt **was** oder **der die das**: 'Segnet die, so euch verfluchen'. Wer dies nachahmen will, bedenke wohl: Eines schickt sich nicht für alle, und prüfe sich samt dem, was er zu sagen vorhat. In besondern Fällen ist es noch heute zulässig, weil wirksam. — Dasselbe gilt von **so** in der Bedeutung **wenn**.

Mit der Bemerkung ‚Kanzleiwort‘, wie oft geschehen, ist **derjenige** nicht abgetan, wenigstens nicht in der Schriftsprache. Es ist schleppend, es ist nicht unbedingt nötig, denn **der** (betont, also gedehnt) genügt. Dies trifft aber nur für die Redesprache zu, wo man jede scharfe Hervorhebung eines Wortes auf die einfachste Weise bewirken kann: durch die wandlungsfähige menschliche Stimme. Will man dem Leser ein einzelnes Wort besonders ans Herz legen, so versagt die geschriebene Sprache zuweilen selbst da, wo man durch kluge Wortstellung hervorhebt oder dämpft. Es bleibt einem (oder: uns!) in solchen Fällen nichts übrig, als im Druck zu sperren, und es gibt viele Schreiber, grade die besten, die zu diesem Mittel aus Schönheitsgründen nur höchst ungern greifen (vgl. S. 327). Für diejenigen (!), die die Sperrung vermeiden wollen, ist **derjenige** ein nicht zu verschmähendes Mittel, wenngleich nicht das einzige. Allerdings zieht der Sprachmeisterer, welcher (!) **derjenige** grundsätzlich verwirft, die die die vor, also hätte ich soeben schreiben sollen: ‚Für die, die die Sperrung . . .‘ So schreibe ich nicht, und so zu schreiben empfehle ich nicht (vgl. S. 143). — Kein gutes Ersatzwort, vielmehr ein ganz schlechtes, ist das österreichische **jener**: ‚Jene Abnehmer, welche die Zeitung zweimal zugestellt wünschen . . .‘ (vgl. S. 69). Dieses durchaus verkehrte **jener** wird in Österreich sogar oft für tonloses **der** (die das) gebraucht: ‚Die Formenlehre des Englischen ist einfacher als jene (die) des Deutschen.‘ Wie mag sich wohl erklären, daß die österreichischen Schriftsteller diese Unart, die ihnen in jeder deutschen Sprachlehre vorgehalten wird, durchaus nicht ablegen wollen? Sie stützt sich auf keine Erscheinung der ältern Sprache, auf keinen deutschen Dichter von Namen, auch nicht auf Venau oder Grillparzer. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist sie eine Franzoserei: falschübersetztes *celui, ceux*.

Es ist zwar mehr eine Stil- als eine Formfrage, soll aber schon hier berührt werden: Faust durfte sagen ‚Habe nun, ach! Philosophie . . .‘, und Dichter dürfen nach Belieben **ich**, ja selbst alle persönlichen Fürwörter im 1. Fall weglassen; der gewöhnliche Schreiber hüte sich vor dieser Nachlässigkeit, die auf jeden Menschen von Geschmack abstoßend wirkt (vgl. S. 353).

‚Dem sein Vater‘ — nur in der Volkssprache, nicht in der guten Umgangs-, geschweige Schriftsprache. Goethe durfte

sich erlauben: ‚dem König seine Braut‘; wir dürfen es nicht. Ähnlich steht bei Goethe: ‚Des Teufels sein Gepäck‘; bei Lessing: ‚der Alten ihre Denkungsart‘; bei Mörike in einem absichtlich volksliedartigen Gedicht (Storchenvotenschaft): ‚Des Schäfers sein Haus und das steht auf zwei Rad.‘

Das beugungslose **anders** in **wem anders** ist ebenso richtig wie in **wer anders**; mit **niemand anders** so gut wie **niemand anders**. Allerdings darf es auch heißen: **für niemand andern**. **Anders** ist Umstandswort (aus einem Zweitfall) und bedeutet sonst. Beide Ausdrucksformen stehen gleichberechtigt nebeneinander: **niemand (jemand) anderer** und **niemand anders**; dagegen nicht: **wem anderm, wen andern**, sondern besser: **wem (wen) anders**.

*

Die richtige Beugung der Fürwörter **wir**, **ihr** lautet: **wir**, **unser**, **uns**, **uns**; **ihr**, **euer**, **euch**, **euch**; nicht **wir**, **unsrer**; **ihr**, **eurer**. ‚Herr, erbarme dich unser‘ (nicht: **unsrer**); ‚Der Herr wird euer (nicht **eurer**!) gedenken‘; dagegen: ‚Gedenke nicht unsrer Missethat!‘ Aus sprachgeschichtlichen wie aus Nützlichkeitsgründen sollten gute Schreiber diese Unterscheidung unverbrüchlich bewahren: wo die Sprache mit so einfachem und sicherem Mittel das persönliche und das besitzende Fürwort auseinander hält, darf die Nachlässigkeit sie nicht vermengen. Man unterlasse die zwecklose Verufung auf mühsam herausgeklaupte Ausnahmestellen bei den Klassikern: ‚Oh dann bedarf es unserer nicht mehr‘ (der sterbende Attinghausen im Zell, wohl des Vermaßes wegen); ‚eurer hätt ich wahrlich nicht verfehlt‘ (gleichfalls im Zell); ‚... eurer wert zu sein‘ (Goethe). Nicht der Sprachgebrauch der großen Schriftsteller in vereinzelt Ausnahmen ist für uns Maßgaben maßgebend, sondern nur das, was sie durch regelmäßigen Gebrauch als Regel der Sprache für sich anerkannt haben, und auch das nur, soweit die Sprache selbst ihren regelmäßigen Gebrauch seitdem nicht gewandelt hat. Die Neigung zum völligen Aufgeben der Zweitfälle **unser**, **euer** wird immer größer; man widerstehe ihr, jeder für sich, aus der Überzeugung, daß es schade wäre, eine Form untergehen zu lassen, die kernig wirkt und scharf unterscheidet. ‚Wie liebevoll hat sich mein Vater euer und eurer Eltern angenommen!‘ — soll es hier unterschiedlos **eurer** heißen?

Wer durchaus unsere unseres unseren schreiben will, obwohl er es ebensowenig spricht wie sonst ein Mensch, dem ist nicht zu raten. Die gesprochenen Formen lauten: **unsre unsern eure euern**. Nebeneinander kommen **unsres unsers, eures euers** vor; ich schreibe stets **unsers**, aber **eures**, enthalte mich jedoch, dies Andern (nicht: Andren!) als das allein Richtige vorzuschreiben.

„**Euer** Excellenz“ ist eine selbst im Kanzleistil nicht zu duldbende Unform; es heißt „**Eure** (Eurer) Excellenz“, gleichwie „**Eure** (Eurer) Majestät“.

Mit Entschiedenheit aber wollen wir alle entgentreten der Entartung der Zweitsfälle **deren, dessen** unter den Federn mancher Schreiber zu **derem, dessem**. Solche Formen gibt es nicht und soll es nicht geben; bei ihnen beginnt die Verwilderung unsrer Sprache, und der gegenüber ist für Milde kein Platz.

Bei Keller, und bei wem nicht noch, steht: „Du bist **mein**!“, und es haben sich Tadler gefunden. Gar nichts gibt es zu tadeln, diese Form ist bestes Deutsch.

Was bedeutet: „Er hat seinen Sohn und seine Frau von der Bahn abgeholt?“ Ich weiß es nicht genau, und niemand kann es genau wissen, denn bei der herrschenden Vermengung von **sein** und **dessen** kann es sowohl die Frau des abholenden Vaters wie des abgeholtten Sohnes sein. Wenn die seines Sohnes, so muß es heißen: „und **dessen** Frau“. Dergleichen gehört eigentlich in eine Sprachlehre für Anfänger; aber wie viele Zweifel herrschen in Deutschland über ganz feststehende Regeln der Sprachlehre! Wer auf die Mehrdeutigkeit von **sein** je nach der Stellung im Satz aufmerksam geworden, dessen Sprachgefühl wird ihn schon zum Richtigen führen; nur nachdenken muß er bei solchen Wörtern, deren Gefährlichkeit er kennt, und diese Kenntniß will mein Buch verbreiten helfen. — Dagegen: „Friederike Müller, (einel) Tochter des Baumeisters Schulze und **dessen** Gemalin.“ ist falsch, es muß heißen: „. . und **seiner** Gemalin“; denn in „**dessen** Gemalin“ ist „Gemalin“ beugungslos, obgleich die Beugung notwendig und wohl auch meist beabsichtigt ist.

Wie steht es mit **deren** und **derer**? Bei vielen Schreibern wuseln sie wahllos durcheinander: „. . Männer, **derer** (richtig: **deren**) das Volk nicht würdig ist“; — „Wir wollen **deren** (richtig: **derer**) gedenken, die fürs Vaterland gefallen sind“.

Die Unterscheidung ist ganz einfach: es gibt das hinweisende Fürwort **der, die, das** (Mehrzahl: **die**), die kürzeste Ersatzform für **derjenige**; und es gibt das bezügliche Fürwort **der, die, das** statt **welcher**. Der Zweitfall des hinweisenden Fürworts heißt **derer**, des bezüglichen: **deren**. Also: **die Völker, deren Führer ihnen voranschreiten . .**; **Das Geschlecht derer von Bismarck**; **Die Gelder, deren wir so dringend bedürfen . .**; **Vergessen wir aller derer nicht, die als unsre Vorkämpfer . .** Für die Einzahl steht am besten weder **derer** noch **deren**; sondern **der**: **Die Ursache, wegen der er sich das Leben genommen . .**, **Die Frau, der er so liebevoll gedachte**. Es kommt aber jetzt zunehmend **deren**, nicht **derer**, auch für Einzahlen vor in Fügungen wie **die Mutter und deren Tochter**, wofür besser steht: **. . und ihre Tochter**.

Wie schon beim Geschlechtswort vor der fehlerhaften gleichzeitigen Anwendung gleicher Formen in verschiedenen Fällen und Bedeutungen (**die Mutter und Schwestern**) gewarnt werden mußte (vgl. S. 91), so hier vor der Vermischung gleicher Fürwortformen für ganz verschiedene Fügungen. **Die Gesellschaft seiner Mutter und Schwestern** ist für ein feines, ja schon für ein richtiges Sprachgefühl unerträglich; um wie viel mehr Fügungen wie: **Er hat uns nie gefallen, also auch nie enttäuscht**, wo unbedingt ein zweites **uns** vor **also** stehen muß. — Feines berücktigter Anfang: **Die Stadt Göttingen, berühmt durch ihre Würste und Universität** ist wahrscheinlich ein zu drolliger Wirkung beabsichtigter Scherz.

Dies oder dieses? Dies oder dieses Haus? Ist nicht **dieses**, weil vollständiger, auch **feiner**? Es gibt im Deutschen so viel ernste Zweifelsfragen, daß man sich mit Läppereien nicht aufhalten mag, und **dies** oder **dieses** ist eine.

Das Zahlwort

Zur Schriftform ist hier zu wiederholen: wir sprechen **sechszehn**, **sechzig** und haben auch so zu schreiben. — Niemand, außer den Fernsprechbeamtinnen, spricht **siebenzig**, also dürfen wir nicht so schreiben, vielmehr **siebzig**. — Es heißt in gutem Deutsch nicht **der Siebte**, sondern **der Siebente**.

In manchen Sprachbüchern stehen Warnungen vor der Aussprache **funfzehn**, **funfzig**. Wer im glücklichen Besitz einer Reichsbanknote von 50 Mark ist, sehe sich einmal an, wie die Zahl in Buchstaben geschrieben steht! Was auf Millionen so wertvoller Urkunden steht, wird nicht falsch sein. Es ist auch nicht falsch, denn in Deutschland wird weit häufiger **funfzig** als **fünfzig** gesprochen, und — man kann es nicht oft genug sagen — Sprache kommt von Sprechen, nicht von Schreiben. Nach meinen Wahrnehmungen sprechen die meisten Deutschen auch **funfzehn**, wenn nicht gar **fumfzehn**; ein Zwang, **fünfzehn** zu schreiben, besteht auf keinen Fall.

Es ist ebenso richtig: ‚in **zweieinhalb** Stunden‘ wie: ‚in **zwei und einer halben** Stunde‘. — Da es wirklich Menschen gibt, die **anderthalb** für nicht ganz fein halten, so sei hier versichert, daß es genau ebenso fein ist wie **eineinhalb**.

Zwei und **drei** können im Zweifelsfall der Mehrzahl gebeugt werden: ‚die Gegenwart **zwei** oder **zweier** (**drei** oder **dreier**) bedeutender Männer‘. Bei den höheren Zahlen ist die Beugung ungebräuchlich, und man muß zu einer Fügung mit **von** greifen: ‚in Gesellschaft von **sechs** Freunden‘.

Wendungen wie **Stücker zehn** sind nicht falsch, aber nicht für fein gehaltenes Schriftdeutsch.

Man merke: **hundert und eine** Stimme, **tausend und eine** Nacht; aber **hundert und zwei** Stimmen, denn die Endzahl ist maßgebend. Daher: **Er wurde mit hundert und einer** Stimme gewählt.

Schon seit einem reichlichen Jahrhundert gilt **zwei** für die drei Geschlechter. Schriftsteller, die einmal die Glocken haben

läuten hören von **zween**, **zwo** und hiermit gelegentlich altertümeln wollen, seien bedeutet, daß **zween** nur bei männlichen, **zwo** bei weiblichen Wörtern stand. Die sächliche Form **zwei** hat die beiden andern völlig verdrängt.

Daß **dreidoppelt**, **vierdoppelt** sinnwidrig, also in der Schriftsprache unzulässig sind, begreift jeder, den man einmal darauf hingewiesen.

Daß **einzig** keine Steigerung duldet, also nicht etwa: die **einzigste** Ausnahme, wurde schon erwähnt (S. 185).

Hier und da bin ich Warnungen vor dem einfachen **mehre** statt **mehrere** begegnet. Ich lehre mich nicht daran, sondern schreibe regelmäßig: **mehre** Menschen, **mehrer** Menschen. Ich bin überzeugt, daß die, übrigens flüchtige und verschleifende, Aussprache **mehrere**, **mehrerer** nicht als eine innere Notwendigkeit empfunden, sondern nur der pedantischen Schriftform nachgesprochen wird. **Mehrere** wird jetzt oft durch **mehrererere** verulst, — ein sicherer Beweis, daß die Sinnlosigkeit dieser Steigerungsform erkannt wird. Übrigens kann ich mich für die gekürzte Form auf mehre Beispiele bei Lessing, Goethe, Schiller berufen. **Mehrere** kommt in den ältern Zeiten unsrer Sprache überhaupt nicht vor.

Die unbestimmten Zahlwörter **ein paar**, **ein wenig**, **ein bißchen** bleiben unbeugbar: ‚Mit ein paar Groschen reichte er einen ganzen Tag. — Alles hängt von ein wenig Geduld ab. — Aus ein paar angenommenen Worterklärungen, mit ein paar gereimten Reilen, mit ein paar Worten (Lessing). — Nur mit ein bißchen Freude‘ (C. F. Meyer). **Ein bißchen** findet sich allerdings zuweilen mit gebeugtem Drittfall: **mit einem bißchen**, weil der eigentliche Sinn noch lebendig ist. In der Bedeutung **flin**, **gering** kann **wenig** wie ein Beiwort gebeugt werden: ‚in **weniger** Zeit, als nötig war‘.

Es kann nicht schaden, wenn hier die Warnung der Sprachlehre wiederholt wird, **ein paar** Groschen und **ein Paar** Stiefel sprachlich und schriftlich zu unterscheiden: ‚Mit ein paar Groschen kommt man nicht so weit wie mit einem Paar Stiefel‘.

‚Der Kuchen wird **alle**‘ — darf man so sagen? Sagen wohl, aber nur in der Umgangssprache und zur Not in einer Alltagsrede; nicht in einem gehobenen Vortrag, noch weniger in der feineren Schriftsprache.

Viel schwankt zwischen Beugung und Nichtbeugung; die

ungebeugten Formen überwiegen: ‚viel Geld, mit viel Geld‘, allerdings auch ‚mit vielem Geld‘. In der Mehrzahl stehen nebeneinander: wieviel Menschen und wieviele Menschen. In Zusammensetzungen mit hauptwörtlichen Beiwörtern sind gleichberechtigt: viel Schönes und vieles Schöne; ebenso: mit viel Schöнем, mit vielem Schönen. Goethes Fügung: ‚Mit wenig Wiß und viel Behagen‘ ist noch heute gutes Deutsch.

‚Aller Wein, aller gute Wein; mancher große Dichter‘; aber bei mehr als einem nicht schlechten Schreiber stößt man auf ‚mancher großer Dichter‘ und muß vergleichen mit Rücksicht auf das immerwährende Schwanken zwischen starker und schwacher Beugung der Beiwörter hinnehmen.

*

Unter den Ordnungszahlen macht der Dritte recht unliebsam von sich reden: wir hören immer von ihm, bekommen ihn aber nie zu sehen. Dieser Dritte ist in Wahrheit nur ein Zweiter oder ein beliebiger Anderer, und man sollte endlich aufhören, völlig sinnlos zu schreiben: ‚Jeder darf mit seinem Grundstück machen, was er will, sofern er nicht die Rechte Dritter verletzt.‘ Darf er etwa die Rechte eines Zweiten ungestraft verletzen? Dieser nichtvorhandene Dritte steht auch mehr als einmal im Bürgerlichen Gesetzbuch, z. B. im § 839: ‚Verlezt ein Beamter vorsätzlich oder fahrlässig die ihm einem Dritten (Andern) gegenüber obliegende Amtspflicht, so hat er dem Dritten (ihm!) den daraus entstehenden Schaden zu ersetzen.‘ — Der siebte ist mundartlich.

Der Hundertste oder der Hunderte? Auch die zweite Form ist gut belegt und muß gelten. — Wie ist der 101. auszusprechen? Unbedingt der Hunderterste, nicht der Hunderteinte.

Der achtzigste Geburtstag ist nicht der achtzigjährige Geburtstag; dagegen darf man fehlerlos von einer hundertjährigen Gedenkfeier gleichwie von einer funfzigjährigen Tätigkeit sprechen (vgl. S. 120). Das Bedenken, daß die Gedenkfeier doch nicht 100 Jahre lang dauere, ist Kleinigkeitskrämerei, über die sich der gute Sprachgebrauch längst hinweggesetzt hat.

Es heißt richtiger der wievielte als der wievielfte.

Einige Ähnlichkeit mit dem unmöglichen Dritten haben die Ersteren und die Letzteren, also Steigerungsformen

der höchsten Steigerung. Sie haben beide keine sprachliche Berechtigung, dienen keinem wirklichen Bedürfnis. **Erster** und **Letzter** genügen zum klaren Verständniß vollauf. Väterlich wirkt **der Letztere**, wenn es sich gar nicht um die Wahl zwischen Zweien handelt, so z. B. wenn Ebers einmal schreibt: „Kanthe näherte sich dem Kranken. Dieser **letzte**.“ Der Leser begreift, daß in solchen Sätzen **letztere** ganz überflüssig ist. In den meisten Fällen genügt die Unterscheidung mit **dieser** und **jener**. Es gibt Schreiber, die kaum je von diesen nützlichen Fürwörtern Gebrauch machen, sondern nur **ersterer** und **letzterer** kennen. — Ebenso überflüssig und schlecht zugleich ist **welcher letztere** oder **welch letzterer**.

Die höchste Steigerungsform von **viel** heißt heute **meist**, also **die meisten**; Lessing schrieb noch **die mehresten**, und im Volke wird heute zuweilen **das mehrste** gesprochen; die Schriftsprache lehnt das ab.

Endlich sei eine störende Breitspurigkeit in dem Zahlenwesen bei Preisangaben gerügt. Wenn ein halbes Pfund Hasergrübe 18 Pf. kostet, so soll man dies sagen und nicht 0,18 M. oder M. 0,18 schreiben, und wenn irgend etwas eine Mark kostet, so hat das auszusehen: 1 Mark, aber nicht 1,00 Mark oder Mark 1,00.

Ziffern sollten nur geschrieben werden, wo gerechnet oder eine Zeitangabe gemacht wird: „Er hat 17 Kühe für 5000 Mark verkauft“; aber nur: „Er hat zwei Brüder und drei Schwestern. Er kam am 17. November um 4 (oder vier) Uhr zu uns.“ Ein Satz wie: „Ihr Herz blutete aus 1000 Wunden“ wirkt drollig, denn diese Wunden sind doch nicht genau gezählt. — Über römische oder arabische Ziffern vgl. S. 89.

Das Umstandswort

Voran stehe die meistumstrittene Frage nach der Berechtigung des Gebrauchs von Zusammensetzungen mit **..weise**, als Beiwörtern. Darf man schreiben: ein **teilweiser Ersatz**, das **schrittweise Zurückgehen**, der **glasweise Ausschank**, der **stückweise Verkauf**, der **stufenweise Fortschritt**, die **zwangswise Vorführung** des Angeklagten? Durfte Lessing schreiben: die **stückweise Schilderung**, Goethe: die **stufenweise Ausbildung**, Schiller: **wechselweiser Übergang**, Molke: ein **angriffsweises Vorgehen**, Bismarck: die **teilweise Vernichtung eines Werkes**? Die Frage selbst ist nicht so wichtig wie die aus ihr folgenden Grundsätze für die wahrhaft sprachwissenschaftliche Beurteilung der meisten Schwankungen und Zweifel, die der stete Wechsel in jeder lebenden Sprache mit sich bringt.

Die Sprachgeschichte lehnt das heutige Beiwort auf **..weise** ab, denn es sei nicht sehr alt; die Sprachlehre verwirft es, denn eine Beiwortendung **..weise** gebe es nicht; sämtliche Buchmeister der Sprache belegen es mit mehr oder minder grober Schelte. Aber auch ein so einsichtsvoller Sprachkenner wie Gildemeister erklärte, das Beiwort auf **..weise** mache ihm Ohrenschmerz (den ihm die übelsten Welschwörter nicht bereiteten!), und Treitschke nannte es „ein Zeichen gänzlicher Verrohung unseres Sprachgefühls“. Dies von einem Gebrauch, der sich fast bei jedem unsrer besten Schreiber findet!

An wenigen sogenannten Fehlern können wir so deutlich den rastlosen Kampf zwischen einer an sich nicht schlechten Regel und dem mächtigen Sprachgebrauch beobachten wie an diesem. Wessen Aufmerksamkeit einmal für die Unstimmigkeit eines Beiworts mit Umstandsendung geschärft worden, der wird den Gebrauch selbst dann lieber vermeiden, wo er ihm recht bequem wäre, und wird eine andre, einwandfreie

Ausdrucksform suchen und leicht finden. Daß keine Notwendigkeit zur **teilweisen Benutzung, stückweisen Beseitigung** zwingt, leuchtet dem Leser ein, und er wird gute andre Wendungen ohne weiteres dafür einsetzen können, z. B. für den **glasweisen Ausschank**: den Ausschank in Gläsern, für die **teilweise Benutzung**: die Benutzung von **Teilen** oder eine zeitwörtliche Wendung: Er hat **teilweise** . . benutzt. Was hindert einen besinnlichen Schreiber, statt **Der teilweise Erfolg des Planes** . . zu sagen: **Der Plan, der teilweise (zum Teil) Erfolg hatte** . . ? Aber leugnen läßt sich nicht, daß die **Beiwörter auf . . weise** bequemer sind und sich ungesucht darbieten. Bei **teilweise** kann man sagen: hätte nicht das allzu bequeme Welschwort partiell die Bildung oder Anwendung von . . **teilig** zur rechten Zeit verhindert; wäre der deutsche Sprachtrieb nicht überhaupt in unzähligen Fällen gelähmt, unterdrückt worden durch die sich einschleichenden und vordrängenden fremden **Umwörter** (z. B. **graduell, fragmentarisch, individuell, speziell**), so hätte er **gradig, stufig, stücklich** usw. gebildet, und man brauchte nicht die umständliche und verschwommene Umschreibung mit . . **weise**. Andre Sprachen besitzen für alle diese Begriffe selbständige echte **Beiwörter**; der Franzose z. B. hat nie das Bedürfnis gefühlt, sich erst aus **Umstandswörtern** auf . . **ment** die entsprechenden **Beiwörter** zu schaffen, also etwa zu schreiben: Une rénovation partiellemente.

Gar so ungeheuerlich ist der Vorgang im Deutschen nicht: auch **behende, vorhanden, einzeln, zufrieden, gänzlich, anderweit, fern, nahe, selten, öfter, ungefähr** waren ursprünglich nur **Umstandswörter** und sind daneben zu **Beiwörtern** geworden. Gegen das Aufsteigen jedes dieser Wörter in eine höhere Klasse hätte also ein Sprachzuchtmeister seiner Zeit empörten Einspruch erheben können. Wir sehen das starke Bedürfnis zu solcher Umbildung noch in unsern Tagen an mancherlei **umstandswörtlichen Ausdrücken**: in Norddeutschland spricht der Volksmund von einer **zunen** (zuenen) Droschke, einer **durchen** Gurke (Räse), und sehr gebildete und gut schreibende Männer haben es z. B. mit **schlechthinnig** versucht, D. Fr. Strauß nach dem Vorgange Schleiermachers. Auch **vorherig** von **vorher** ist nicht sehr alt und wird nicht mehr getabelt. Dasselbe gilt von **sosfortig, dortig, obig** (vgl. S. 191).

Wie also wählen wir unsern Dornenweg zwischen Falsch und Richtig in diesem Falle? Wie in so manchem andern: Man schelte keinen, der sich auf die großen Vorbilder berufend ‚eine teilweise Erneuerung‘ schreibt; schnauze nicht gleich mit ‚höchst beleidigend‘ um sich, denn also tun nur die selbstgerechten makellosen Sprachbüttel; sondern nehme sich vor: so will ich selber niemals schreiben. Das genügt, denn am Ende sind wir doch nicht alle zum Nichten berufen, vielmehr — Ein Jeder fege vor seiner Tür Und rein ist gleich das Stadtquartier. Ich habe nie Wörter auf .. weise beiwörtlich gebraucht, weil ich in jungen Jahren zurechtgewiesen wurde, und werde mich freuen, wenn meine Leser ebenso verfahren. Noch ist es nicht unmöglich, dieser Schreibweise Einhalt zu tun; ja mir scheint, sie ist im letzten Menschenalter feltner geworden. Sollte sie sich aber trotz allen Widerständen siegreich erweisen, so wäre das Unglück nicht größer als bei zufrieden usw.: aus einem bösen Fehler wäre dann eine nicht mehr angezeifelte Richtigkeit geworden.

Mit beziehungsweise wollte man das Ranzleiwort respective verdeutschten; leider ist aus dem Fünfsilber ein Bucherschwamm geworden wie aus Derselbe. Es gibt Schreiber, besonders in Amtstuben, die es regelmäßig für oder setzen: Herren bezw. Damen bezahlen 5 bezw. 3 M. Eintrittsgeld. Meist genügen: oder, und. — Ebenso schlimm steht es mit diesbezüglich, das als Umstands- und Beiwort gebraucht wird. Beide Wörter sollten ganz verschwinden.

Gegen naturgemäß statt natürlich wettert ein Sprachmeister. Gewiß bedeutete naturgemäß ursprünglich nicht dasselbe wie das landläufige natürlich (selbstverständlich); es hat sich aber mit der Zeit so eingebürgert, daß es aus der Umgangssprache schwer hinauszubringen ist. Geschrieben sollte es nur im eigentlichen Sinne: der Natur gemäß, werden.

*

In Süddeutschland wird selbst von Ungebildeten kaum je ein Fehler begangen, der in Norddeutschland mehr und mehr zur Regel wird: die Verwechslung von her und hin, oder vielmehr die Ersetzung von hin durch her, denn dies ist jetzt der beinahe herrschende nord- und mitteldeutsche Sprachgebrauch. Man kann scharf trennend gradezu sagen: der Süddeutsche ruft: ‚naus! der Norddeutsche: ‚raus!

Die vernünftige Regel lautet sehr einfach: **hin** bezeichnet die Richtung von mir hinweg, **her** die Richtung zu mir her. Nichts ist leichter zu unterscheiden; also: „Wir sehen mit Staunen auf den Wilden hinab (bei dem Schreiber dieses Satzes steht: herab), der an unsern Mauern tobt. — Komm zu mir heraus! — Ich werde zu dir hinauseilen. — Wie es in den Wald hineinschallt, so schallt es wieder heraus. — Da stand es gut um unser Haus: Nur viel herein und nichts hinaus“ (Goethe). — Ein Lustschiffer muß sagen: „Mein Flugzeug fiel zur Erde hinab“; der untenstehende Zuschauer: „Das Flugzeug fiel zur Erde herab.“ — Der Deutsche mußte sagen: „Der König von England reiste zu uns herüber“; der Engländer: „Unser König reiste nach Deutschland hinüber.“ — Man geht von oben die Treppe hinab; er steigt von unten die Treppe zu mir herauf. — Komm hierher! (zu mir). — Ich werde zu dir hinkommen. — Bauch hinein! Brust heraus! müßte ein sprachgebildeter Unteroffizier befehlen. Es ist falsch zu sagen: „Hier geht er hin, dort geht er hin“ — ein **hierhin** gibt es strenggenommen überhaupt nicht. Die richtige Form für den „Reinfall“ müßte lauten: Er ist hineingefallen.

Gleich dieses letzte Beispiel zeigt, daß die klare Regel selbst im Sprachgebrauch der Gebildeten nicht streng befolgt wird. Reinfall und (he)reinfallen sind schon mindestens erlaubte Umgangs-, ja leidliche Schriftsprache geworden, mag auch der Sprachfittenrichter schmälen: „gemeine Redensart“. Sie ist zur Zeit noch nicht grade fein; aber gemein —? Dabei muß der Gestrengste zugeben, daß es eine Reihe von Fällen gibt, in denen die Vertauschung von **hin** mit **her** weder gemein noch fehlerhaft ist: man ist herablassend, läßt sich zu jemand herab (nicht hinab); Er ist sehr von oben herab; Der Mann ist arg heruntergekommen (doch nicht zu mir her, sondern irgendwo anders hin als vorher); Der Verfasser hat sich selbst herabgewürdigt; Der Ladenpreis des Buches wird herabgesetzt. In der besten Heeresprache macht man sich an den Feind heran (nicht: hinan), und überall macht man sich an eine Sache heran (nicht hinan); es gibt nur den Herausgeber, keinen Hinausgeber eines Buches, wie man auch auf eine Banknote nichts hinaus-, sondern nur herausgibt.

Indessen durch solche Ausnahmen in festen Wendungen wird die Notwendigkeit, im guten Deutsch streng zwischen

hin und her zu unterscheiden, nicht aufgehoben, und wenn Hofmannsthal seine eingesperrte Elektra sagen läßt: „Ich will heraus!“ so beweist das ein Nachlassen sprachlicher Achtsamkeit. Mancher Satz gestattet allerdings eine entschuldbare Doppelauffassung. Es ist nicht unbedingt falsch: „Goethe ragte bis tief in unser Jahrhundert hinein“: denn der Schreiber kann sich selbst hinwegdenken, sich in Goethes Stellung versetzen und die Richtung nur von ihm aus nehmen.

*

Ein ähnlicher Richtungsunterschied waltet zwischen fort und weg. Auch hier beginnt das eine Wort — fort — das andre zu verdrängen und das klare Verhältnis zu trüben. Fort (Fortschritt!) bedeutet vorwärts, voran; weg ist das kürzere hinweg. Eine Sache kommt (rückt) fort bedeutet: sie kommt vorwärts; aber nicht, wie oft im Munde Ungebildeter: sie geht verloren. „Diese Ausgabe fällt künftig fort“ ist falsch, sie kann nur wegfallen. Man wirft ein Buch nicht fort, sondern weg. Im Bürgerlichen Gesetzbuch steht richtig: Der Grund fällt weg, die Wegnahme. Eine Arbeit schreitet fort, das Schiff sackt weg. Ein sehr einleuchtendes Beispiel verdanken wir Wustmann: „Der große Hund hat dem kleinen alles weggesoffen“; ein bekannter § 11 lautet: „Es wird fortgesoffen!“ — Hier liegt einer der sehr seltenen Fälle vor, wo kein Fehler begangen werden sollte, weil es keinen Zweifel und für den guten Sprachgebrauch kein Schwanke gibt. Um so erstaunlicher ist es, daß ein Sprachgelehrter und -Lehrer wie Sanders einen ganzen Abschnitt überschreibt: „Fortfall eines tonlosen e“ und sich, noch erstaunlicher, beruft auf das Beispiel von „Fortbildung“! Der Leser wird die Unhaltbarkeit dieser Berufung und die Unmöglichkeit eines Wortes **Fortfall** selbst einsehen.

Vielleicht kein Sprachgebrauch des Alltags scheidet Nord- und Süddeutschland so scharf wie: Es schmeckt schön (Nord), Es schmeckt gut (Süd). Darf man das Schönschmecken einen Fehler nennen? Wenn irgendetwas, dann ist dies — Geschmacksache: gibt es nicht manche gute Dinge, die ebensowohl schön wie gut schmecken?

*

Was will der Satz: „Städtische Betriebsverwaltungen erzielen in Großstädten wie Berlin selten hohe Überschüsse“

besagen? Wer ihn in einer Zeitung liest und an sich zu verstehen sucht, muß zuerst untersuchen, ob er einen Schreiber mit gutem oder mit mittelmäßigem Deutsch vor sich hat. Im ersten Falle erzielt man in Berlin ungewöhnlich hohe, im zweiten nur geringe oder gar keine Überschüsse. Der Gebrauch von **selten** vor Beiwörtern, um diese zu steigern, ist sehr gefährlich. Es lassen sich Sätze bauen, die der Leser wohl kaum falsch verstehen wird, etwa: ‚Sie ist ein **selten** schönes Mädchen‘; das ändert nichts an der leidigen Zweideutigkeit von **selten** vor Beiwörtern. ‚Dieser Weinberg bringt **selten** große Trauben hervor.‘ Bringt er sehr große Trauben oder zumeist nur mittelgroße hervor? ‚Ein **selten** nüchterner Droschkenfutscher?‘ Der Leser muß ein Stück weiter lesen, um den wahren Sinn zu erraten. Den aber soll ihm der Schreiber mit den reichlich vorhandenen Mitteln seiner Sprache sofort unzweideutig vermitteln, denn das ist seine Aufgabe; es ist nicht die Aufgabe des Lesers, sie aus einem mehrdeutigen Wort zu erraten. Hier muß ich ausnahmsweise dem trefflichsten Verteidiger des unaufhörlichen Sprachlebens und Sprachwandels Wilhelm Fischer widersprechen, der in seinem prächtigen Büchlein ‚Die deutsche Sprache von heute‘ (Leipzig, Teubner) über das falsche ‚**selten**‘ sagt: ‚Wenn in einigen Fällen sich wirklich ein ernstlicher Zweifel erheben kann, so ist das kein Grund, den Gebrauch in allen Fällen zu verurteilen.‘ Er unterschätzt einen in unsrer Zeit zum Glück immer gewichtiger werdenden Grund, solche anrüchige Gebräuche lieber ganz zu verbieten: die Aufmerksamkeit sehr vieler Leser ist durch die Unterweisungen in Sprachlehren aller Art so geschärft, daß jede Anwendung eines bemakelten Ausdrucks jetzt strenger geprüft wird. Das falsche **selten** ist schon so oft lächerlich gemacht worden, daß ein Schreiber gut tut, es lieber zu meiden, denn der erste Eindruck auf den Leser ist der einer Anstößigkeit.

Übrigens ist die Möglichkeit des Mißverstehens ziemlich groß. ‚Die **selten** zuverlässige Times berichtet. .?‘ Vor dem Weltkrieg war die Times in der That ein gutunterrichtetes Blatt, — wohinaus soll also des Lesers erste Verständnisregung gehen? Er wird gezwungen, hin und her zu denken, und das ist nicht des Schreibens Zweck; vielmehr soll der Schreiber hin und her denken, wie er sich dem Leser unzweideutig klar machen könne. Ein Satz hebt an: ‚Bei dem **selten** gün-

stigen Wetter der letzten Monate —'. In welche Richtung soll das Denken des Lesers sich einstellen? Das ist von Wichtigkeit, und jeder Schreiber sollte die Möglichkeit sorgsam vermeiden, daß der Satzanfang vom Sazende lügendestraft werde. Jener Satz fährt fort: „. konnte die Heuernte in den meisten Gemeinden der Eifel nur sehr kärglich ausfallen“. Die meisten Leser werden durch die zwei letzten Worte gezwungen sein, ihr ganzes Denken umzustellen. Oder man lese diesen Anfang einer Aene Schillers: ‚Selten erhaben und groß und selten würdig der Liebe‘, — Wie heißt wohl dieser Ausbund der Menschheit? — ‚Lebt er doch immer, der Mensch, und wird geehrt und geliebt.‘ — Ach so war's gemeint: ‚selten‘ bedeutet hier eben ‚selten‘, nicht ‚außerordentlich‘, und auch hier muß der Leser des zweiten Verses das Gefühlsergebnis der ersten vernichten oder umkehren. Nein, es ist doch am besten, wir schreiben ‚selten‘ nur da, wo man ‚vereinzelt‘ meint, um so mehr als wir durch das Meiden jeder andern Anwendung nie in Verlegenheit kommen können. Schreiben wir statt ‚ein selten schönes Mädchen‘ —: ‚ein Mädchen von feltner Schönheit‘, so fällt der leiseste Grund des Mißverstehens oder der Vächerlichkeit weg, und wir werden unzweifelhaft richtig verstanden.

*

Die deutsche Sprache hat zwei deutlich unterscheidbare und deutlich unterscheidende Umstandswörter zur Bezeichnung zweier Bewegungen, die man nicht miteinander vertauschen darf: **herum** und **umher**. **Herum** bedeutet: rundum, im geschlossenen Kreise, rundherum; **umher**: nach allen Seiten, ausstrahlend, nicht kreisförmig. Gäste sitzen um eine Tafel **herum** und bewegen sich nach Tische im Speisesaal **umher**; der Plumpsack geht **herum**; die Erde dreht sich um ihre Achse **herum**; die Menschen gehen auf der Erde **umher**; es geht im Gesellschaftsspiel die Reihe **herum**. Eine so nützliche Unterscheidung sollte nicht verwischt werden; sie beginnt schon sich zu trüben, man hört öfter: ‚Er treibt sich herum‘, was falsch ist, als ‚Er treibt sich umher‘. Man schärfe sein Sprachgefühl und unterscheide richtig.

Manche glauben, **wo** im bezüglichen Nebensatz dürfe nur für Ortsbezeichnungen, nicht für Zeitangaben gebraucht werden, also nicht: ‚Die Stunde, wo ich ihn zuerst gesehen‘. Dies

ist durchaus erlaubtes, gutes Deutsch. „Es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo er dem Weltgeist näher ist als sonst“ (Schiller) — untadlig. Also: „in der Zeit, wo; der 10. November, wo Schiller geboren wurde.“

In der nachlässigen Umgangssprache, meist aber nur in der niedern, werden **dann** und **denn** verwechselt; ja **dann** tritt hinter **denn** mehr und mehr zurück. Man kann täglich hören: Und **denn** sagte ich ihm . . — Ähnlich steht es mit der Verwechslung von **wann** und **wenn** in der niedern Verkehrssprache: **Wenn** kommst du? **Wenn** werden wir uns wiedersehen? Bis in die Schriftsprache ist dies zum Glück noch nicht gedrungen.

Seltamerweise glauben manche grade unter den Gebildeten, die Verbindungen **daran**, **dafür**, **darauf**, **damit**, **darunter**, **darüber**, **daraus**, **woran**, **woraus**, **wofür** usw. seien weniger fein als die Auflösungen: **an das**, **an dem**, **an der**, **für das**, **auf dem**, **auf das**, **an welchem** (dem), **für was** usw. Sie sind ebenso fein und sie sind flüssiger, geben namentlich den mit ihnen angeknüpften Bezugssätzen eine größere Bündigkeit. „Die Frage, worauf (auf die) wir neulich zu sprechen kamen . . — Ich habe mich daran (an das) nicht erinnert. — Das Land, wofür (für das) er kämpfte . . — Der Fluß, worin (in dem) er ertrank . . — Woran (an was) mag er denken?“, **Wovon** sprechen Sie? ist die einzig richtige Form, nicht etwa **Von was** . . Zu bemerken ist jedoch: diese Verbindungen sind nur zulässig bei Sachen, toten oder lebenden, nicht bei Einzelmenschen. „Meine Schwester, woran ich eben gedacht . .“ ist schlechtes Deutsch, dergleichen: „Der Freund, womit ich gereist bin . .“ Wohl aber kann man sagen: „Das Pferd, worauf ich ritt . .“ Bei Menschenmengen ist die Verbindung erlaubt; das Sprachgefühl empfindet sie als Denkwörter für abgezogene Begriffe und behandelt sie wie Sachen: „Das Regiment, worin er gedient hatte . . — Das Volk, worunter er lebte . . — Die Abgeordneten, wovon die Mehrzahl fehlte . . — Der Reichstag hat 397 Mitglieder, wovon die meisten nur Mittelmäßigkeiten, worunter aber einige bedeutende Köpfe.“ Also nicht: „Mein Bruder ist zuverlässig, du kannst dich darauf (auf ihn) verlassen“; wohl aber: „Dieses Volk ist treu, du kannst darauf bauen.“

An Vordersätze mit **davon**, **damit** usw. darf nicht mit

was angeknüpft werden, also nicht: ‚Ich weiß nichts davon, was du mir erzählt hast.‘ In solchen Fällen muß es heißen: von dem (mit dem), was . .

Auch wie dient in Bezugssätzen zur bequemen Verknüpfung und vermag Verbindungen mit Vorwörtern zu ersetzen. ‚Die Art, wie er sein Unglück ertrug . .‘ ist flüssiger und mehr gesprochene Sprache als ‚Die Art, in (mit) der er . .‘

Man hüte sich in der Schrift- und gewählten Umgangssprache vor der Trennung der meisten obigen Verbindungen; sie gehört fast nur der Volkssprache an. Also nicht: ‚Da kann ich nichts für (vor); Da hat er Angst vor; Da bin ich nicht zufrieden mit; Wo kann ich das mit machen. Da weiß ich nichts von.‘ Gegen die alte feste Fügung ‚Da sei Gott vor!‘ ist natürlich nichts einzuwenden; ebensowenig gegen die volkstümliche Redensart: ‚Da beißt die Maus keinen Faden von ab.‘ Und der Dichter durfte sagen: ‚Wo kommst du her in dem roten Kleid?‘ Offenbar fließen solche Bequemlichkeiten aus dem Geiste der germanischen Sprachen: sie kommen im Scandinavischen und besonders im Englischen als gebildete Ausdrucksformen vor und waren im ältern Deutsch bis auf Luther Schriftsprache.

Darin (drin), darein (drein), sind streng auseinander zu halten, desgleichen worin, worein. Der Unterschied ist derselbe wie zwischen dem 3. und 4. Fall bei den doppelzügigen Vorwörtern in, an, auf usw. Darin (drin) steht auf die Frage Wo?, darein (drein) auf die Frage Wohin? Daher mit Recht nur dreinschlagen. ‚Er weiß darin Bescheid. Er muß sich darein oder drein (da hinein) finden (fügen). — Worin liegt das Kleid? Worein (wo hinein) hast du es gelegt? — Zeig’ her die Hand, was ist darin (drin)? — Was hast du ihm drein gelegt? — Worin besteht das wahre Glück? — Ich setze es nicht darein, Geld und Gut zu haben. — Ich befinde mich darin. — Ich finde mich darein (drein). Einen so unverwischbaren Unterschied darf kein guter Schreiber oder Sprecher mißachten, so wenig wie den zwischen ‚Ich sitze auf der Bank, Ich setze mich auf die Bank.‘

Warum und Wieso sind einander sehr ähnlich, aber nicht völlig gleich. Man kann gleich gut sagen: Warum oder Wieso bist du traurig? In Bezugssätzen verdient warum den Vorzug: ‚Ich weiß nicht, warum du traurig bist.‘ Der Unterschied ist gering, aber er ist da.

Wer etwa nicht wissen sollte, daß **wowegen** (statt **weswegen**) schlechte Umgangssprache ist, der erfahre es hiermit.

Weshalb steht richtig auch als bezügliches Für- oder Umstandswort: ‚Der Grund, weshalb (oder warum) ich dir das sage.‘ und dient ähnlich wie ‚woran, worin‘ usw. (vgl. S. 164) zur bequemerer Verbindung als mit der aufgelösten Wendung ‚aus dem‘.

Troßdem ist ein Umstands-, kein Bindewort, wird aber jetzt mehr und mehr als Bindewort, also ohne daß gebraucht. Die richtige Fügung müßte lauten: ‚Troßdem, daß ich ihn himmelhoch bat.‘; geschrieben wird meist: ‚Troßdem ich.‘ Man behandelt es wie **obgleich**, und dieser eigentlich falsche Gebrauch nimmt so überhand, daß man ihn schwerlich mehr wird beseitigen können. Das Gleiche gilt von **zumal**, das richtig nur mit **da** verbunden stehen dürfte: ‚Ich kann ihn heute nicht empfangen, zumal da ich ihn gestern zweimal gesprochen habe.‘ Auch hier muß ein fast vollzogener Wandel des Sprachgebrauchs festgestellt, — beklagt, aber geduldet werden. Der Einzelne kann sich, wie in allen solchen Fällen, dagegen nur wehren, indem er selbst das Richtige schreibt.

Dessenungeachtet ist die offenbar sprachrichtigere Form; doch kommt **demungeachtet** bei sehr guten Schriftstellern, z. B. bei Goethe, vor und gewinnt in der Redesprache jetzt das Übergewicht. — **Währenddem, ohnedem** sind stehengebliebene feste Wendungen aus der Zeit, wo **während** und **ohne**, gleich manchen andern Vorwörtern (vgl. S. 170), andre Fälle nach sich hatten als heute. Sie waren einst ganz richtig, erscheinen infolge des Sprachwandels heute falsch und verschwinden aus der guten Schriftsprache.

Gerne gern; heute heut; von ferne, von fern — es lohnt nicht, streng zu scheiden. ‚Es sei ferne von mir‘ ist die überkommene Form und darf gelten. In der Umgangssprache wird **heute** vor Selbstlautern, aber auch sonst meist gekürzt, und in fester Wendung wie **heutzutage** ist es Regel. **Gern** ist gut, **gerne** kein Fehler.

Balde ist die dichterische Form; in der Prosa steht nur **bald**. Die Steigerung **bälde** von **bald** ist ungewöhnlich und wird meist durch **eher**, **früher** ersetzt. Auch als Beiwort gilt **bälde** nicht für beste Schriftsprache.

Es gibt Sprachlehren, worin (in denen) **beinahe** für die richtigere Form gegenüber **beinah** erklärt wird. **Beinah**

ist genau so gut wie **beinahe**; gesprochen wird fast nur **beinah**, — also darf auch so geschrieben werden.

Es heißt irgend, nirgend; die Form **nirgend** ist eine Nachlässigkeit, die weder in der gepflegten Umgangssprache noch in der Schriftsprache vorkommen sollte, aber — sehr häufig vorkommt.

Neuerdings bedeutet nur: neulich, jüngst, in neuerer Zeit, aber nicht: aus neue, abermals.

Man unterscheide genau **mittwochs** und **Mittwoch**. Der Unterschied ist ähnlich dem zwischen **..lich** und **..ig** (S. 120): die Formen auf **s** sind Umstandswörter, bezeichnen die wechselnde Wiederkehr; die ohne **s** sind vierte Fälle und bezeichnen den einen Zeitpunkt, die Dauer.

Einst gilt für Vergangenheit wie Zukunft und kann dadurch Mißverständnisse erzeugen — man sei achtsam!

Von einem bedeutenden Germanisten, von dem man nie einen Tadel gegen ein Welschwort gehört, wurde **ohnehin** heftig getabelt. Will man auch **mithin**, **vorhin**, **obenhin**, **schlecht hin** verwerfen? **Ohnehin** ist ein gutes, nützliches Wort und soll in Ruhe gelassen werden (vgl. S. 31).

Zweifelsohne wird meist für eine schlechte Neubildung gehalten und auf den Vers eines Schulrats Wantrup, 'So reinlich und so zweifelsohne' (1865) zurückgeführt. Das Wort ist viel älter, darum aber nicht besser; es taugt nicht für die gute Schriftsprache, wird auch meist halbspöttisch gebraucht.

Drollig ist eigentlich das Wort **ungleich** bei Steigerungen: 'Sie ist ungleich schöner als ihre Schwester. — Eine ungleich größere Stadt als alle andern.' Es ist wohl die Kürzung von **unvergleichlich**, wirkt genau betrachtet sinnlos, aber — die Meisten betrachten es eben nicht genau. Es ist ein Schrei- und Modeflickwort wie manches andre und sollte von keinem guten Schreiber gebraucht werden.

Sienieden ist gutes Deutsch; **hie und da** ist nicht falsch, aber **hievon** ist schlechte Sprache.

Auf oder offen? Kann man, darf man sagen: 'Das Fenster steht auf?' Es wird gesagt, aber gut ist es nicht; es ist gebildet nach dem richtigen 'Die Tür geht auf', also sagt man auch: 'Die Tür steht auf, Das Fenster steht auf.' Im guten Deutsch heißt es: 'Das Fenster ist (steht) offen'. Ebenso: 'Laß offen!', aber 'Mach' auf!', denn es heißt nicht 'die Tür auflassen', sondern 'offen lassen', wohl aber in der

Umgangssprache ‚die Thür aufmachen‘; in der höheren Schriftsprache: ‚. . . öffnen‘.

Bislang, neben **bisher**, wurde als hannoverscher ‚Provinzialismus‘ getabelt. Es hat sich von den Volksvertretungen her, worin hervorragende hannoversche Redner saßen, so stark verbreitet, daß es heute in ganz Deutschland schriftsprachlich geworden ist. — **Seither** wird oft fälschlich für ‚bis jetzt‘ gebraucht; es bedeutet nur: seitdem.

Verwechselt werden häufig **scheinbar** und **anscheinend**, sollten aber streng unterschieden werden; **scheinbar** erweckt einen falschen Anschein, **anscheinend** bezeichnet eine ziemlich annehmbare Vermutung: ‚Es liegt scheinbar ein Raub vor‘ (es ist aber keiner, sondern etwas ganz anderes); ‚Es liegt anscheinend . . .‘ (und so wird es wohl in Wahrheit sein).

*

Die doppelte Verneinung war im Ältern Deutsch etwas ganz Gewöhnliches und Richtiges; Fügungen wie ‚. . . als heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß‘ finden sich nicht nur im Volksliede, sondern zu Duzenden bei unsern Klassikern. Die Verdopplung galt ehemals als Verstärkung; so empfinden wir sie in der Dichtung noch heute und sehen in Goethes Versen: ‚Keine Lust von keiner Seite, — Man sieht, daß er an nichts keinen Anteil nimmt‘ keinen Fehler, sondern eher eine feine Schönheit. Bei Luther sind die verstärkenden Doppelverneinungen wie: ‚Man soll keinem Heuchler nichts glauben‘ nicht zu zählen; ja selbst die dreifache verstärkende Verneinung kommt bei ihm vor: ‚Ich habe ihrer keinem nie kein Leid getan.‘ Vom Lateinischen, wo Verdopplung des Nein Bejahung erzeugt, haben wir für die Alltagsrede und die Schriftsprache uns daran gewöhnt, das Wiederholen der Verneinung als altfränkisch und ungut anzusehen, und gegen diesen Wandel des Sprachgefühls oder doch der Sprachbildung ist nicht mehr anzukämpfen.

Strenggenommen sollte die Verneinung auch wegbleiben in Sätzen wie: ‚Ich kann nicht scheiden, bevor (bis) ich nicht das Werk vollendet habe. — Eh du mir nicht die Wahrheit gestanden, lasse ich dich nicht von mir. — Ohne daß nicht zuvor für Beleuchtung gesorgt wird, kann der Vortrag nicht stattfinden.‘ Sie wird aber selbst von guten Schreibern gesetzt, und solange durch solche nicht ganz denkgerechte Wiedergabe des

Gedankens kein offenbares Mißverständniß entsteht, läßt sich nichts dagegen sagen. Wie gefährlich aber diese Läßlichkeit ausarten kann, zeigt folgender Satz: ,Nichts hindert dich, die Erbschaft nicht anzutreten', der erst durch die Fortsetzung voll verständlich wird. Man muß immer erst untersuchen, ob der Schreiber zu den sorgfältigen oder den läßlichen gehört, um zu entscheiden, ob die zweite Verneinung aufhebend oder verstärkend gedacht ist. Man achte hierauf besonders bei Zeitwörtern, in denen etwas Verneinendes steckt, bei verbieten, warnen, abraten, leugnen, bestreiten, fürchten, zweifeln, verhindern usw. Bei den älteren Dichtern herrscht unschädliche Freiheit: ,Man verbot ihnen, daß sie keine Waffen in ihrem Hause haben sollten (Vossing). — Nur hütet euch, daß ihr mir nichts vergießt' (Goethe).

Zu wahrer Sprachkrankheit ausgeartet ist die Neigung, besonders beim weiblichen Geschlecht, an jede Antwort ein ,nicht?' — meist in der Form ,nicht?' anzuhängen. ,Was kostet der Käse?' — ,40 Pfennig, nicht?' Renner behaupten, die Krankheit habe sich von Hamburg aus über Deutschland, besonders Nord- und Mitteldeutschland, verbreitet. Ob sie überhaupt noch zu heilen ist, muß beinahe bezweifelt werden — nicht?

Das Vorwort

Es braucht nicht untersucht zu werden, ob nicht ‚Verhältnißwort‘ deutlicher wäre; ich wähle das kürzeste Wort, weil ich es sehr oft setzen muß, und beanspruche dafür keine über dieses Buch hinausgehende Geltung. Schon Lessing hat Vorwort statt Präposition gebraucht. Es ist für den Leser verständlich und nicht halb so lang wie Präposition, das allenfalls auch nur Vorwort bedeutet. — In dem Abschnitt ‚Satzfügung‘ stehen Ergänzungen, die besser in den dortigen Zusammenhang passen (vgl. S. 296).

Vorweg sei bemerkt: in älterer Zeit, ja noch bis ins 19. Jahrhundert, schwankte die Fügung der Vorwörter stärker als heute, und mehrere wurden mit andern Fallbeugungen gebraucht, besonders **wegen, gegen, ohne, während**. Die Verufung auf Stellen bei den Klassikern oder selbst bei Neueren wie Heine, Freytag, Gutzkow haben für den heutigen Gebrauch keine Geltung. So würde z. B. heute selbst ein Dichter nicht mehr wagen dürfen, ein Vorwort kurz nacheinander mit zwei verschiedenen Fügungen zu gebrauchen, wie Goethe:

Statt feierlichsten Grüßes, wie sich ziemte,

Statt ehrfurchtsvollem Willkomm . .

(Faust 9192).

Allgemein ist nachdrücklich zu warnen vor Undeutlichkeiten und Härten infolge Weglassens der von den Vorwörtern geforderten Beugungszeichen. Bei namhaften Schreibern kommen Loddrigkeiten vor wie: ‚In (aus) aller Herren Länder, Das Buch ist in aller Hände‘, und in öffentlichen Bekanntmachungen und Anschlägen, nun gar erst in Anzeigen steht täglich zu lesen: ‚Wegen Mangel an Bindfäden, Wegen Umzug . . , Wegen Todesfall‘. Sobald das Geschlechtswort ausfällt, erlahmt in vielen Schreibern, die sonst keine groben Fügungsfehler bei den Vorwörtern begehen, das Gefühl für deren Fügungskraft, und sie vergessen die einfachsten Grund-

regeln, die sie noch jetzt in früh auswendig gelernten Verschen hersagen könnten.

Wo nach Vorwörtern die Beugung des Hauptwortes ohne Geschlechtswort nicht deutlich zu erkennen ist, muß auf andre Weise für das sofortige Erkennen der richtigen Fügung gesorgt werden. Man darf bedenkenlos schreiben: ‚Er fehlte wegen Krankheit‘, weil diese Einzahlform für jedes Vorwort dieselbe ist; aber ‚wegen Reichtümer‘ wird von Gebildeten störend empfunden, weil die Beugungslosigkeit leicht als eine Folge sprachlicher Unwissenheit gilt. Wo der Zweitfall stehen muß, will ihn das gebildete Ohr auch hören. ‚Wegen Reichtümer, wegen Mißverständnisse, während Fieberzustände‘ ist nicht gradezu falsch, aber das Sprachgefühl sträubt sich aus einem sehr löblichen Grunde dagegen. Darum, nur darum, ist auch die nach dem Buchstaben der Beugungslehre nicht falsche Verbindung ‚Verein Berliner Studenten‘ unzulässig, weil das Gefüge nicht ohne weiteres erkennbar hervortritt. Vielsach wird aus richtigem Gefühl für die Härte zu dem nicht unbedeutlichen Mittel gegriffen, durch einen falschen Fall mit deutlicher Fallendung eine festere Fügung zu schaffen, also z. B. während, das sonst nur mit dem Zweitfalle steht, mit dem Drittfall zu verbinden: ‚während zehn Tagen‘. Zu empfehlen ist dieses Heilmittel eines Notstandes nicht, denn bei der heutigen Verbreitung strengerer Sprachausbildung könnte es nicht so sehr als Nothbehelf wie als Unwissenheit gedeutet werden. Ich bediene mich in solchen Fällen andrer Ausdrucksmittel, deren wir im Deutschen nicht ermangeln, etwa: ‚zehn Tage lang (hindurch)‘.

Wie steht es in den nicht seltenen Fällen, wo man, besonders um der Kürze und Bündigkeit willen, zwei Vorwörter nebeneinander braucht, die verschiedene Beugungsfälle fordern? ‚Mit und ohne Geld, Um und bei dem Hause, Ich lebe für und mit dir, Durch und wegen des Geldes‘ — sind solche Verbindungen zulässig? Die strenge Sprachlehre sagt Nein, aber sie läßt sich erweichen für solche Fälle, wo die Gleichheit der Hauptwortform die Verschiedenheit der Vorwortfügung verschleiern, wo also kein unterscheidendes Geschlechtswort den Fehler schonungslos aufdeckt. ‚Mit und ohne Geld, vor und für Gott, von und für England‘ sind erträglich, ja bedenkenlos zulässig; ‚um und bei dem Hause, für und mit dir, mit und ohne dich, durch und wegen des

Gelbes, während und nach dem Gewitter, Er lebt in und durch die Hoffnung' sind für sprachgebildete Ohren unmöglich, und kein Nothstand entschuldigt dergleichen, denn es gibt mehr als eine fehlerfreie Hilfe aus solcher vermeintlichen Noth.

*

Für die Vorwörter mit nur einem feststehenden Beugefall sollten kaum Zweifel und Schwankungen bestehen; dennoch machen allerlei häufig vorkommende Nachlässigkeiten einige Bemerkungen auch zu dieser Gruppe der Vorwörter wünschenswert.

Bei **außer** ist der Drittfall die Regel: 'Ich bin außer mir', aber auch: 'Er hat mich außer mir gebracht, Ich bin ganz außer mir geraten.' Verstöße hiergegen, also „... außer mich gebracht“ kommen ziemlich häufig vor, werden aber von den besten Sprachlehrern und, was wichtiger ist, von dem vorherrschenden besten Sprach- und Schriftgebrauch abgelehnt. Der Irrtum rührt her von dem Einfluß der Zeitwörter der Bewegung, die bei Vorwörtern mit doppelter Fallbeugung den 4. Fall fordern, wenn eine Zielrichtung zu bezeichnen ist, und er wird bei den persönlichen Fürwörtern unterstützt durch die Gleichform **sich** für Dritt- und Viertfall. Die Ausnahmen in der festen Verbindung 'außer Landes verweisen' und 'außer allen Zweifel gesetzt' ändern an der sonst durchgehenden Fügung von **außer** mit dem Drittalle nichts. Wenn ein sonst guter Schriftsteller einmal 'außer die Mode gekommen' schreibt, so ist er eben einmal unachtsam gewesen: nichts zwang ihn, so zu schreiben, denn er konnte sich z. B. mit 'aus der Mode' helfen.

Bei **innen** hat sich der Zweitfall mehr und mehr die Gleichberechtigung neben dem Drittfall erobert: 'innen dreier Tage' und 'innen drei Tagen' sind beide gut, 'innen drei Tage' ist aus dem früher (S. 171) erwähnten Grunde ungut.

Für **bis** ist die Unterscheidung der Fälle mit und ohne Vorwort von Wichtigkeit. Das ergänzende Vorwort (in, an, vor, zu, auf, über usw.) kann vor Ländern und Städten fehlen, wenn keine Bewegung, also keine Zielrichtung ausgedrückt werden soll, sondern nur eine Entfernung: 'Bis Berlin sind es noch zwei Kilometer, Von Hamburg bis England dauert es 24 Stunden, Bis Köln ging alles glatt.' Sonst dagegen: 'Ich reise bis nach England.' Ebenso bei

andern Zielangaben: ‚Er ging bis an die Thür, Der Mantel geht ihr bis auf die Knöchel.‘ Bei Zeitangaben kann das zweite Vornwort fehlen in Wendungen wie: ‚bis heute, bis morgen, bis Montag, bis Weihnacht‘, ja auch: ‚bis diesen Tag, bis vorige Woche, bis nächstes Jahr, bis nächsten Dienstag‘. Hingegen kann man in gutem Deutsch nicht sagen oder gar schreiben: ‚Bis zehnten Januar sind es noch zwei Wochen‘, sondern nur ‚Bis zum . . .‘ Der Sprachgebrauch neigt zu- sehends zur Weglassung des zweiten Vornworts; **bis**, das halb Umstands-, halb Vornwort ist, wird mehr und mehr zum vollen Vornwort. Man liest jetzt oft: ‚Er reiste bis Kurland, Sie drangen bis Litauen vor.‘ Der sorgfältige Schreiber braucht diese Bewegung nicht mitzumachen. Bequeme Wendungen wie: ‚Die Literatur des 4. bis 15. Jahrhunderts‘ sind nicht zu beanstanden. Der Sprachhübler fragt: ‚Wie kann denn ein Jahrhundert das 4. bis 15. sein?‘ In der Sprache sind noch ganz andre Widersprüche gegen die wohl- weise ‚Logik‘ oder Vernünftigkeit möglich und erlaubt.

Was aber soll und kann bedeuten: ‚Bis auf den letzten Vers ist das Gedicht vollkommen?‘ Ist auch der letzte Vers vollkommen, oder sind alle mit Ausnahme des letzten voll- kommen? Oder: ‚Ich bin mit allem, bis auf die Beine, mit meiner Gesundheit zufrieden?‘ — In festen Wendungen wie ‚Sie wurden bis auf den letzten Mann niedergehauen‘ wird kein Zweifel entstehen; aber schon in einem Satze wie: ‚Der Hund hat die Taube bis auf die Knochen verzehrt‘ herrscht Unklarheit. Also Vorsicht und nicht vergessen: es gibt der Formen genug, die jeden Zweifel ausschließen.

Durch ist nicht **wegen**, **wegen** ist nicht **durch**. **Durch** bezeichnet das Werkzeug, das Mittel, **wegen** den Grund. ‚Durch Erkältung konnte mein Sohn heute nicht zur Schule kommen?‘ Nein, aber wegen. Dagegen: ‚Durch eine Krank- heit wurde die Vollendung des Buches vereitelt.‘ Aber es gibt Zwischenfälle: ‚Das Haus war durch seine Lage un- bewohnbar‘ ist nicht wesentlich anders als wegen seiner Lage. — Ferner ist zu warnen vor der Verwechslung zwischen **durch** und **von**: ‚Durch Bismarck wurde die entscheidende Note an Österreich gerichtet?‘ Nein, von Bismarck. . Wohl aber: ‚Bismarck ließ durch die preussische Gesandtschaft . . die Note richten.‘

Für und **vor** waren in älterer Zeit nicht sicher geschieden;

heute gibt es selten ein Schwanken zwischen beiden. In den Fügungen mit Begriffen der Achtung, Verehrung, Ehrerbietung sind **für** und **vor** nahezu gleichbedeutend; **für** bezeichnet mehr die liebende, **vor** mehr die sich scheuende Empfindung. Splitterrichterei ist es, zu fordern, daß bei Neigungsgefühlen einzig **zu** stehe; Splitterrichterei, daß keine Jahresberichte **für**, sondern nur über 1917 erstattet werden dürfen. Die sachliche Auffassung läßt beide Fügungen zu. Allerdings verlegen Wendungen wie: 'Mittel **für** den Husten, Das ist gut **für** die Ratten, Empfehlen Sie mir etwas **für** meinen Schnupfen' das peinlich strenge Gefühl für Sprache und Wirklichkeit; indessen hier wie in so vielen Fällen wird durch das heilende Verstehen des Hörers eine Unstimmigkeit des Ausdrucks getilgt. In gutem Schriftdeutsch ist dergleichen zu meiden.

Man hüte sich vor **gegenüber von**; es ist französisch, nicht deutsch: 'mir **gegenüber**', nicht: 'gegenüber von mir'; auch bei unpersönlichen Verbindungen: nur 'dem Berge **gegenüber**', nicht: 'gegenüber von dem Berge'.

Gen steht meist ohne Geschlechtswort wie **gegen**, doch überwiegend in gehobener Sprache; immerhin sind 'gen Himmel, gen Osten' usw. auch in weniger feierlichen Verbindungen zulässig.

Bei **längs** herrscht der 3. Fall vor, doch kann der 2. nicht falsch heißen: 'längs dem Flusse, längs des Waldes'. Dagegen hat bei **entlang** der 4. Fall: 'den Wald entlang' jezt das Übergewicht über den 3. oder gar den 2. Fall.

Dieselbe Verschiebung zu Gunsten des Drittfalles hat sich bei **laut** vollzogen; heute kann man höchstens noch sagen, der Zweitfall: 'laut Bericht' ist nicht falsch, aber 'laut Bericht' ist die üblichere Fügung. Auch mit dem Geschlechtswort tritt der Zweitfall immer mehr zurück: 'laut dem Bericht'. Mit Schimpfereien über 'Sprachdummheit' ist hiergegen nichts auszurichten.

Mittels (mit Zweitfall) lautet die gute Form, nicht **mitelst**, und gar **vermitteltst** ist eine Weitschweifigkeit. Unentbehrlich ist **mittels** (statt **mit**) nicht, es klingt arg nach Kanzleisprache; ich glaube nicht, daß ich es je geschrieben habe.

Das Vorwort **mit** darf in der besten Schriftsprache als Umstandswort gebraucht werden: 'Er ist mit der größte; dies ist mit die beste Arbeit, die wir haben' verdient keinen Tadel, wie manche Sprachmeister wollen. Der Gebrauch gehört mit (!)

zu den bequemsten und kommt bei sehr guten Schriftstellern vor, u. a. bei Herder und Schiller.

Nach darf dem Hauptworte folgen, also: meinem Erachten nach; aber ‚meines Erachtens‘ genügt, und ‚meines Erachtens nach‘ ist sprachwidrig. — **Nächst** kann nur mit dem Drittfall stehen.

Ob in der Bedeutung **wegen** steht mit dem Zweitfall: ‚ob dieses Wortes‘, ist aber auf dichterischen Gebrauch beschränkt. In örtlicher Anwendung, in gehobener Sprache und meist landschaftlich, fordert es den Drittfall: ‚ob dem Walde, ob der Tauber, ob der Enns‘.

Bei **statt** war in älterer Sprache der 3. Fall häufiger als der 2.; Goethe schrieb: ‚Statt heißem Wünschen . . .‘; heute gilt ausschließlich der 2. Fall für gutes Deutsch. **Statt** ist daneben aber auch Umstandswort, gleichwie **anstatt**, und als solches ohne Einfluß auf den Beugungsfall; dieser wird durch das Zeitwort bestimmt: ‚Statt mich zu benachrichtigen, hast du ihn zuerst benachrichtigt. — Statt den Garten zu bestellen, hast du . . .‘ Eine in sich nicht falsche Härte: ‚Statt den Faust hat er sich entschlossen, den Tasso vorzutragen‘ vermeidet man besser durch eine andre Satzfügung.

Es ist merkwürdig, daß **trog** weit öfter mit dem 2. als dem 3. Fall verbunden wird, obwohl die innere Bedeutung: ‚ich biete Trog‘ noch nicht erblaßt ist, und die festen Verbindungen **trogdem**, **trog alledem**, **trog einem** den Drittfall stützen sollten. Aber ein schwer zu erklärender Gang hat dem 2. Fall jetzt beinahe zur Alleinherrschaft verholfen, und alles Schelten, woran es nicht gefehlt hat, würde nichts mehr nützen. Ich setze nur den 3. Fall, freue mich über die seltenen Stellen, wo ich es bei Andern finde, rate dem Leser, den 3. Fall zu setzen, und muß es der Entwicklung überlassen, ob die Unterweisung aller Sprachbücher ihm nicht doch wieder zu seinem Recht verhelfe. Übrigens schwankte der Sprachgebrauch schon bei Lessing und Schiller. In Vergleichen: ‚Der Alte läuft noch trog einem Jüngling‘ hat sich das Richtige erhalten.

Zu **über** ist noch einmal vor dem falschen Gebrauch in Österreich zu warnen; es heißt nicht: über Antrag der Regierung wurde beschlossen, sondern ‚auf Antrag‘.

Unweit — besser mit dem 2. als dem 3. Fall, obwohl beides sich bei den Klassikern findet.

Während — natürlich mit dem Zweitfall; in schlechtem Deutsch kommt ‚währenddem‘ vor.

Wegen steht heute nur mit dem Zweitfall, also auch in Fällen wie ‚wegen Kohlenmangels‘ (vgl. S. 170). Der Drittfall ist landschaftlich, besonders süddeutsch, und gehört nicht in die Schriftsprache. — ‚Von wegen‘ ist Sprache des Volksmundes.

‚Zufolge des Befehls, dem Befehl zufolge‘: dies sind die schriftsprachlichen Fügungen; ‚zufolge dem Befehl‘ ist nachlässig. Daß statt **zufolge** in dieser Anwendung fast immer **auf** stehen kann, möge der Leser durch eignes Erproben bestätigen. Tadelnswert ist die Verwischung des Sinnes von **zufolge**; es bedeutet: infolge von, aber nicht: entsprechend, gemäß; es weist auf eine Ursache, nicht auf eine Auskunftsstelle. Also nur: ‚Nach (nicht: zufolge) einer Mitteilung der Vossischen Zeitung ist der Minister . . .‘ Übrigens genügt ja schon: Nach der B. Z.

Zu, ein gewichtigeres Vorwort vor Ortsnamen als **in**, wird jetzt fast gar nicht mehr gebraucht; schon der Abwechslung wegen sollte es öfter stehen. Wie matt klinge ‚In Aachen in seiner Kaiserpracht . . .‘ Früher wurde nur geschrieben: Gegeben zu Berlin . . .

‚Zwischen mir und dir ist ein großer Unterschied‘ — dies ist die einzig zulässige Ausdrucksform; ‚zwischen mir und zwischen dir‘ ist für einen zeitgenössischen Schriftsteller grobe Schludrigkeit, z. B.: ‚Zwischen den Einzelnen und zwischen der Totalität der Nation‘ (Julian Schmidt). Die Verufung auf eine vereinzelte Nachlässigkeit bei einem Klassiker ist hier wie überall keine Entschuldigung für den Nichtklassiker von heute.

*

Bei den Vorwörtern mit 3. und 4. Fall (an, auf, hinter, in, neben, über, unter, vor, zwischen) gilt die allbekannte Grundregel: 3. Fall auf die Frage **Wo?**, 4. Fall auf die Frage **Wohin?** Gegen diese Regel wird im allgemeinen selten verstoßen, nur gibt es hier ungefähr ebenso viele schwankende und zweifelhafte Fügungen wie fürs Zeitwort zwischen **Haben** oder **Sein**. Die Entscheidung richtet sich je nach der Auffassung, ob es sich mehr um den Begriff der Ruhe, des Zustandes, oder mehr um den der Bewegung, der Richtung, der Hinzielung handelt. Es ist Sache der innern Anschauung, wofür

man sich entscheiden will; nur sollte die Entscheidung nach einigem Nachdenken getroffen werden. Wo sie nach dem Urtheil eines Lesers oder Sprachmeisters etwa nicht richtig getroffen ist, da spreche man nicht gleich von grobem Fehler oder Unsinn. „Das Feuer brennt mir auf den Nägeln“ ist vielleicht nicht ganz so gut wie „auf die Nägel“, aber ich würde nicht wagen, es falsch, geschweige denn Unsinn zu nennen. „Ich halte mich an deinem Wort“ läßt sich gar wohl rechtfertigen mit der zugrunde liegenden Anschauung: ich halte mich an deinem Worte fest; wogegen „ich halte mich an dein Wort“ auf der Vorstellung ruht: ich berufe mich auf, ich stütze mich auf dein Wort, und zwar mit einer darauf hinzielenden Bewegung. In solchen Fällen, wo feste Verbindungen mit einem bestimmten Falle vorliegen, haben wir nicht mehr zu deuteln, sondern dem ausgeprägten Sprachgebrauche zu folgen. Dieser schreibt nun einmal vor: „Ich halte mich an dich“, und dies ist gutes Deutsch; „Ich halte mich an dir“ wäre nicht falsch, wenn eben nicht der Sprachgebrauch den 4. Fall bevorzugte.

Das berühmteste Beispiel ist die allbekannte Stelle in Schillers Tell (Akt 4, 3): Auf dieser Bank von Stein will ich mich setzen. Vielen Millionen deutscher Schüler, so einst mir von dem trefflichen Albert Heinze, ist mit Ausbietung großen Scharfsinns auseinandergesetzt worden, daß und warum der 3. Fall von Schiller mit gutem Grunde gewählt worden sei, — meist ohne ein nachdenkliches Kind ganz zu überzeugen. Ein seltsamer Zufall hatte mich kurz vor Ausbruch des Weltkrieges zu einer Handschrift in der Königlichen Bibliothek zu Berlin geführt, die mir des Rätsels erfreulichste Lösung zu bringen schien. Da stand in schöner, klarer Handschrift, die mir durchaus Schillerisch erschien: Auf diese Bank von Stein will ich mich setzen. Leider war meine Freude über diesen Fund trügerisch gewesen: ein fälschender Abschreiber hatte Schillers berühmteste Gedichte und mehrere Bruchstücke seiner Dramen, darunter den 4. Akt des Tell, täuschend ähnlich nachgeschrieben und entweder in den Handel gebracht oder verschenkt. Niemers Witwe hatte sie seinerzeit als echte Handschriften Schillers der Königlichen Bibliothek überwiesen. Trotz dieser Enttäuschung neige ich mich der Vermutung zu, „auf dieser Bank“ ist nur ein Satzfehler in der Cottaschen Druckerei, den Schiller übersehen hat. Um den 3. Fall annehmbar zu machen, haben viele Erklärer geflügelt, Tell sitze schon an der Bank,

siße wohl gar schon halb darauf, es walte also ein gewisser Zustand der Ruhe vor, woraus der Übergang ins völlige Sitzen mit Hilfe des 3. Falles leicht erfolgen könne. Gewiß, zur alleräußersten Not ließe sich dergleichen wohl ertisteln, nur daß große Dichter solche gewundene Gedankengänge für so einfache Vorstellungen nicht zu gehen pflegen.

Im übrigen aber kann man etwas auf der oder die Vor-
aussetzung bauen, gründen, stützen; man kann auf einem oder einen Grundsatz fußen; kann jemand in einem oder einen Verein aufnehmen, auf einer oder eine Forderung bestehen, hinter einem oder einen zurücktreten, den Seidenbau in der oder in die Mark einführen — in jedem der beiden verschiedenen Fälle mit feinen Unterschieden der innern Anschauung. Ja selbst bei solchen Zeitwörtern, die auf den ersten Blick nichts von einer Bewegungstätigkeit zu enthalten scheinen, sind Fügungen mit dem 4. Fall nicht nur möglich, sondern in nicht seltenen Fällen eine größere Feinheit und zuweilen gradezu geboten. Es ist nicht falsch: Er schämte sich in tiefster Seele; will man aber einem Schreiber verwehren, zu sagen: Er schämte sich in die Seele? Sprachmeisterer haben auch solche untadlige Fügungen zu bemakeln gewagt.

Zu **in** muß gewarnt werden vor dem nicht deutschen, sondern englischen und französischen Gebrauch: in 1918. Alle andre überhaupt mögliche Vornwörter dürfen so stehen: um, nach, vor, für 1918; aber grade **in** nicht.

Bei **über** achte man auf die feine Anwendung des 3. Falles in Wendungen wie: ‚Er schloß über dem Lesen ein, Er vergaß über dem Lesen das Essen.‘ Dagegen selbstverständlich nur der 4. Fall in Sätzen wie: ‚Meine Freude über diese Nachricht war groß.‘



Es gibt manche Schreiber, ja sogar einige ältere Sprachlehren, die glauben, die allbekannten Verschmelzungen von Vornwörtern mit Geschlechtswörtern seien weniger fein und eigentlich nur in der bequemerem Umgangs- und Schreibsprache zulässig. Das ist grundverkehrt. Die Formen **am, im, beim, vom, zum, zur, ans, aufs, ins, vors, überm, übers** usw. sind ebenso gut und fein wie die unverbundenen Formen und gehören zum festen und besten Bestande unsrer Sprache. Und wer die landläufigsten Ver-

schmelzungen dieser Art wohl oder übel zuläßt, der mäkelst laut oder leise über einige seltneren, z. B. **übers, hinterm, vorm**. Ich wüßte nicht, was zu sagen wäre gegen Goethes Spruch: „**Übers** Niederträchtige niemand sich beklage“, oder gegen landläufige gute Wendungen: „**hinterm** Ofen, **vorm** Tode“. Nach Hunderten zählen die festgeprägten Verbindungen wie: **aufs** Haupt schlagen, beim Wort halten, ans Herz schließen, zum besten halten usw. Im Gegenteil, es ist dringend zu warnen vor der sprachwidrigen Auflösung und Zerreißung von Ausdrücken, die nur in der bündigen Form ihre Wirkung thun, in der getrennten gespreizt und unnatürlich geziert klingen. Nur eitle, schlechte Schreiber fassen etwas in das Auge, sind mit der Geduld an dem Ende, bringen etwas an das Licht, wehren sich auf das Äußerste, nehmen etwas auf das Korn, unterhalten sich auf das beste. Wo keine formelhafte Prägung vorliegt, kann natürlich, ja muß unter Umständen getrennt werden: Ich mache mich auf das Äußerste gefaßt, werde mich aber **aufs** Äußerste dagegen wehren.

Bei den ältern Schriftstellern, namentlich bei den Dichtern kommen noch ganz andre Verschmelzungen vor als die vorhin genannten, z. B. bei Goethe: **aufn** (auf den), **aufs** (auf des), **zun** (zu den). Solche Freiheiten sind dem heutigen Prosaschreiber nicht mehr erlaubt; allerdings ist die Formel „ums Himmels willen“ noch heute gutes Deutsch.

Die Regel fürß (!) Unterscheiden zwischen zusammengezogener und getrennter Form in nicht festgeprägten Ausdrücken lautet: Die Verschmelzung ist nur zulässig mit dem tonlosen Geschlechtswort, also dem reinen Geschlechtswort, das nicht mit Nachdruck auf ein bestimmtes Hauptwort hinweist, darum besonders häufig da, wo nicht das bestimmte, sondern das unbestimmte Geschlechtswort zugrunde liegt. „Er ist im Fieber“, d. h. in einem Fieber, nicht in dem Fieber; „Er ist am Herzschlag gestorben“, an einem Herzschlag, nicht an dem, an diesem. Tritt zu einem Hauptwort ein zu dessen Ergänzung und näherer Bestimmung dienendes Beiwort oder ein Bezugssatz, so bekommt das Geschlechtswort Zielkraft, hört auf farblos unbestimmt zu sein, und alsdann wird die Auflösung notwendig oder doch ratsam. „Wir mußten uns im Augenblick entschließen“, aber: „Wir mußten uns in dem Augenblick entschließen“, wo die Frage aufgeworfen wurde. „Er kam am Dienstag an und reiste schon am Ankunftsstage wieder ab“

aber: ‚Er reiste an dem Tage, wo er angekommen war, wieder ab.‘ Zweifelsfälle bleiben nicht aus, und den Dichtern ist Freiheit gelassen. Schillers Satz: ‚Zum Werke, das wir ernst bereiten‘, fließt natürlicher als die Auflösung ‚zu dem‘, und bei näherer Untersuchung finden wir, daß der Bezugssatz keine nachdrückliche nähere Bestimmung hinzusetzt, die den Dichter zur Trennung hätte zwingen müssen. Wir aber werden schreiben: ‚Er schied zu früh von dem Werke, das sein ganzes Leben erfüllt hatte.‘

In der Geschäftswelt entstanden und von da über alle Schreibenden verbreitet ist die widersinnige Zeitangabe ‚Am Mittwoch, den 12. November.‘ Daß dies falsch ist und durch nichts verteidigt werden kann, sieht, einmal darauf hingewiesen, jeder ein; also weg damit und entweder: ‚Am. . dem‘, oder kürzer, mit Weglassung des ‚am‘: ‚Donnerstag, den. .‘ Man braucht gegen solch altes Böpschen, daß jeder bisher tragen zu müssen glaubte, nicht gleich loszuzetern: ‚Abscheulicher Fehler. . Zeichen der immer mehr zunehmenden Verrohung unsers Sprachgefühls‘, natürlich aus der Feder solcher Buchtmeister, die über solchem Splitterchen den klügigen Balken der abscheulichen Verrohung unsrer Sprache durchs Welsch ganz gleichmütig mitansehen.

In der Umgangssprache, selbst in der guten, wird mit Recht kein Anstoß genommen an ‚Vom König und der Königin, Im Januar und den folgenden Monaten‘. Aber auch die gute Schriftsprache darf sich solche notwendige Freiheiten nicht verbieten lassen, sondern getrost schreiben: ‚Im Garten und dem Hause herrschte Ruhe‘. Das Sprachgefühl des Lesers sorgt ohne Störung für die richtige Ergänzung durch das in einem *im* stehende und empfundene *in*.

Bei den Schmelzformen mit *s*: *ans*, *aufs*, *ins*, *fürs* steht ebensowenig ein Häkchen wie bei denen mit *m*: *am*, *im* (vgl. S. 86).

Eine noch immer wachsende Zahl von Umstandswörtern nimmt vorwörtliche Bedeutung und Fügung an, und diesem Sprachtriebe soll man nur da entgegentreten, wo er auszuarten und die einfacheren Mittel zu verdrängen droht. Solch Fall liegt vor bei *seitens*. Es ist zwar noch lange nicht ‚der größte Greuel‘ und ‚eine wahre Krankheit am Leibe unsrer

Sprache' — der Leser kennt die einzige wahre Krankheit des Deutschen; aber in neuerer Zeit nimmt **seitens**, besonders in der Amtssprache, derart überhand, daß ihm Einhalt geboten werden muß. Im Kanzleistil steht es beinahe grundsätzlich an Stelle des **von** oder einer noch schlichteren, vorwortlosen Fügung. Selbst die unterste Behörde tut selber nichts, sondern alles wird von oder noch lieber **seitens** der Behörde getan. Anstatt: 'Der Nachtwächter tat sofort die nötigen Schritte', was zwar genügt, aber nicht kanzleifein genug klingt, heißt es: 'Seitens des Nachtwächters wurden . . .' Der Mißbrauch fließt aus einer reichen unterirdischen Quelle: der Kanzleibeamte bis hoch hinauf will nicht erkennbar mit seiner Person hervortreten; der niedere will sich mit irgendwelchem Sprachmittelchen erhöhen, der obere sich aus Furcht vor einer Bloßstellung dahinter verstecken. Daher nicht bloß die Satzverrenkung aus dem einfachen: der unterzeichnete Beamte — Nachtwächter, Schreiber, Vorsteher, Staatssekretär — erachtet, bemerkt, erwidert; sondern so wolkig allgemein wie möglich, also nicht in klarer Tatform: ich erachte, sondern in der weniger klaren Leideform: es wird erachtet, und die Person hinter Wortschleiern verhüllt. **Seitens** der Verwaltung wird . . , oder noch verschwommener: Diesseits wird . . , Von **seiten** der . . wird . . An sich wäre **seitens** unter Umständen gar nicht so verwerflich; der stete Gebrauch hat es zum Mißbrauch gestempelt, so daß ein guter Schreiber, auch in den Kanzleien, sich davor hütet.

Nicht besser steht es um die Verbindungen mit . . **seits**. Ein gelegentliches, vereinzelt **meinerseits**, **unserseits** ist zur Not erträglich, allerdings unedel; das so ziemlich an jedes Beiwort, wohinter ein Hauptwort steckt, angeklebte **seits** ist stroherne Kanzleisprache, nicht Menschenrede: **Kirchlicherseits**, **universitätlicherseits**, **städtischerseits** — es ist wirklich mit das Äußerste, was an Unsprache geleistet wird.

Fast auf derselben Stufe steht **anlässlich**; es verdrängt vielfach das einfache und natürliche **bei**, aus einer Wichtigtuerei, die sich mit Vorliebe der sprachlichen Breite bedient. Wir werden beim Kanzleistil noch eingehender mit ihr zu tun haben. 'Bei diesem Feste wurde die Anregung zu einem Denkmal gegeben' verwandelt sich in: 'Anlässlich dieses Festes . .'

Was gegen **anlässlich** zu sagen ist, richtet sich auch gegen andre unechte breitspurige Vorwörter, wodurch, besonders in der Kanzleisprache, die echten kurzen Vorwörter verdrängt werden: gegen **behufs** statt **zu**, **hinsichtlich** statt **für** oder **wegen**, **bezüglich** (in bezug auf) statt **über** usw. Der Nichtkanzleischreiber schreibt dergleichen verblasene Stredwörter nicht, der sich und sein Amt achtende Kanzleimann sollte sie nicht schreiben.

Ausgenommen steht besser mit dem 1. als dem 4. Fall: ‚Sie waren alle da, sein Diener ausgenommen. — Keiner, ausgenommen mein Freund, hat sich daran beteiligt.‘ Bei Zeitwörtern, die einen bestimmten Fall verlangen, wird **ausgenommen** zum Umstandswort und verliert seinen Einfluß auf die Beugung: ‚Ich erinnere mich jedes einzelnen Tages, ausgenommen des letzten‘; doch wäre hier ‚den letzten ausgenommen‘ nicht falsch.

Bei **danke** muß die einreißende Fügung mit dem Zweitfall ebenso wundernehmen wie bei **troz**; man sollte denken, der noch deutlich gefühlte Innensinn des Wortes müßte den Drittfall schützen. Es darf nur heißen: ‚Danke dem Fleiße, dank dem schnellen Eingreifen.‘

Die Vorwörter **diesseit**, **jenseit** bleiben besser ohne **s**: ‚diesseit der Berge, jenseit des Flusses‘; aber umstandswörtlich: ‚Diesseits herrscht Dunkel, jenseits Licht.‘ Der Unterschied droht zu verschwinden, verdient aber Beachtung.

Umstandswörter für Ortsbezeichnungen: **links**, **rechts**, **nördlich**, **südlich**, **nahe**, **unfern**, **unweit** sind dem allgemeinen Triebe verfallen und auf dem Wege zum Vorwort. Daß manche Britschmeister die Sprache ob dieses ‚Fehlers‘ rüffeln, ist ihr gleichgültig, denn sie weiß nichts von einem innersten Unterschiede zwischen Umstands- und Vorwort, sondern sorgt nur für die Befriedigung ihres Fügungsbedürfnisses. Die meisten heutigen Vorwörter, z. B. ein jezt so ‚echtes‘ wie **wegen**, stammen ursprünglich aus andern Redetheilen. Heute noch für rückständige Sprachlehrer ‚ein Fehler ist es doch‘, morgen schon eine sprachliche Selbstverständlichkeit. Unsre besten Heereschreiber, z. B. Moltke, sagen kurz und bündig ‚links und rechts der Elbe‘, und diesem Gebrauche beginnen **nördlich**, **südlich** zu folgen. Wer das jezt noch für falsch hält, ist ja nicht gezwungen, so zu schreiben; er hüte sich aber, einen Schreiber mit anderm Sprachgefühl zu

schellen. Die Bewegung ist im Fluß und nicht mehr rückzustauen.

Das Gleiche gilt für **unfern**, **unweit**. Von Rechts wegen, sagt der Buchmeister, dürfen sie nur als Umstandswörter gebraucht werden, nämlich von Buchmeisterrechts wegen; aus ihrem eignen höheren Recht macht die Sprache sie zu Vorwörtern, und wir haben nur noch zu wählen zwischen ‚unfern dem Walde‘ und ‚des Waldes‘. Der Sprachgebrauch selbst hat sich noch nicht einseitig entschieden, also hat sich die bescheidne Sprachlehre zu bescheiden. Übrigens stehen diese Wörter mindestens seit dem 18. Jahrhundert als Vorwörter ohne **von**, und der überall Fehler aufstöbernde Meisterer muß mit seinem Von Rechtswegen schon gegen alle unsre Klassiker einschreiten. Schiller schreibt: unweit dem Flecken, Goethe: unfern des Lozes. Der Meisterer verlangt: unweit von, unfern von.

Schön ist **mangels** vielleicht nicht: ‚mangels genügender Einnahmen‘ ist leicht zu ersetzen durch: ‚beim Fehlen‘ oder ‚wegen nicht genügender Einnahmen‘; aber die Sprache strebt nach Kürze und macht mit der Zeit aus Unschönem etwas Gewohntes und Unanstößiges. Wem **mangels** zuwider ist, der meide es, bilde sich aber nicht ein, daß die Sprache sich dauernd hindern lasse, solche ihr bequeme Hilfen des Ausdrucks zu benutzen. So hat sie neben ‚im Namen‘ sich ‚namens‘ gebildet und durchgesetzt. Der Sprachforscher und der Sprachfreund haben ihre Freude an solchen rastlosen Verächtigungen des Schöpferdranges der Sprache; der Beckmesser steht an seiner Merkertafel, kreidet Fehler über Fehler an und feist: Versungen!

Nicht aus dem Safttriebe der Sprache, sondern aus dem Altentstaub der Kanzleien ist **zwecks** hervorgegangen; es kommt bei keinem guten Schriftsteller vor, sondern einzig in der Sprache unterer Behörden und schlechtgeschriebener Zeitungen. Für **zwecks** liegt auch kein sprachliches Bedürfnis vor, denn **zu**, **über**, **für** usw. genügen vollauf in jedem Falle. ‚Bestrebungen zwecks besserer Beleuchtung‘ statt ‚zu besserer . . .‘, ‚Zwecks stärkerer Abschachtung der Schweine wird verordnet . . .‘ statt: ‚über die . . . zu der . . .‘

Wenn ein so großer Teil des Volkes wie der Handelstand zur (nicht zwecks!) schärferen Veranschaulichung eines Geschäftsverhältnisses ein schon vorhandenes einfaches Wort, **ab**,

in neuer Anwendung wählt, so ist dagegen nicht zu wettern mit ‚Schrulle des niedrigen Geschäftsstils‘, um so weniger als grade der Großhandel sich des harmlosen Wörtchens bedient: ‚Die Fracht **ab** Berlin Anhalter Bahnhof, **ab** Hafen beträgt . . .‘ Wird dieser bequeme Gebrauch der Geschäftssprache nicht verallgemeinert, so ist er so ungefährlich wie viele andre Eigentümlichkeiten von Fachsprachen. Ins Schriftdeutsche ist dieses **ab** noch nicht eingedrungen. Daß **ab** als Vorwort nichts Undeutsches ist, beweisen Eigennamen wie Abderhalden; auch sagt man im Alemannischen und Schwäbischen heute vielfach: ‚Geh’ **ab** dem Tisch!‘

Das Bindewort

Mehr eine Stilfrage als eine der engeren Sprachlehre ist die allgemeine Regel, die hier als Einleitung stehe: Bindewörter sollen Verbindbares gesellen, sei's durch Neben- oder Entgegenstellung; nicht aber äußerlich aneinander fügen, was innerlich nicht irgendwie, bejahend oder verneinend, zusammenhängt. Lächerlichkeiten wie: ‚Der Tiger ist so stark wie der Löwe, hat aber ein geflecktes Fell, oder: ‚Der Löwe‘ ist gelb und großmütig‘, oder: ‚Der Dachdecker fiel aus der höchsten Turmluke. Er war ein geborener Hamburger und auf der Stelle tot‘ durchschaut jeder. Es gibt aber manche bindewörtliche Satzfügung, selbst in der Wissenschaft, die ebensowenig innerlich begründet ist; namentlich wird mit einem allzu willfährigen **Und** oder **Und so** von gewissen Schaum- schlägern gar oft der Schein einer schlüssigen Beweisführung erzeugt, obwohl nichts bewiesen, alles vorgetäuscht worden.

Über **Als** und **Wie** sind nach mehr als einem Menschenalter des Streites und der vernünftigen Belehrung die Ansichten so geklärt und so einig geworden, daß heute die durchgreifende Regel aufgestellt werden darf: **Als** steht für das Vergleichen ungleicher, **Wie** für das Vergleichen gleicher Begriffe. Dies sollte fortan unverbrüchlich für jeden Schreiber gelten, der sicher sein will, keine Möglichkeit eines Mißverständnisses zu erzeugen. Die Regel ist keineswegs ein Ausfluß der Schulmeisterei, sondern alle Gründe sprachlicher und gedanklicher Zweckmäßigkeit sprechen dafür: es gibt kein andres Mittel, um jede Zweideutigkeit auszuschließen. Die unterschiedlose Anwendung von **Als** oder **Wie** muß nicht immer, ja nicht oft zu Mißverständnissen führen; aber schon einmal unter zehn Richtigkeiten ist zuviel.

Dazu kommt, wie schon mehrfach hervorgehoben werden mußte (vgl. S. 162), die Erwägung, daß durch die Sprachbelehrung des letzten Menschenalters Zehntausende von Lesern jedes der Regel zuwiderlaufende **Wie** statt **Als** sogleich als

einen Verstoß empfinden und sich innerlich gegen den Schreiber auflehnen, der ja nicht zur Stelle ist, um die altbekannten Verteidigungsgründe vorzubringen, über welche die neuere Sprachlehre mit Recht hinweggeschritten ist. Der scheinbar gewichtigste, daß sich bei fast allen großen deutschen Schriftstellern zuweilen **Wie** findet, wo nach der Regel **Als** stehen sollte, hält nicht Stich: die deutsche Sprache namentlich des 18. Jahrhunderts hatte sich ohne strenge Schulzucht und Sprachlehre entwickelt und darf uns in solchen verhältnismäßigen Kleinigkeiten, worauf die Klassiker weniger Wert legten, nicht als Muster, ja nicht einmal als Entschuldigung dienen, denn wir werden sprachlich besser erzogen als sie und — wir sind keine Klassiker wie sie.

Daß Mißverständnisse die unausbleibliche Folge der Verwechslung von **Als** und **Wie** sind, ist oft durch Beispiele bewiesen worden. Der Satz ‚Wir müssen den Alkohol höher besteuern wie die Schweiz‘ ist ohne die späteren Auseinandersetzungen unverständlich. Er kann bedeuten: . . noch höher besteuern, als es zurzeit in der Schweiz geschieht; aber auch: . . höher besteuern (als jetzt bei uns der Fall), wie das ja schon in der Schweiz geschieht. Alle Bildungssprachen ohne Ausnahme, darunter alle andern germanischen, unterscheiden aufs bestimmteste zwischen Gleichheit und Verschiedenheit bei Vergleichen; auch das ältere Deutsch hatte völlig sicher geschieden; einzig im Neuhochdeutschen herrscht Unordnung, die nicht im Wesen der Sprache, sondern nur in der Nachlässigkeit der Schreiber — wir dürfen heute sagen: der früheren Schreiber — begründet ist. Übrigens beweist die Prüfung aller unsrer besten Schriftsteller, auch der des 18. Jahrhunderts, daß sie jene Unterscheidungsregel in den allermeisten Fällen unbewußt befolgt haben; die Ausnahmen sind vergleichsweise so selten, daß sie für uns nicht in Betracht kommen. Also der Schreiber von heute, der die Gefahr vermeiden will, seinen Lesern von heute als sprachlich unerzogen zu gelten, tut wohl, streng zu unterscheiden: nach Steigerungswörtern und Ausdrücken der Ungleichheit oder der Ausschließung steht **Als**, bei Vergleichen von Gleichem steht **Wie**. ‚Ich bin größer als du. — Er ist ganz anders als sie. — Er ist so groß wie sie. — Das weiß niemand (kein Anderer) als Gott. — Das weiß niemand (so gut) wie Gott. Er besitzt nichts (andres), als was er am Leibe trägt.‘ **Wie**

statt **Als** wirkt fehlerhafter als gelegentliches **Als** statt **Wie**.

Die Regel schließt nicht aus, daß **Als** statt **Wie** in festgeprägten Ausdrücken unantastbar ist: soweit als möglich, sowohl als auch.

Man bemerke: der festen Ausdrücke mit nichtmißverständlichem **Als** statt **Wie** gibt es ziemlich viele; derer mit gutem **Wie** statt **Als** so gut wie keine. Dies kommt daher, daß das älteste Bindewort für die Vergleichung von Gleichem **Als** war; das Bindewort der Vergleichung von Ungleichen war **Dan** (heutiges **Denn**). Dieses **Denn** hat sich in biblischen und ihnen nachgebildeten erhabenen Gelegenheitswendungen erhalten und dient in nichterhabener Rede noch heute sehr gut zur Vermeidung von **als als**: 'Er war größer als Fürst denn als Mensch; Mehr als Abenteurer denn als Gesandter' (Goethe). Einer der Sprachmeisterer verwirft **denn als** und findet **als als** schöner!

Als wie ist gute Dichtersprache, aber nachlässige Umgangssprache und Schriftsprache. Goethes Professor Faust durfte sagen: 'Und bin so klug als wie zuvor'; ein Professor des 20. Jahrhundert wird nicht so sagen, darf jedenfalls nicht so schreiben. Aber selbstverständlich ist ganz richtig: 'Er war so groß als Mensch wie als Staatsmann'. Ferner ist es nicht falsch, in gewissen Fällen statt des erzählenden **Als** zu schreiben **Wie**: 'Wie ich den Schaden besah. — Grade, wie ich in den Saal trat, entfernte er sich.'

Über **Als** in Beisatzfügungen muß in anderm Zusammenhange gesprochen werden (S. 259).

*

Zu dem sonst ganz unschuldigen **Doch** muß Einspruch erhoben werden gegen dessen Verbot bei einigen Sprachmeistern in Sätzen wie: 'Sie waren heute nicht im Garten? — Doch!' Es ist gutes Deutsch.

Früher war man nachsichtiger als heute mit der Anwendung von **indem** in der Bedeutung **weil**, und es galt einst als nicht übles Deutsch: 'Ich konnte dich gestern nicht besuchen, indem ich krank war. — Er mußte Schulden machen, indem sein Gehalt nicht ausreichte. — Im Winter wird mit Verlust gearbeitet, indem nicht genug Bestellungen alsdann einlaufen'. So darf ein guter Schreiber heute nicht mehr

sagen, denn (nicht: indem) **indem** hat heute fast nur noch die Bedeutung **während** im Sinne einer Gleichzeitigkeit.

Während bedeutet ursprünglich nur die Gleichzeitigkeit einer Handlung oder eines Zustandes. ‚Während ich dies tue, tußt du das. — Während ich arbeitete, fiel ein heftiger Regen.‘ Aus diesem Bindewort der Gleichzeitigkeit hat sich, in neuester Zeit immer zunehmend, eines der Gegensätzlichkeit entwickelt, so daß **während** heute fast öfter ‚wogegen‘ als ‚in derselben Zeit, wo‘ bedeutet. Da nun aber der wahre Sinn von **während** nicht erloschen ist, sondern beim geringsten Aufmerken auf den Ausdruck vorflingt, so ergeben sich aus der mißbräuchlich gegensätzlichen Anwendung unfreiwillige Sinnlosigkeiten, die aus gutem Deutsch verbannt bleiben müssen. ‚Goethe wandte sich im Drama zuerst der vaterländischen Geschichte zu, während Schiller in seinen Räubern nahezu ungeschichtlich blieb.‘ Schiller war zur Zeit der Entstehung des Götz ein Knabe von 13 Jahren! ‚Während der Reichskanzler alle Gründe der Regierung für die Bewilligung vortrug, machte der Abgeordnete K. geltend, daß . . .‘ Doch nicht gleichzeitig!

Man sieht, daß berechnete strenge Sprachregeln nichts mit äußerlicher Sprachmeisterei zu tun haben, sondern ebenso nützlich wie notwendig sind, nämlich da, wo sie die gute Sprache davor schützen, ein Werkzeug für Lächerlichkeiten zu werden.

Alein ist doppelsinnig, bedeutet sowohl **einzig** wie **jedoch**, — also Vorsicht!

Überall, wo wir die Möglichkeit haben, eine Fügung durch die volle Zeitwortform auszudrücken, da sollen wir uns keiner unnötigen Hilfen, also auch nicht der Hilfszeitwörter bedienen. Nach **wenn**, also in Bedingungssätzen, genügt die Unbestimmtheit der Erzählform nicht nur, sondern sie allein ist zulässig. Es heißt im guten Deutsch nicht: ‚Wenn ich wissen würde‘, sondern: ‚Wenn ich wüßte‘. Abweichungen von dieser klaren Regel kommen bei guten Schreibern äußerst selten vor, und ihr gelegentliches Vorkommen ist nicht maßgebend für den gewöhnlichen Schreiber. Die Regel gilt auch für die Frageform, worin sich ein Bedingungssatz oft kleidet. Es heißt im guten Deutsch nicht: ‚Würde ich das getan haben, so würde ich verdienen . . .‘, sondern nur: ‚Hätte ich das getan, so würde ich verdienen (oder: so verdiente ich)‘, und statt des falschen ‚Würde ich das tun, so . . .‘ muß es richtig

heißen: 'Täte ich das, so . . .' Natürlich darf es nur heißen: 'Er erklärte, er würde sich töten, wenn er gestraft würde', denn dieses zweite **würde** ist Leidesform.

Wenn und **wann** wurden im älteren Deutsch in allen Fällen klar unterschieden: **wenn** als bedingend, **wann** als Zeitbestimmung, und zwar nicht bloß in Fragesätzen. Heute unterscheidet man wohl noch: 'Ich werde kommen, wenn ich kann' und 'Ich werde kommen, wann ich kann'; aber in Nebensätzen werden **wenn** und **wann** vielfach nicht mehr auseinander gehalten. **Wann** ist zugunsten des allein herrschenden **Wenn** so weit zurückgedrängt, daß Sätze wie: 'Wann ich morgens in den Garten trete, sehe ich zuerst nach den Spargeln; So erwacht der Müller, wann die Mühle stillsteht' heute beinahe unnatürlich klingen.

Um zu ist eine Bindewortfügung, die der gute Schreiber mit großer Vorsicht behandeln muß. Zwei falsche Anwendungen kommen zunehmend häufig vor, und das Gefühl für Falsch oder Richtig ist für beide Fälle so stumpf geworden, daß die Schärfung gar nicht leicht ist. Der erste Fehler besteht im Setzen von **um zu**, wo keine Absicht vorliegt, sondern eine nicht unmittelbar absichtsvolle Abhängigkeit des Zeitworts von einem vorangehenden Hauptwort, Beiwort oder Zeitwort. Es heißt richtig nur: 'Ich habe keine Zeit, müde zu sein', denn hier handelt es sich nicht um Absicht und Zweck, vielmehr steht 'zu sein' in einem einfachen sprachlichen Abhängigkeitsverhältnis zu 'Zeit', das dem eines Zweitfalles nahe oder gleich kommt. 'Ich habe keine Zeit, müde zu sein' ist so viel wie: 'Ich habe keine Zeit des Müdeseins, zum Müdesein', aber nicht: 'um des Müdeseins willen'. Ähnlich bei 'Geld': 'Ich habe kein Geld, Verschwendung zu treiben' (kein Geld der [zur] Verschwendung). Beispiele ähnlicher Art lassen sich in Überfülle bilden: 'Er hat Lust, zu arbeiten. — Ich habe den Mut, die Wahrheit zu sagen. — Du hast nicht die Reife, dies schon zu verstehen. — Die Sache ist geeignet, Aufsehen zu erregen. — Das Werkzeug diente ihm dazu, sich eine kleine Maschine zu bauen'. In allen diesen Fällen darf nur einfaches **zu** stehen, nicht **um zu**. Der falsche Gebrauch von **um zu** hat in neuerer Zeit so um sich gegriffen, daß kaum noch auf eine völlige Umkehr zu hoffen ist. Jedenfalls sollte ein sauberlicher Satzbaumeister sich vor dieser Nachlässigkeit hüten.

Noch schlimmer steht es mit dem zweiten Fehler bei **um zu**: „Schiller siedelte 1803 von Jena nach Weimar über, um hier bald zu sterben“. Das ist Schillern natürlich gar nicht eingefallen, sondern es ist nur die Unbedachtsamkeit des Schreibers, die solche lächerliche Freführung hervorruft. — „Von den epischen Werken Goethes wurden die bedeutendsten damals bloß angefangen, um unvollendet zu bleiben.“ Dazu hatte Goethe sie gewiß niemals angefangen. — „Byron reiste ab, 28 Jahre alt, um sein Vaterland nie wiederzusehen.“ O nein, dies war sein Schicksal, nicht seine Absicht. — Aber diese Form ist doch so bequem; warum sie ganz verwerfen um einiger zufälliger Sätze willen, die lächerlich wirken können? Hier wie oft: einer Fußfalle, deren Gefahr man kennt, geht man besser in weitem Bogen aus dem Wege, als daß man sorglos gegen sie anstoße und von ihr gepackt werde. Das ältere Deutsch kennt diesen Gebrauch gar nicht, er kommt erst im 18. Jahrhundert auf, ist wahrscheinlich fremden Ursprungs, heute eine bedenkliche Gefahr für jeden nachlässigen Schreiber. Der Einwand, der denkende Leser werde auch in einem doppelsinnigen Falle schon das Richtige verstehen, schlägt nicht durch: der Leser wird zuerst falsch verstehen, denn die erste Denkwirkung von **um zu** ist die einer Absicht, eines Zweckes; dem Leser wird also zunächst ein Lächeln oder Lachen kommen, und erst beim nochmaligen Durchdenken wird er sagen: Ach, so war's gemeint. Wo der Leser solche Gedankengänge durchmachen muß, gibt er allemal dem Schreiber die Schuld, zumal der Leser, der sein Sprachgefühl an guten Sprachlehren und Büchern geschärft hat. Die Berufung auf vereinzelt Sätze bei Goethe oder Schiller beweist nichts für den durchschnittlichen Schreiber oder den Leser von heute.

Hestig getadelt wird der Gebrauch von **zu** in Sätzen wie: Ich habe einen Sack Apfel zu liegen. Der Verstoß wird von manchen sehr guten Sprechern und Schreibern begangen und darf nicht als grober Fehler gelten. Die entschulbbare Versuchung dazu rührt her von richtigen Wendungen wie: „Ich habe nichts zu essen, ich habe etwas zu erwarten, zu verkaufen“.

Bei den zeitlichen Bindewörtern **bis, bevor, ehe, solange** (wie) und ähnlichen ist zu wiederholen, was über die Verneinung bei Zeitwörtern des Zweifels, der Furcht usw. gesagt wurde (S. 168). Sie verbinden sich oft und bei den Besten mit einer Verneinung, die ihnen nach strenger Denkregel nicht

zusäme: ‚Ghe ich (nicht) weiß, daß du dich gebessert hast, kann ich dir den Wunsch nicht erfüllen. — Ich gebe kein weiteres Darlehen, bis (nicht) sämtliche Schulden getilgt sind.‘ Die eingeklammerte bedingende Verneinung ist eigentlich überflüssig, aber der innere Sprachsinn verlangt nach ihr, und niemand darf sie einen Fehler schelten.

*

Mit einem groben Fehler hingegen haben wir es bei dem berüchtigten Satzdhreh (Inversion) nach und zu tun. Lessing nannte diese fragende Satzform: Umkehr. ‚Ich habe mein Zigarrengeschäft übernommen, und wird es mein eifrigstes Bestreben sein. . . Das Ministerium hat das Gesetz durchberaten und wird dasselbe dem Reichstag demnächst vorgelegt werden. — Auf dem Gute F. wird zum 1. Oktober ein tüchtiger Kuhhirt gesucht, er muß verheiratet sein, und (er?) muß die Frau mitmessen (Anzeige in einem pommerschen Kreisblatt). — Das 16. Infanterieregiment hält Dienstag eine größere Nachtübung ab, erhält Mittwoch selbstmäßige Verpflegung, und wird auf dem Gelände geschlachtet. — Der Schwerverletzte wurde nach Hause geschafft, und schwebte sein Leben lange in Gefahr.‘ Nicht auf die Mißverständnisse und Lächerlichkeiten, die aus der falschen Umkehr nach und eintreten können und tatsächlich oft genug eintreten, ist bei der Beurteilung dieser oft und gründlich durchgesprochenen Frage das Hauptgewicht zu legen, obwohl auch solche Erwägungen ernste Betrachtung verdienen. Zwei noch gewichtigere Gründe sollten diese Satzverzerrung für immer aus dem Sprachgebrauch eines gebildeten Schreivers verbannen. Obenan steht der schon mehrfach betonte: die heutigen Leser haben zumeist gelernt, diese Form ist ein Fehler. Was die Sprachgelehrten unter und gegen einander mit Für und Wider Kluges, Richtiges, Halbrichtiges, Irriges darüber gesagt haben, ist im Augenblick des Lesens für den Nichtgelehrten nicht da; dieser nimmt Anstoß und kann die sprachgeschichtlichen oder sonstigen Entschuldigungen nicht vernehmen noch würdigen. Es wird aber für die große unbekannte Lesermenge, nicht für einen kleinen Kreis von Sprachforschern geschrieben. Dies gilt für Schriftstücke jeglicher Art; wer einmal gelernt hat, nach und darf keine Umkehrung eintreten, der wird in seinem wohlgezogenen Sprachgefühl verletzt, wenn er liest: ‚Der Reichs-

tag wird auf den 10. Januar einberufen und wird derselbe. . . Ob einige mildere Sprachrichter für feierliche Amtsverkündigungen dieser Art allenfalls eine Ausnahme zulassen wollen, ist den meisten Lesern unbekannt.

Der zweite Grund für die Unzulässigkeit der Umdrehung nach **und** liegt in der dadurch entstehenden Satzform selbst. Der Leser wird in seiner glatten Gedankenbahn plötzlich unterbrochen, muß umlenken und umdenken; der Satzbau bekommt einen Knick, der Leser einen Ruck. Das **Und**, das bequem ebnend verbinden sollte, wird zum Stein des Anstoßes.

Alle Versuche, die Umdrehung sprachwissenschaftlich für gewisse Fälle — nicht etwa zu empfehlen, sondern zu entschuldigen, mögen je nachdem vortrefflich sein für Untersuchungen in Fachkreisen; für das wirkliche Sprachleben und -bedürfnis sind sie unbrauchbar. Um so mehr, als die Beobachtung lehrt, daß die Umkehr niemals in der Sprechsprache, sondern ausschließlich auf dem Papier vorkommt, also nicht aus dem Geiste der Sprache fließt, jedenfalls nicht aus dem der heutigen. Das sehr häufige Vorkommen in der ältern Sprache beruht auf einem ganz andern Satzbau und Satzgefühl. Wenn es z. B. in Luthers Bibel heißt: „Es lief das Volk zu, und kamen etliche Tausend zusammen. — Und die Gräber taten sich auf, und stunden auf viele Leiber der Heiligen“, — oder im Märchen: „Da ging das Kind in den Wald, und begegnete ihm da eine alte Frau“, so fühlt der Leser sogleich, daß es sich damit anders verhält, als mit den auf S. 191 stehenden schlechten Satzgebilden. Entweder ergänzt er mühelos ein es; oder er weiß, und wäre es nur aus der Dichtung (Sah ein Knab' ein Röslein stehn . . . War so jung und morgenschön), daß in der alten und in der gehobenen Sprache die Voraufstellung des Zeitworts im kraftvollen, ja leidenschaftlichen Satz etwas Gewöhnliches, im Wesen der deutschen Sprache Begründetes ist. Dies aber hat mit der Umdrehung nach **und** im heutigen flachen Satzbau nichts zu schaffen.

Für Goethe und Schiller hat Albert Heine durch genaue Untersuchung festgestellt, daß die Umkehr nur an ganz vereinzelten Stellen und fast nur in Jugendwerken vorkommt. Ja schon von dem sehr jungen Goethe, dem Leipziger Studenten, haben wir eine ausdrückliche Warnung an seine Schwester: „Streiche das Und, setze davor einen Punkt und beginne einen neuen Satz“. Oft genügt schon das Streichen

des folgenden Wortes: „Ich habe mich hier als Ofenseher niedergelassen und bitte (ich) um geneigte Aufträge“.

Völlig anders ist es um Satzfügungen bestellt wie: „1794 trat Schiller Goethen näher und schlossen sie innige Freundschaft“, denn die Voranstellung der Jahreszahl bestimmt auch die Fügung „schlossen sie“, und es könnte (nicht: könnte es!) ebensowohl heißen: „1794 schlossen sie“. Oder: „Im dritten Akt erreicht der seelische Kampf seine Höhe und beginnt der Umschwung“. Man nennt diesen richtigen Satzbau mit **und** die Umdrehung nach einer „Spitzenbestimmung“; im dritten Akt steht an der Spitze des Satzes und bestimmt die Stellung sowohl des zweiten wie des ersten Satzgliedes. Richtig heißt es deshalb: „Heute schließt der Reichstag seine Sitzungen und beginnen die Parlamentsferien“. Dies ist selbst vor der strengsten Sprachlehre äußerlich richtig; aber — und das ist für die ganze Frage bezeichnend — die Scheu vor einem falschen Satzbau nach **und** ist durch die berechtigten Warnungen schon so groß geworden, daß ein auf gutes Deutsch bedachter Schreiber, der nicht nur sich, sondern auch dem Leser Genüge tun will, kaum wagen wird, an sich richtige Sätze so zu bauen wie die letzten zwei Beispiele, aus der begründeten Furcht, die Leser könnten ihn zu denen zählen, die noch immer nicht gelernt haben, daß nach **und** keine Umdrehung stehen darf.

*

Über die Wiederholung oder Weglassung des Geschlechtswortes nach **und** wurde schon gesprochen (S. 91). Ergänzend sei nachgetragen: „der vierte und letzte Band“ ist nur ein Band, der vierte ist zugleich der letzte; gibt es noch einen fünften Band, so muß es heißen: der vierte und der letzte Band. „Der gute und kluge Mann“ ist ein und derselbe Mann; handelt es sich um einen guten Mann und einen zweiten, der klug ist, so muß das Geschlechtswort wiederholt werden. Klingt sehr selbstverständlich, wird aber in zahllosen Fällen mißachtet, auch von solchen, die den Fehler in einer fremden Sprache nicht begehen würden.

Man hat getabelt — was wird im Deutschen nicht alles getabelt von Schreibern, die am Welschen nichts zu tadeln finden! — unschuldige Wendungen wie: „Sei so gut und gib mir . . .“, und hat verlangt: „Sei so gut, mir . . . zu geben“.

Dies ist reinste Papiersprache, kein Mensch spricht so, folglich ist die Form mit und zum mindesten gute Umgangssprache; aber auch in guter Schriftsprache ist sie zulässig und tabelloser Brauch. Noch nach andern Ausdrücken ist diese gemüthlichere Fügung allgemeiner Sprachgebrauch, der keine Rüge verdient: „Komm mir nicht wieder und trage mir deine Klagen vor! — Untersteh' dich und pflücke mir die Äpfel ab!“ Sprachsauberkeit ist vortrefflich, Sprachquengelei ist widerwärtig und sie erbittert, statt zu erziehen.

Das Zeitwort

1. Beugung

Eine vollständige Formenlehre des Zeitwortes kann und soll hier nicht gegeben werden; dazu ist eine Sprachlehre notwendig, deren Besitz und Gebrauch vorausgesetzt werden.

Duzende von Zeitwörtern haben schwankende Beugung, worüber die Sprachlehre Auskunft gibt; hier wird nur versucht, festzustellen, für welche Beugeformen sich der heutige gute Gebrauch entschieden hat oder zu entscheiden beginnt. Nicht mein oder irgendeines Einzelnen Geschmack, sondern nur der einer deutlich erkennbaren überwiegenden Mehrheit der Gebildeten gibt den Ausschlag.

Die beiden allbekannten Hauptarten der Zeitwortbeugung heißen seit Jakob Grimm sinnvoll die starke und die schwache, und diese Bezeichnungen werden hier aus Zweckmäßigkeitsgründen beibehalten. Der sprachlich ungelehrte Leser präge sich als deutlichste Unterscheidungsmerkmale ein: die Erzählform der schwachen Beugung lautet auf .. te (ich liebe, ich liebte), die der starken wird durch inneren Ablaut gebildet: ich komme, ich kam. Die zweite Mittelform lautet für die schwache Beugung auf .. t (geliebt), für die starke auf .. en (gekommen), wozu, wie für die Erzählform, in den meisten Fällen der Ablaut kommt: ich leide, gelitten; ich sende, gesandt; ich liege, gelegen. Man könnte also die starke Beugung die Ablauts-, die schwache die t-Beugung nennen.

Die Zahl der schwachgebeugten Zeitwörter überwiegt jetzt die der starken so sehr, daß die Meinung entstehen konnte, die schwachen Zeitwörter seien die regelmäßigen, die starken die Ausnahmen, wie ja die Einteilung für die fremden Sprachen allgemein lautet. Im ältern Deutsch war das Zahlenverhältnis umgekehrt: die schwachen Zeitwörter bildeten die, zwar nicht vereinzelt, aber immerhin wesentlich seltneren Ausnahmen, so daß schon aus der Verschiebung dieses Ver-

hältnisses sich die unleugbare Tatsache ergibt: der Entwicklungsweg der Zeitwortbeugung geht heute auf die stete Vermehrung der regelmäßigen t-Formen, auf die Minderung der unregelmäßigen Ablautungen. Der Ausnahmen von dieser Richtung sind wenig; wir werden einige wichtige weiterhin zu betrachten haben. Als bekanntestes Beispiel sei schon hier genannt das vielumstrittene *ich frage, du fragst, ich frug* gegenüber dem ältern und noch heute für sprachrichtiger erklärten *ich frage, du fragst, ich fragte*. Nicht umstritten ist heutiges *ich preise, ich pries, gepriesen* gegenüber dem ursprünglich schwachen *ich preise, ich preisete, gepreist*, was sich in *gelobpreist* erhalten hat.

So groß war schon im 18. Jahrhundert das Übergewicht der schwachen Beugung über die starke, daß die damaligen Sprachmeister, die ja grundsätzlich nicht den herrschenden Gebrauch bei den Besten, sondern nur ihre eigne, angeblich wissenschaftliche, Meinung gelten ließen, auf den Gedanken verfallen konnten, man müsse die Regelmäßigkeit möglichst vermehren, denn sie sei gleichbedeutend mit Richtigkeit; die Unregelmäßigkeit sei Unart und Unrichtigkeit; diese müsse ausgemerzt werden, und dazu seien die Sprachmeister berufen, nicht etwa die großen Schriftsteller. So dachte Gottsched, so dachte Adelung. Ihre Selbstherrlichkeit war so unerschütterlich, daß das Beispiel aller andern Sprachen mit regelmäßigen und unregelmäßigen Zeitwörtern sie nicht irre machte. Das Versinken mancher starker Beugung ist auf ihre Lehre und Ausübung zurückzuführen.

Im allgemeinen gilt noch heute: die starken Beugeformen werden wirklich als die stärkeren, gewichtigeren, wirksameren empfunden, daher von den Dichtern und den Schreibern des hohen Stils überall da bevorzugt, wo sie noch nicht gänzlich veraltet sind. Ja man erkennt überhaupt den sorgsam wählenden, den sprachliebenden Schriftsteller, den Feind der Flachheit und Abgedroschenheit mit daran, daß er in jedem Zweifelsfalle die starke ältere Form bevorzugt, wo sie noch natürlich klingt, nicht den Eindruck des Gesuchten, des absichtlich Altertümelnden macht. Sich dem Entwicklungsgange der Sprache in der Zeitwortbeugung starr entgegenzustemmen, ist ebenso verkehrt und hoffnungslos wie auf jedem andern Gebiet unsrer Sprache. Wohl aber hat der nachdenkliche deutsche Schreiber, der in seiner erlauchten Muttersprache nicht ein bloßes Ver-

ständigungs-, sondern zugleich ein edles Kunstmittel sieht, Recht und Pflicht, an seinem Teil, ohne bevormundende Aufdringlichkeit, jede gute kraftvolle alte Zeitform in ihrem Bestande zu stützen, wo es irgend angeht, nicht weil jene Form die ältere ist, sondern weil sie dem ganzen Ausdruck mehr Saft und Mark verleiht. Man erprobe selber die Steigerung des Stils in Sätzen mit gehobenem Inhalt an den Doppelformen: glimmte, glomm; klimmte, klomm; webte, wob; schallte, scholl; trieste, troff; gerächt, gerochen; schnaubte, schnob; haute, hieb.

*

Vor der Aufzählung der schwankenden und zweifelhaften Beugungen nach Stark und Schwach oder sonstigen Abweichungen noch ein paar Merke zu gewissen Gruppen von Zeitwörtern. Die auf Birschlaute (f, ff, ff, z, nicht auf sch) ausgehenden Stämme bekommen in der 2. Person der Bin-Form (Indicativ, Bestimmtheitsform) der Gegenwart besser est als st, um Übelklänge oder widrige Verwechslungen fernzuhalten. Du missest (von missen), du weissest (von wissen), du weissest, du reissest, du reizest, du reissest, du speissest (entschieden nicht: du speisst!). Bei denen auf sch kann st stehen: du wäschst, du wischst, du nassst; doch ist für den, der's besser klingend findet, wäschest usw. kein Fehler. — Du läßt, du ißt, du liest haben sich fast als herrschende Formen durchgesetzt.

Bei mehreren Zeitwörtern schwankt die Formbildung der Sei-Form (Konjunktiv, Unbestimmtheitsform) der erzählenden Zeit (Imperfectum) zwischen ä, ö, ü: hülfe oder hülfe, stände oder stünde, schwämme oder schwömmе, wärfe oder würfe, stärke oder stürbe, verdürbe oder verdürbe usw. Ein richtiges Gefühl treibt dazu, die Bildung zu wählen, die am deutlichsten die Sei-Form zu erkennen gibt und zugleich den Gleichklang mit andern Bildungen vermeidet. Also in den obigen Fällen sind die besseren Formen: hülfe, stünde (obwohl stände nicht schlecht ist), begönne, schwömmе, würfe, stürbe, verdürbe. — Zu stünde ist zu bemerken, daß ich stund noch in neuester Zeit bei Dichtern, z. B. bei Paul Heyse, ungesucht vorkommt.

*

Backen. — Du bäckst, er bäckt, ich buk, ich büke, gebacken sind die guten älteren Formen, die von jedem sorgsamem Schreiber noch bevorzugt werden. Es ist aber nicht zu leugnen, daß in der Umgangssprache **bäckst, bäckt, backte** jetzt fast allein herrschen, und daß die starken Formen in der Amtssprache vielen gradezu gesucht klingen. — In der Bedeutung zusammenkleben (mehr in der Volkssprache) durchweg schwach, also auch **gebackt**.

Bedingen. — Ich bedang mir aus, ausbedungen; aber: ein bedingtes Angebot. — Über die Bedeutung von **bedingen** vgl. S. 222.

Befehlen. — Nur: ich befahl, nicht etwa befohl; dagegen: daß ich beföhle, nicht befähle, um stärker von **befehle** zu unterscheiden.

Beginnen. — Über **begänne** oder **begönne** s. S. 197.

Bellen. — Von **boll** meint ein Sprachmeisterer: „heute ganz unmöglich“. In der Dichtung ist es noch nicht versunken, in der Umgangssprache sehr wohl möglich und als kräftig alt, aber nicht fehlerhaft empfunden.

Bergen. — Daß ich bärge oder bürge? Wegen der Verwechslung mit **bürgen** (vgl. S. 197) doch besser **bärge**.

Bersten. — Besser: du birstest, er birst, ich barst (neben **borst**), **geborsten; birst!**

Bewegen. — In der ursprünglichen Bedeutung: fortbewegen, dann rühren, nur schwach: **bewegte**, Deine Tränen haben mich bewegt. Im übertragenen Sinn „bestimmen“ stark: Er bewog mich, ihn zu begleiten — Ich fühle mich bewogen, Ihren Wunsch zu erfüllen.

Blasen. — Natürlich nur **blies**, geblasen; ich blus ist bewußt scherzhaft, kommt aber schon bei M. Claudius vor. — Du bläst (nicht **blasest**, auch kaum **bläsest**).

Bleichen. — Als zielendes Zeitwort (Wäsche bleichen) nur schwach: Die Sonne **bleichte** (hat gebleicht) die Wäsche; als zielloses Zeitwort mit gemischter Beugung: ich **erbleichte**, ich **bin erbleicht**; Die Sonne hat die Farbe **verbleicht**, und dadurch **verbleicht** sie, ist sie **ausgebleichen**. Der Mond ist **verblichen**. **Verbleichen** = sterben: er **verblich**, der **Verblichene**.

Brennen. — Er ließ, als ob es hinter ihm **brennte** (nicht **brännte**). Ebenso mit **e**, nicht **a**, **fennen**, **nennen**, **rennen**.

Dingen gehört zu den seltenen Zeitwörtern, die aus der schwachen Beugung in die starke übergetreten sind, früher **dingte, gedingt, heute dang (bedang), gedungen (bedungen)**. In der Bedeutung ‚mit einer Bedingung belegen‘: eine **bedingte** Behauptung, aber: eine **ausbedungene** Leistung (vgl. S. 198).

Drängen, Dringen werden in nachlässiger Umgangs- und selbst Schriftsprache leider oft vermischt, müssen aber in guter Sprache streng geschieden bleiben. Das Zielwort **drängen** hat: **drängte, gedrängt, aufgedrängt, vorgedrängt**. Er hat mich **gedrängt, bedrängt**. — Er hat sich mir **aufgedrängt** (nicht **aufgedrungen**). — Die Zusage wurde mir **aufgedrängt**; Er hat sich **vorgedrängt**. — **Dringen** ist ziellos: Ich **dringe** durch, Ich **drang** durch. — Der Gedanke, der sich mir **aufgedrängt** hatte, ist später **durchgedrungen**. — Diese Unsitte hat sich **ingedrängt** und ist immer weiter **gedrungen**. — Ich bin davon **durchdrungen**. — Er **drängte** sich an mich, er **drang** in mich. — Er mißbrauchte meine **bedrängte** Lage, und ich konnte den einmal **Eingedrungenen** nicht loswerden. — Ich werde mich schon **durchdrängen** und allmählich **durchdringen**. — Und alle solche scharfe und nützliche Unterscheidungen will man verdrängen und statt ihrer einen Mischmasch eindringen lassen?

Dreschen. — Du **drischst**, er **drischt**, er **drasch, gedroschen**. **Drasch** ist beinahe versunken zugunsten von **drosch**, ist aber nicht etwa falsch.

Vor **dünken** hüte sich, wer dessen sprachgeschichtlich richtigen Gebrauch nicht kennt. Das Wort wird als alt und ehrwürdig gefühlt; man möchte es anwenden, weiß aber nichts über seinen richtigen Fall (mich **dünkt**) und nichts über sein Verhältnis zu **deucht**, so daß man beide unterschiedlos durcheinander quirlt. Die Beugung lautete ursprünglich: **Dünke, dächte (deuchte), gedäucht (gedeucht)**. Hieraus wurde später **dünkte, gedünkt**; daneben wurde aus Unkenntnis ein neues Zeitwort **deuchten** (ich **deuchte, ich deuchtete, gedeuchtet**) erfunden, und heute herrscht wirrste Unordnung. Wer das Wort durchaus gebrauchen will, der tue das wenigstens so, daß er sich bei Sprachkennern nicht lächerlich mache: **Mich dünkt** (nicht: mir **deucht**), **mich dünkte, mich hat gedünkt**. Will man die Nebenform **deuchten** zulassen, dann jedenfalls nur: **mich deucht**.

Von empfehlen besser empföhle als empfähle, aus demselben Grunde wie bei beföhle (S. 197 und 198).

Falten war ursprünglich nur stark, ist jetzt stark und schwach, aber mit feiner Unterscheidung: im eigentlichen Sinne nur schwach: die gefaltete Zeitung, die entfaltete Rose; dagegen im übertragenen stark: mit gefalteten Händen.

Fassen bildet nur fassst, faßt, nicht faßt und fäßt (vgl. S. 197).

Ich *sechte*, du *sichtst*, er *sicht*; ich *flechte*, du *sichtst*, er *sicht*, — nicht *sechtest*, *flechtest*.

Sehr verwickelt und bis heute nicht völlig entschieden ist die Frage, ob *fragte* oder *frug*. Mit Schimpfereien über *frug*: „alberne Mode, gar zu greulich, Fluch der Lächerlichkeit, eine Schande“ werden so feine und schwierige Zweifelsfragen nicht entschieden. Der Sachverhalt ist ganz klar: die Sprachgeschichte belehrt uns, daß es im ältern Deutsch nur *ich frage*, du *fragst*, er *fragt*, ich *fragte* gab. Aber sie zeigt uns auch, daß *frägst* und *frug* nach Luther vorkommt, im 18. Jahrhundert öfter, auch bei den Besten, auftauchen, dann fast zur Regel werden und erst im letzten Menschenalter wieder zugunsten von *fragst*, *fragte* zurücktreten, nicht etwa ganz verschwinden. Eine solche sich durch Jahrhunderte erstreckende Spracherscheinung ist keine Mode. Sie ist auch kein so schwerer Verstoß gegen die angeblichen Sprachgesetze, wie man nach jenen Schimpfereien glauben soll: der Übertritt aus der schwachen Beugung zur starken ist zwar nicht häufig, kommt aber mehr als einmal vor, ohne beschimpft zu werden (vgl. S. 199 zu *dingen*, S. 196 zu *preisen*). Auch *weisen* (heute *wies*, *gewiesen*, früher *weiste*, *geweist*) gehört zu dieser kleinen Gruppe. Bei Bürger heißt es: „Sie *frug* den Zug wohl auf und ab und *frug* nach allen Namen“, was der Dichter sogar um des Versmaßes willen nicht geschrieben hätte, wenn es damals nicht gutes Deutsch gewesen wäre. — Bei Goethe: „Niemals *frug* ein Kaiser nach mir“, wozu der Vers gewiß nicht zwang; viel eher zu: „*fragte* ein Kaiser. Bei Schiller: „Der Schwed“ *frug* nach der Jahrzeit nichts.“ Alles dies ist zum mindesten ein Beweis, wie sehr der Gebrauch im 18. Jahrhundert schwankte. Daß er dann bis gegen das Ende des 19. Jahrhunderts sich immer stärker für *frägst*, *frägt*, *frug* entschied, ist gewiß nicht auf jene paar sehr bekannte Dichter-

stellen zurückzuführen, sondern muß aus tieferen Quellen geflossen sein. Man übersehe nicht, daß bei so ausgezeichneten Deutschschreibern wie Heyse, Storm und Freytag, übrigens auch bei Fontane und Scheffel, fast nur **frug** steht. Es läßt sich nachweisen, daß der heutige Umschwung zu **fragst, fragt, fragte** und zur Verdamnung von **frägst, frägt, frug** ausschließlich hervorgerufen wurde durch den Einfluß der Sprachgelehrten, die gegen einen herrschenden Sprachgebrauch mit den Waffen der Sprachgeschichte kämpften und dem Anscheine nach gesiegt haben. Das unbeeinflusste Sprachgefühl jedoch ist noch keineswegs von der Schlechtigkeit von **frug** durchdrungen: man hört im Alltagsleben fast ebenso oft wie früher **frug**, und man liest es immer wieder. Der wahre Grund liegt darin: man empfand und empfindet die starke Beugung in diesem Fall, gleichviel aus welchen Gründen, als die kraftvollere und kümmert sich nicht um die Sprachgeschichte, die doch nur lehren kann, daß früher anders gesprochen wurde als heute. Bemerkenswert ist diese Mitteilung Bismarcks: 'Wenn mein Vater von der Jagd kam und es gemächlich hergegangen war, so sagte er: Ich jagte; ging es aber toll her, so sagte er: Ich jug. Die Grammatiker werden diese Bildung mißbilligen, aber ich selbst möchte meinem Vater Recht geben.' Ich bin geneigt, dasselbe zu tun.

Heute steht es um diese Streitfrage so: die Sprachgelehrten machen streng über alleinrichtiges **fragst, fragte**, so daß die dadurch eingeschüchterten Schreiber sich vor **frägst, frug** in acht nehmen, die meisten nicht ganz aus innerer Überzeugung. Ich selbst gehöre zu diesen, denn ich möchte mich nicht ohne Not noch mehr unbegründeten gehässigen Angriffen aussetzen. Das Volk aber, besonders in Norddeutschland, spricht nach wie vor sein **frägst, frug**. Die Entwicklung ist schwerlich für immer abgeschlossen; sie kann gar wohl wieder in die frühere Bahn zurückkehren und sich der Sprachgeschichte und den Sprachgelehrten zum Troß mit Bürger, Goethe, Schiller, Storm für **frug** entscheiden.

Daß der Einwand: Wenn **frug** richtig sei, so müsse es auch **gefragen** heißen, eine außerlesene Sprachdummheit ist, braucht dem nachdenklichen Leser nicht bewiesen zu werden, der sehr gut weiß, daß das Sprachgefühl unabhängig ist von einer Regel, daß vielmehr die Regel sich nach dem Sprachgefühl richtet oder — richten sollte.

Gären hat in eigentlicher Bedeutung *gor*, *gegoren*; in übertragener *gärte*, *gegärt*. Das Bier *gor*, hat *gegoren*; im Volke *gärte* es, die Unzufriedenheit hatte schon lange *gegärt*.

Gebären. — Du *gebierst*, sie *gebiert* sind die älteren und besseren Formen; aber man hört und liest fast nur *gebärst*, *gebärt* und ist dagegen machtlos. Die richtige Be-
 fehlsform heißt *gebiere*!

Von *gelten* lautet die erzählende *Sei*-Form besser *gölte* als *gälte* (vgl. S. 197).

Gesinnt und **gesonnen** sind streng zu scheiden: *gesinnt* bedeutet die Gesinnung, *gesonnen* (soviel wie *gewillt*) den Entschluß. Der ihm wohlgesinnte Minister ist nicht *gesonnen*, ihn schutzlos zu lassen.

Gleiten. — *Glitt* ist die bessere Form trotz gelegentlichem *gleitete* bei Goethe und Schiller. Auch bei ihnen überwiegt *glitt*.

Glimmen. — *Glomm*, *geglommen* gelten für edler als *glimmte*, *geglimmt*. Doch hat sich mit der Zeit ein zarter Unterschied des Sprachgefühls herausgebildet je nach der Lebhaftigkeit des Glimmens: Mein Herz ist *entglommen*; aber: In seinem Herzen *glimmte* noch ein letzter Funke.

Daß noch feste und richtige Ordnung des Sprachgebrauchs bei **Hängen** durchzusetzen sei, glaube ich zwar nicht, doch muß der Versuch pflichtmäßig gemacht werden. Richtig wäre *hängen* nur als Zielwort, *hängen* als zielloses, also: Ich *hänge* meinen Mantel auf, und dann *hangt* der Mantel. Diese Anwendung von *hängen* ist in der Umgangssprache ganz, in der Schriftsprache nahezu ausgestorben, nur sprichwörtlich und dichterisch noch geblieben und wird als edel gewürdigt: Mitgefangen, *mitgehangen* (des Reimes wegen, denn ganz richtig könnte das nur bedeuten: Er wurde gefangen und hat am Galgen *gehangen*, nicht: er ist *aufgehängt* oder *gehängt* worden), und in Wendungen: Er hat ihm treu *angehangen*, Heine: .. sie ließen die Köpfe *hängen*; im Märchen: Ach, Fallada, daß du *hange*st. Der Unterschied hat sich verwischt, und nur in guter Sprache hört und liest man noch: Der Hut hat an dem Nagel *gehangen*. Der heutige Sprachgebrauch wendet *hängen* fast nie, *hängen* sowohl ziellos wie zielend an, bedient sich aber

nebeneinander fast unterschiedlos der schwachen und der starken Form **hängte** und **hing**: **Er hängte** (oder: **hing**) den Mantel auf; allerdings nur: Der Mantel **hing** am Nagel.

Was man unter dem verworrenen heutigen Sprachzustande fordern darf, ist etwa dies: **ich hing** sollte nicht zielend gebraucht werden, sondern nur: **Ich hängte** den Mantel (auch den Beruf!) an den Nagel, und nur: **Ich hing** von meines Vaters Willen ab. — Der Hut hat am Nagel **gehangen**. — **Er hängt** und **hing** zu sehr am Gelde, er hat am Gelde **gehangen**. — **Er hat sich** an ein Mädchen **gehängt**. — **Er behängte** (nicht **behing**) sich mit Plunder. — Die Tannen stehen **schneebehangen**. Der Verbrecher wird **aufgehängt**, der Henker **hängt** ihn auf oder **henkt** ihn und läßt ihn dann **hängen** (**hangen**). Also nicht: **Ich hing** den Hut auf, und nicht: **Er hängte** an einem Mädchen. — Im Tell (2, 2) heißt es: „Und holt herunter seine ew'gen Rechte, die droben **hangen** unveräußerlich.“ Wir fühlen dies als das Eblere, wagen aber nicht mehr, es nachzusprechen oder in der Alltagsprosa nachzuschreiben.

Halten. — Hier herrscht noch gute Ordnung, und man hat mit Recht das unerträgliche, aus mangelhafter Sicherheit im Schriftdeutschen stammende: „Er haltet und waltet ein strenges Gericht“ von dem Umarbeiter des Niederländischen Dankgebets geändert in: **Er waltet** und **schaltet**.

Von **Sauen** heißt die Erzählform nur in niedriger Volkssprache **haute** (. . ihm eine runter); in guter Sprache **hieb**. Das Mittelwort ist **gehauen**. Man unterscheide aber: **Ich haute** den Jungen durch, **Ich durchhieb** den Baum mit einem Streich.

Das Mittelwort von **Seissen** lautet nicht **gehießen**, sondern nur **geheissen**.

Von **Reifen** sind heute nur noch **Reifte**, **gefeist** gebräuchlich; **Riff**, **geriffen** veraltet.

Klimmen hat neben dem bessern **Flomm** das noch nicht schlecht zu nennende **Flimnte**. Ähnlich wie bei **Glimmen** hat sich ein feiner Unterschied herausgebildet: **Er erflomm** den höchsten Gipfel, aber: **Er erflimnte** den Apfelbaum.

Klingen. — **Klang**, **geklungen** sind die landläufigen Formen; daneben aber mehr zielend **flingte**, **geflingt** für anstoßen: **Er flingte** mit dem Glase an, es wurde **angeflingt**.

Kneifen. — Er kniff ist die gute Form, kneifte die schlechte. Bei kneipen = kneifen überwiegt jetzt kneipte. — Kneipen = zechen hat hiermit nichts zu schaffen und geht: kneipte, gekneipt.

Über kömmt, kömmt von Kommen wurde schon an andrer Stelle (S. 20) gesprochen. Dem Ansehen oder der einschüchternden Annahme der willkürlichen Sprachgesetzgeber Gottsched und Abelung ist es gelungen, kömmt und kömmt ‚schlecht‘ zu machen, so daß es aus der heutigen guten Schriftsprache fast verschwunden ist. Es ist keineswegs falsch, und wessen Alltagsprache kömmt und kömmt spricht, der darf es getrost zu schreiben wagen und sich auf Lessing berufen.

Das Wort führen tauchte erst im 17. Jahrhundert auf als Nebenform zu fiesen; es wird heute von gesuchten altertümlichen Schreibern als ein besonders ehrwürdiges Urwort betrachtet und dem Riesen noch vorgezogen. Wer wenigstens richtig altertümeln will, der begnüge sich mit ich fiese (meist erkiese), ich for (erfor), geforen (erforen) und meide sowohl ich füre und führen wie gekiest und erkiest.

Laden. — Es vertritt jetzt zwei einstmals ganz verschiedene Stämme mit verschiedenen Bedeutungen: vorfordern, einladen; aufladen, belasten. Jenes beugt: Ich lade, du ladest (schlechter: lädst), er ladet (lädt), geladen; dieses nur: ich lade, du lädst (belädst, entlädst), er lädt; beide: geladen.

Löschen ist zielenbes und zielloses Zeitwort. Das zielende beugt schwach: ich lösche (das Licht), ich löschte, ich habe (das Feuer) gelöscht (verlöscht, ausgelöscht), lösche das Licht! Das ziellose beugt stark: ich lösche (erlösche), du lischst (erlischst, lischst aus), er (er)lischst (aus), wir (er)löschen, das Licht losch, ist geloschen (erloschen, verloschen); Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus! (Würger). — Unbefriedigte Liebe lischst nie im Busen des Mannes (Goethe). — Verlöscht das Feuer und das Licht!

Malen. — Der Unterschied zwischen gemalt und gemahlen steht in jeder Sprachlehre, wird aber hier, nicht überflüssig, wiederholt: Das Bild wird gemalt, das Getreide wird gemahlen.

Milken. — Die guten alten Beugeformen: du milfst, sie milft sind weit zurückgetreten hinter die schwachen du

melkst, sie melkt; diese dürfen jetzt nicht für falsch gelten. Dagegen darf man **gemolken** (nicht **gemelkt**) als einzig zulässige Mittelform fordern.

Niesen. — Du niefest, er niest; das Kind hat geniest (nicht etwa **genossen**!).

Offenbaren. — Eine feine Unterscheidung hat sich herausgebildet: Er hat sich mir **offenbart**, aber: die **geoffenbarte** Religion gegenüber dem **offenbarten** Abkommen.

Pflegen. — Früher **pflog, gepflogen**, heute fast nur: **pflegte, gepflegt**. Jemand oder etwas **pflegen** nur so: sie **pflegte** die Blumen, hat den Kranken **gepflegt**. In der Bedeutung: zu tun **pflegen** sind **pflog, gepflogen** noch nicht ganz erstorben; von der Fügung **Nat pflegen** gibt es nur: **Nat gepflogen**.

Quellen. — Ziellos: Du **quillst** von Tränen über; Das Wasser **quillt**, Der Brunnen **quoll**; Die Milch ist **übergequollen**. Zielend: Das Mädchen **quellt** den Reis, hat den Reis **gequellt** (vgl. **Schwellen**).

Rächen. — Heute fast nur noch regelmäßig (schwach): ich **rächte**, habe mich **gerächt**. Die alten starken Formen **roch, gerochen** sind wegen des störenden Gleichklanges mit den Beugeformen von **riechen** zurückgetreten.

Raten, du rätst, er rät, er riet, geraten; aber: er ratet und tatet, mitgeratet und mitgeratet.

Von **Saugen** kommen neben den richtigen und guten Formen ich **sog, gesogen** die nachlässigen **saugte, gesaugt** vor; das feine Sprachgefühl lehnt sie ab. — **Säugen** ist regelmäßig: **säugte, gesäugt**. Die Mutter hat ihr Kind **gesäugt**, das Kind hat die Milch **gesogen**.

Schaffen. — Es ist streng zu unterscheiden zwischen schöpferischer, erzeugender Tätigkeit und Heranschaffen, Besorgen, Fertigen; von jener heißt es nur: er **schuf** sein Werk, er hat es **geschaffen**; von dieser: Der Kaufmann **schaffte** die Waren an (heran, herbei), er hat sich einen Buchhalter **beschafft** (**angeschafft**). Der Wagen **schaffte** den Koffer zur Bahn. Der Schnee wurde **weggeschafft**. Aber auch: Ich habe heute tüchtig **geschafft** (gearbeitet, nicht gerade schöpferisch); es **schafft** (**schaffte**) nicht recht, hat nicht **geschafft**. Handwerkszeug wird **beschafft** (**angeschafft**), künstliche Gaben sind **angeschaffen**.

Schallen. — Fast gleichwertig stehen die älteren und

jüngeren Formen nebeneinander: scholl (erscholl), erschollen und schallte, geschallt (geschollen, erschollen).

Schleifen. — Ich schliff das Messer, es wurde geschliffen. Die Rekruten werden ‚geschliffen‘ (gedrillt). Ein ungeschliffener Mensch (Edelstein). — Der Kleidersaum schleifte (sie schleifte den Saum) an der Erde, er wurde geschleift. — Der Verbrecher wurde zur Richtstätte geschleift.

Schmelzen. — Der Schnee schmilzt; aber: Die Sonne schmelzt den Schnee. Der Schnee zerschmolz, die Köchin zerschmelzte die Butter. Zerschmolzener Schnee, die Sonne hat den Schnee zerschmelzt. Diese richtigen Formen sind bedenklich durchseht worden mit den sicher falschen; man spricht sehr oft und schreibt nicht selten: Die Sonne schmolz den Schnee, sie hat den Schnee zerschmolzen. Wer das Richtige kennt, der schreibe es, denn es handelt sich hier, wie in andern Fällen (z. B. quellen, schwellen, verderben) um einen so sichern Unterscheidungs willen und ein so klares Mittel der Sprache, daß bewußte Nachlässigkeit für überaus tadelnswert gelten muß.

Schnauben. — Der Wind schnob, hat um die Ecke geschnoben; Der Mann schnaubte seine Nase, hat sie geschnaubt. Aber auch: Er schnaubte, hat Rache geschnaubt (neben schnob, geschnoben).

Schrauben. — Schraubte, geschraubt; aber ein verschrobener Mensch, — dagegen: Du hast die Schraube verschraubt. Schrob und geschroben sind zwar seltner, aber nicht falsch zu nennen.

Schrecken, erschrecken. — Zielend: Ich schrecke (erschrecke), du schreckst, er schreckt; ich schreckte (erschreckte dich), habe dich geschreckt, erschreckt. Schrecke ihn! — Ziellos: Ich schrecke (erschrecke) davor, du schrickst zusammen, warum erschrickst du? er erschrickt, schrickt davor zurück; ich schrak zusammen (erschrak), ich bin sehr erschrocken, erschrick nicht!

Schwären. — Die Wunde schwärt, schwor, ist geschworen; doch hört — und liest! — man jetzt ebenso oft oder öfter: schwärte, geschwärt (vgl. S. 205 zu rächen). Dem Sprachgefühl geht das schnelle, sichere Verständnis über die sprachgeschichtliche Richtigkeit, ein Umstand, der von manchen Sprachgelehrten nicht voll gewürdigt wird.

Schwellen — wie **quellen**: das Wasser **schwillt**, das Wasser **schwoll**, die Hand ist **angeschwollen**. Aber: Das **schwellt** mir den Mut, **schwellte** ihm die Hoffnung, hat seinen Ehrgeiz **geschwellt**, hat ihm die Segel **geschwellt**. — Er spricht eine **geschwollene** Sprache; er hat seine Sprache **aufgeschwellt**.

Schwimmen. — Nur ich **schwamm**; **schwomm** ist rundweg falsch; dagegen **schwömm** besser als **schwämme**.

Schwören. — **Schwur** steht für den erhabnen Stil um eine Stufe höher als **schwor**; daß ich **schwüre** ist besser als **schwöre** (vgl. S. 197).

Senden. — Die allgemein üblichen Formen sind: **sandte**, **gesandt**; Schillers 'von Milet **gesendet**' ist Versnot.

Von **Seufzen**: **seufzest**, wie von **reizen**: **reizest** (197).

Sieden. — In der eigentlichen Anwendung ablautend: ich **sott** den Fisch, der Fisch ist **gesotten**; in der übertragenen t-Beugung: ihm **siedet**, **siedete**, hat **gesiedet** der Born in den Adern.

Singen, **sang**, **gesungen**; aber in fester Fügung die alte Form: Wie die Alten **sungen**. Daß ich **sänge** hat noch den Vorrang vor .. **sünge**.

Von **Spalten** gibt es **gespalten** neben **gespaltet**, mit einem äußerst zarten, aber selten gemachten Unterschiede zugunsten des um einen Schatten edleren **gespalten** .. die **Stirne breitgespalten** (Freiligrath).

Zu **Speisen** erinnere man sich: nicht du **speisst** oder **speißt**, sondern du **speisest** (in der Schriftsprache nur so).

Von **Sprießen** kommt die t-Beugung: **sprießte**, **gesprießt** nur bei mittelmäßigen und schlechteren Schreibern vor; sonst nur: **sproß**, **sprosse**, **entsproß**, **gesprossen**. Die Seltenheit des Vorkommens hat die Ablautformen geschützt.

Stecken ist zielloß und zielend; das zielloße lautet: ich **stecke**, du **steckst**, er **steckt**, ich **steckte**, **gesteckt**. Daneben gibt es die älteren starken Formen du **stickest**, er **stickt**, die heute sehr selten, er **staß** (**stäße**), die noch ziemlich oft gebraucht werden. — Das zielende **stecken** geht durchweg nur mit t-Beugung: ich **steckte** den Schlüssel ins Schloß (den Brief in den Kasten), ich habe ihn **hineingesteckt**.

Stecken ist stammverwandt mit **Stechen** (**stach**, **gestochen**). Die ernste Frage, ob ein frisches Faß **angesteckt** oder **angestochen** wird, richtet sich danach, ob Faß **anstecken**

oder **anstecken** zu sagen ist. Die Wahrscheinlichkeit spricht für **anstecken**, denn — „Alles was Anstich hat, lobe den Herrn!": der Zapfhahn wird in den Spund **hineingesteckt**, allenfalls **hineingestochen**, das frische Faß dadurch **angestochen**. In neuester Zeit scheint man dies für unsein zu halten, weil ein Faß mit edlem Naß nicht **angestochen** werde, wie ein Schwein **abgestochen** wird, und so ging man zu **anstecken** und **angesteckt** über.

Bei **Stehen** wird an das kräftigere, daher dichterisch bevorzugte **stund**, **stünde** neben **stand**, **stände** erinnert (vgl. S. 197); **stünde** ist auch für die Prosa brauchbar.

Stieben: **stob**, **gestoben**; **stiebt** beginnt mit einzubringen, sollte ferngehalten werden.

Triefen: **troff** (**tröffe**), **getroffen** — dies sind die echten, guten Formen; doch hat sich wegen des Gleichklangs mit **getroffen** von **Treffen** jetzt **getriefft** eingebürgert, und dies führte auch zu **triefte**, das nicht mehr schlecht genannt werden darf.

Von **Überessen** lautet das zweite Mittelwort **übergessen** (Faust 2838: und doch noch nie sich **übergessen**); aber: ich habe mir diese Speise **übergessen** (neben ebenso richtigem **übergessen**, vgl. S. 210).

Bei **Verderben** sollte der Beugungsunterschied des zielenden und des ziellosen Zeitwortes beachtet werden. In Süddeutschland tut das selbst die Umgangssprache noch, in Nord- und Mitteldeutschland weder Umgangs- noch durchschnittliche Schriftsprache. Es sollte heißen: **Du verderbst, du verderbest** das Kind, er hat das Kind **verderbt, verderb'** es nicht! „Ach, der Born **verderbt** die Besten" (Schiller). Dagegen: Die Butter **verdirbt**, das Obst **verdarb**, es ist **verdorben, verdirb!** Merkwürdigerweise ist die regelmäßige t-Beugung so gut wie ganz zugunsten der ablautenden verschwunden, man schreibt und erst recht hört nur noch: Er **verdirbt** die Arbeit, er **verdarb** sie, hat sie **verdorben**. Nur biblische Wendungen wie „**verderbter** Sinn" haben sich zum Teil erhalten. Zu retten ist hier nicht mehr viel; allenfalls sollte man sich vornehmen, von edleren Dingen nur **verderbt** zu sagen, schon zur Scheidung vom **verdorbenen** Fleisch oder Magen. Dies wäre sogar eine Verbesserung gegenüber dem **verderbten** Magen, wie es sonst eigentlich heißen müßte.

Versalzen. — Die Suppe ist **versalzen** ist die ältere und bessere Form; **versalzt** kann nicht als falsch gelten, da die starke Form **ich stielz** ganz verschwunden und durch **salzte** ersetzt ist.

Der Unterschied zwischen zielendem **Wägen** und ziellosem **Wiegen** ist bis auf schwache Reste verschwunden: **Wiegen** hat **Wägen** verdrängt, und fast nur in sprichwörtlichen Wendungen: ‚Erst **wägen**, dann **wagen**, — Man soll die Stimmen **wägen**, nicht zählen‘, sowie in der Zusammensetzung **Erwägen** hat es sich erhalten. Niemand sagt oder schreibt mehr: Ich habe mich **wägen** lassen und **wiege** 170 Pfund, sondern für beide Begriffe steht **wiegen**. Allerdings heißt es in übertragenem Sinne noch durchweg: Ich **wäge** (er-**wäge**) den Plan, aber: ich **wog** (er**wog**) ihn (nicht **wägte**); dagegen auch wohl: ich **erwägte**, habe ihn **gewogen** (er-**wogen**). Im eigentlichen Sinne nur **wiegen**, und hierbei wird man es belassen müssen, denn wirklich Abgestorbenes zu beleben ist nicht die Aufgabe des Sprachfreundes. In der Schweiz unterscheidet die Umgangssprache noch ziemlich sicher: Ich **wäge** das Brot. Das Brot **wiegt** schwer, und einen schweizerischen Schriftsteller, der so schreibt, darf niemand tadeln; ein norddeutscher käme dadurch in den Ruf der Gesuchtheit.

Weben. — Die Ablautbeugung ist noch nicht tot, doch bringt die schwache vor. Man hört und liest noch **wob** neben **webte**; dagegen gilt **gewoben** im eigentlichen Sinn den Meisten für gradezu falsch, was es nicht ist. Stoffe dürfen ebenso wohl **gewoben** werden wie **Schicksale**.

Wenden. — In guter Sprache nur **Ich wandte**, **gewandt**. Allerdings ist gegen den ‚gewendeten Rod‘ nichts einzuwenden.

Werfen. — **Ich würfe** gilt jetzt allgemein für besser als **ich wärfe**, trotz Schillers: Und **wärfst** du die Krone selber hinein . . (vgl. S. 197).

Von **Winken** gibt es in Süddeutschland ein, dort ernst gemeintes, **gewunken**; in Norddeutschland wird es nur bewußt drollig gebraucht.

Die **verwünschte** Prinzessin des Märchens ist uns vertraut und lieb; sonst natürlich nur **verwünscht**.

2. Zusammengesetzte Zeitwörter

In zwei Hauptpunkten gilt es hier, Zweifel zu klären, Schwankungen in Festigkeit zu verwandeln: in der Frage nach den Grenzen des Zusammenziehens und in der nach der Beugung der Zusammensetzungen. Wie überall so hier darf uns kein von außen der Sprache aufgezwungenes eigenherrliches Gelehrtengefeß, sondern einzig die zurzeit von den Gebildeten gesprochene und geschriebene Sprache leiten.

Ganz ebenso wie bei den zusammengesetzten Hauptwörtern begegnen wir bei den Zeitwörtern überall der Befrittung oder beschimpfenden Verhöhnung vieler Neubildungen, die sich den Krittlern und Schimpfern zum Troß, meist noch bei deren Lebzeiten, siegreich durchgesetzt haben. Als allgemeines Gesetz fürs Urtheil kann gelten: die Duldung selbst der kühnsten Versuche ist vernünftiger als die engherzige Beanstandung. Denn hier wie allenthalben im Sprachleben entscheidet der Erfolg im großen, nicht der Geschmack eines noch so selbstbewußten vereinzelt Eigenbrötlers. Als immer wieder vorzuführendes Beispiel muß gelten die jetzt in die Hunderte gehende Zahl der heute selbstverständlich erscheinenden, unentbehrlichen Verdeutschungen solcher Fremdwörter, die noch vor hundert, vor fünfzig, vor zehn Jahren für ebenso unersetzbar wie unübersetzbar galten. Auch unter den heute von keinem mehr beanstandeten Neubildungen gibt es mehr als ein zusammengesetztes Zeitwort, das beim ersten Auftreten ausgelacht und verdammt wurde. ‚Beanstanden‘ selbst gehört dazu, ‚verantworten‘ gehört dazu; ‚beanspruchen, vervollständigen, beweihträuchern, beschlagnahmen‘ — alle zu ihrer Zeit ebenso verhöhnt und bemakelt wie von den heutigen Sprachmerkern ‚entgegennehmen, klarlegen, richtigstellen, abstürzen‘.

Wie steht es danach mit dem Neutwort ‚vermittlungspunkten‘ statt ‚zentralisieren‘, ‚entmittlungspunkten‘ statt ‚dezentralisieren‘? Wer kein ausgemachter Philister und Hasser jedes neuen Sprachgebildes ist, tut gut, sein Gelächter beim ersten Anhören zu unterdrücken, denn wer zuletzt lacht, lacht am besten, so z. B. heute die Sprachgeschichtschreiber über das Gelächter Derer, die sich einst lustig gemacht über ‚beanstanden, vervollständigen‘ usw. ‚Vermittlungspunkten‘ ist genau so gut gebildet wie beanstanden oder beanspruchen. ‚Punkten‘ ist kein

neues Wort: ‚der Schmetterlingsflügel ist schwarzgepunktet‘ ist gutes Deutsch. ‚Vermittelpunkten‘ ist fünfsilbig, ‚zentralisieren‘ fünfsilbig; ‚entmittelpunkten‘ ist auch fünfsilbig, ‚dezentralisieren‘ sechssilbig. Ver- und entmittelpunkten sind jedem Deutschen verständlich, sind aus guten deutschen Wörtern und Formsilben gut zusammengesetzt, fügen sich in die Betonungswelt des Deutschen. Zentralisieren und dezentralisieren sind aus Raderlatein griechischen Stammes, einer griechischen Ableitungssilbe is, einer altfranzösischen ier, einer deutschen en zusammengeleimt, — und das nennt man ein Wort, das eine Sprache? Das Einzige, was nach alledem gegen ver- und entmittelpunkten einzuwenden bleibt, ist: sie sind neu, man hat sie nie zuvor gehört. Dieser Einwand wird sehr schnell stumpf: man spreche sich solche Neuworte langsam, dann hurtiger hintereinander fünfmal, zehnmal vor, wende sie versuchsweise zunächst im eignen Kreise an, erprobe ihre Brauchbarkeit, ihre Bequemlichkeit und — warte auch dann noch mit seinem schnellen Urtheil, bis man das eines Andern, mehrerer Andern gehört hat. Der Einwand aber: das Wort ist nur deutsch, der in Wahrheit sehr vielen Bekrittelungen unausgesprochen zugrunde liegt, ist doch für einen deutschen Menschen mit nicht ganz verderbtem Sprachgefühl ohne Bedeutung. Übrigens würden **vermitteln** und **entmitteln** dieselben Dienste tun und noch eher die Welschwörter ausmerzen helfen.

Zusammenziehungen von dieser Art: das Inaugenscheinnehmen, das untertänige Aufdenbauchliegen, das Nachhausekommen, das Ausderrollesfallen (Nießsche), das Unswerkgehen, das Lendenwürten, das Vonderhandweisen, das Zuspätkommen, das Aufunsseinprasseln, das Bödeschießen sind weniger auf ihre sprachliche Ratsamkeit als auf ihre Stilwirkung zu prüfen. Man wird mit Recht der Verallgemeinerung solcher Bildungen keinen Geschmack abgewinnen; in seltenen Fällen und zu besonderer Durchschlagswirkung, namentlich zu spaßhafter, sind sie nicht zu verschmähen. Sie sind ja auch keine Eigentümlichkeit oder gar Unart des Deutschen allein; das Griechische kennt dieselbe Fügung: die Zusammenziehung ganzer Satzglieder in hauptwörtliche Form durch das bequeme, dem Lateinischen mangelnde, Mittel des vorangesezten sächlichen Geschlechtswortes.

Die Frage nach der Beugung der zusammengesetzten Zeitwörter richtet sich: auf Trennen oder Nichttrennen (**ich übersiedle** oder **ich siedle über**?); auf ..ge.. oder nicht ..ge.. (**ich bin übersiedelt** oder **übergesiedelt**?); auf die Stellung von **zu** in der Nennform (**zu durchstreichen** oder **durchzustreichen**?). Die zur Lösung der meisten, nicht aller, Zweifel von B. Pietzsch knapp und klar zusammengefaßte Regel lautet: „Hat die erste Silbe des Zeitworts den Hauptton, so tritt (im 2. Mittelwort) **ge-** davor; hat ihn eine andre Silbe, so bleibt es weg; bei den trennbar zusammengesetzten Zeitwörtern entscheidet die Betonung des einfachen Zeitwortes“. Beispiele sind: **lieb-fosen, gelieb-fost** (nicht **lieb-fost** oder **liebge-fost**), **näs-führen, genäs-führt** (nicht **näs-führt** oder **nasge-führt**); **über-ans-trengen, über-ange-strengt**.

In den weitaus meisten Fällen trifft das sichere Sprachgefühl selbst des Weniggebildeten das Richtige. Er setzt kein **ge-** zu den Mittelwörtern **beunruhigt, verabfolgt**; schiebt es richtig zwischen erstes und zweites Glied in **aufgemacht, nachgesehen, durchgekämpft**; setzt das **zu** vor das ganze Zeitwort in: **zu beunruhigen, zu benachrichtigen, zu überwachen**; schiebt es richtig dazwischen in: **zuzumachen, aufzunehmen, überzuschnappen, durchzuführen**; irrt sich auch nicht in den meisten der Zusammensetzungen mit verschiedenem Ton und Sinn: **Ich habe dieses Buch über-ferzt, Ich bin übergefert** (über den Strom), **Ich fange an, das Buch zu übersetzen, ich übersetzte es, ich bin über den Strom übergefert, fange an, ihn überzusetzen**.

Zweifelhaft oder schwankend sind manche Fälle, an denen sich die wüste Polterei austobt und jeden der „groben Verlotterung des Sprachgefühls“ anklagt, dessen Sprachgefühl im mindesten von dem des Polterers abweicht. Fälle dieser Art sind u. a.: **übersiedeln, durchkosten, unterlaufen, durchbrechen, anerkennen, obliegen, überfahren, überführen**. Heftig getadelt werden von den meisten Sprachmeisterern Sätze wie: **Ich bin nach Berlin übergesiedelt** — ein Anderer tadelt: **übersiedelt!** — **überzustiedeln, siedelte über**. — **Ich habe alle Freunde durchkoster**. — Mir ist dabei ein Fehler **unterlaufen**. — Die Dämme sind **durchgebrochen**. — Das Kind wurde **übergefahren**. — Die Leiche wurde in die Heimat **überführt**. — **Ich anerkenne** diese Tatsache. — **Mir obliegen** so viele Pflichten. Die Tadler stehen

auf ihrem Schein: Hat das erste Glied den Ton, so . . ; wenn nicht, so . . Sie hätten nicht nur vor einer Regel der Sprachlehre, sondern ebenso vor dem gesunden Sprachgefühl Recht, wenn ihre Voraussetzung in allen von ihnen bemängelten Fällen zuträfe; die aber trifft nicht zu!

Entscheidend ist in der That in fast allen oben aufgeführten Zweifelsfragen die Stelle des Tones; aber wo ist die? Der Tadler kennt und anerkennt nur Eine Tonstelle, die unterschütterlich und für jedermann feststehe, und hierin steckt der Fehler seines Tadelß, hierin der Grund und zugleich die Lösung der Zweifel. Der Ton ist nicht, oder nicht mehr, in allen Fällen der von den Sprachmeistern allein gehörte und erlaubte, sondern es sind Tonverschiebungen eingetreten und es treten immer neue ein. Es ist einfach nicht wahr, daß **überfahren** die einzige oder einzig richtige Betonung sei; vielmehr hört man noch häufiger, auch von sehr gebildeten Menschen: „Daß dich nicht **überfahren**!“ Ich selbst betone meist so, seltner **überfahren**, habe durch Umfrage bei befreundeten Schriftstellern und Gelehrten, ebenso bei Ungelehrten, deren Sprache doch auch mitzählt, festgestellt, daß meine Betonung keine Ausnahme ist, sondern eher einer Regel folgt. Mithin bin ich berechtigt, ja grade nach der Sprachregel verpflichtet, zu sagen und zu schreiben: „Das Kind wurde **übergefahren**“.

Man mache dieselbe Probe mit den andern Beispielwörtern, z. B. mit **übersiedeln**: man wird sich überzeugen, daß die Betonung ihrer Kennform schwankt, daß also die von dem Gebot des Sprachmeisters abweichende Form des 2. Mittelwortes daher rührt. **Übersiedeln** kommt bei Menschen auf gleicher Bildungsstufe, nicht bloß Österreichs, in zwei Betonungen vor: **übersiedeln**, **übersiedeln**. Wer auf die erste Art betont, spricht und schreibt richtig **übergesiedelt**; wer **übersiedeln** spricht, hat **übersiedelt** zu schreiben. Also kein Fehler, sondern Bestätigung der Richtigkeit eines durchgehenden Betonungsgesetzes liegt grade in den Schwankungen vor.

Man hat Fügungen bei Schiller fehlerhaft finden wollen: „Er **durchlas** den Brief noch einmal, . . den Mahomet zu **durchgehen**“, die sich einfach dadurch erklären, daß Schillern eine Betonung der Kennformen **durchlesen**, **durchgehen** vorschwebte. Diese Betonung ist vielleicht nicht die allgemein

herrschende, aber ist sie fehlerhaft? Wer darf sich herausnehmen, festzusetzen, daß ausschließlich und für alle Zeit **überfahren**, **übersiedeln** betont werden darf, wenn doch unzweifelhaft auch die abweichenden Betonungen tatsächlich in den besten Sprachkreisen vorkommen? Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß die Tonverschiebungen sich gerade bei den zusammengesetzten Zeitwörtern immer weiter ausbreiten, wahrscheinlich mehr in der Richtung auf das erste Glied: soll dann der neuen herrschenden Betonung zuwider in alle Ewigkeit gebeugt werden nach einer verflungenen und verschollenen Betonung? **Übersiedelt** und **übergesiedelt** sind gleich gut, **überfahren** und **übergefahren** desgleichen; und wenn auch daraus nicht folgt, daß es nun beliebig heißen dürfe: **Ich habe das Buch übersetzt** oder **übergesetzt**, — in den Fällen, wo die Betonung der Nennform ins Schwanken gekommen und nicht mehr gewaltsam festzuhalten ist, muß Freiheit in der Beugung herrschen. Es hieß lange **übersetzen** für das Überschreiten von Flüssen; seit einiger Zeit beginnt die Betonung zu schwanken, im Heere z. B. heißt es vielfach zu **übersetzen**, und wer nun einmal so betont, verdient keinen groben Rüssel, wenn er entsprechend beugt: **Der Strom wurde (von den Truppen) übersetzt**, statt: **Die Truppen wurden über den Strom (über)gesetzt**.

Es gibt auch bei den mit andern Vordergliedern als den Vorwörtern zusammengesetzten Zeitwörtern die gleichen Schwankungen. **Frohlocken** wird auf zwei Arten betont: **fröhlocken** ist fast ebenso häufig wie **frohlöcken**, weshalb es kein Wunder ist, daß, zumal bei den Dichtern, die mannigfachen Beugeformen vorkommen: **Ich habe frohgelockt, gefrohlockt** neben **Mein Herz hat frohlockt**. Wer eine dieser Formen für falsch erklärt, der muß auch eine einzige Betonung von **frohlocken** verfügen und — für immer durchsetzen. Ich selbst weiß nicht, ob **fröhlocken** oder **frohlöcken** die einzig richtige Aussprache ist. Ich vermute nach meinen Beobachtungen der wirklich gesprochenen Sprache, daß meine mir an Bildung und Sprachgefühl gleichen Volksgenossen in der Betonung untereinander abweichen, daß die Einen sagen: **Frohlocke** nicht zu früh!, die Andern: **Frohlöcke** . . Aber ich ziehe daraus nicht den Schluß der Sprachmeisterei, daß mir die Aufgabe zugewiesen sei — von wem denn? —, die

mir zufällig im Augenblick besser klingende Aussprache für die richtige, die richtigste zu erklären, sondern daß der Sprachbeobachter und -darsteller die Pflicht hat, Freiheit zu gewähren, wo sie der guten Sprache eher zur Zierde als zum Schaden gereicht.

Wie muß **liebfofen** richtig betont, demnach richtig gebeugt werden? Ich weiß es nicht; ich höre nur, daß es von den gebildeten deutschen Zeitgenossen auf zwei Arten betont wird: **liebfofen**, **liebfoßen**; ja, ich entdeckte bei der Selbstprüfung, daß ich — schrecklich zu gestehen — keine feste Betonung habe, sondern je nach dem Taktschritt meines gesprochenen Satzes verschieden betone. Ich habe deshalb nichts auszu-
setzen an dem Nebeneinander von: „Sie hat ihr Kind **gelieb-
foft**, **liebfoßt**“, ja ich entsehe mich nicht über den Vers Goethes: „Und **liebgefost** und liebgeherzt.“ (Der untreue Knabe.)

Hieran sehen wir das Streben der deutschen Sprache, dieser nahezu allein unter allen Bildungssprachen, zu Schwankungen des Tones in den zusammengesetzten Zeitwörtern, meist zum Zweck sehr feiner und nützlicher Unterscheidungen des Sinnes. Man denke an: **umgehen**, **umgehen**; **übertreten**, **über-
tréten**; **durchdringen**, **durchdringen**; **durchschauen**,
durchschäuen; **unterbreiten**, **unterbreiten**; **wiederholen**,
wiederhólen; **unterschlagen**, **unterschlägen**. Selbst bei **umgürten** und **umgürten** fühlen wir einen Bedeutungs-
unterschied. Und da will man der Sprache verbieten, mit dem Ton auch da abzuwechseln, wo sich noch kein Sinnes-
unterschied herausgebildet hat? Das würde ja nur den Ver-
such dazu im Ansatz unterdrücken heißen.

Bei den Zusammensetzungen mit **miß** gibt es besonders viele Schwankungen der Beugeformen, nämlich ungefähr so viele wie Schwankungen der Betonung der Nennform. Man betont bald **mißfallen**, bald **mißfällen**, **mißtrauen** neben **mißtraüen**, **mißdeuten** und **mißdeüten**, **mißachten** und **mißächten**, **mißbrauchen** neben **mißbraüchen**, **miß-
billigen** und **mißbilligen**. Wir hören und sehen daher
nebeneinander: **mißgefallen** und **mißfällen**, **gemißtraut**
und **mißtraút**, **gemißdeutet**, auch **mißgedeutet**, und **miß-
deutet**, zu **mißbilligen** (nicht: **mißzubilligen**), er hat es
mißbilligt oder **gemißbilligt**, ja sogar: **mißgebilligt** usw.).

— Das von einem der Sprachmeisterer verhängte strenge Verbot, jemals (von einem andern: niemals!) ge- zwischen **miß** und Stamm einzuschieben, gilt nicht; **mißgedeutet**, **mißgeachtet** sind ebenso gute Sprache geworden wie **mißgestaltet** und **mißgestimmt**, nach deren Entsprechung sie gebildet sind.

Verbindungen mit **miß**, deren Ton nicht schwankt, schwanken auch nicht in ihren Beugeformen: **mißverstehen** wird nur auf eine Art gebeugt.

Die volle Borneßschale wird von fast allen Sprachmeisterern ausgeschüttet über das Nichttrennen zusammengesetzter Zeitwörter wie **anerkennen**, **aberkennen**, **anvertrauen**, **obliegen**, **auflegen**, **vorenthalten**, **anbefehlen** usw., also gegen Satzfügungen wie: **„Anerkennst du seine Macht?“** (Goethe), **„Er anbefahl dem Alten die Obhut seiner Wohnung (Keller), Weiter ausbreitete sich der Aufruhr“** (Rossegger). In solchen Fällen ist allerdings nicht das Schwanken der Betonung, sondern ein anderer Grund maßgebend, der übrigens auch bei der Nichttrennung der Zusammensetzungen mit schwankendem Ton mitspricht. Die nachdenklichen Schreiber wissen aus überreicher eigener Erfahrung und aus der Beobachtung ihrer Kunstgenossen, welche Gefahr für den Satzbau und damit für den Stil in der Trennung lauert. Sätze wie: **„Aus stärkstem Idealismus, zugleich ein Naturalist und ein Phantast, erkannte er (folgen 4 Druckzeilen mit Zwischenschachtelung) . . an“** kommen in fast jeder Zeitung, fast jedem wissenschaftlichen Aufsatz massenhaft vor. Dieses unerträgliche **„Nachklappen“** eines wichtigen, oft des entscheidenden Wortes zu verhüten, gibt es noch andre Mittel (vgl. S. 318); aber eines der nicht zu verwerfenden ist die mit Maß, nicht etwa verallgemeinernd geübte Nichttrennung des zusammengesetzten Zeitwortes, besonders in einem längern Satzgefüge, wo sich beim besten Willen nicht immer das Dazwischentreten von allerlei andern Ausdrücken zwischen den Zeitwortstamm und das getrennt nachfolgende Vorwort vermeiden läßt. In den obigen Sätzen Goethes, Kellers, Rosseggers ist die Nichttrennung nicht zu bemängeln. Aber soll man nicht schreiben dürfen: **„Ich anvertraue dir mit gutem Gewissen und ohne einen Zweifel an deiner Fürsorge mein einziges Kind“** —? Muß man um einer Regel willen schreiben: **„Ich vertraue dir mit gutem Gewissen und ohne einen**

Zweifel an deiner Fürsorge mein Kind an? Die Schriftsteller, die in solchen Fällen nicht trennen, kennen die Regel so gut wie die Sprachmeister, weichen aber mit gutem Bedacht und auf eigne Gefahr von ihr ab, um einen wertvollen Gewinn für den Satzbau zu erzielen, den sie mit Recht höher schätzen als den Gehorsam gegen eine Regel, deren Unverbindlichkeit sie aus zahlreichen Beispielen der besten älteren Schreiber kennen. Bei Luther wimmelt es von Fügungen wie: ‚Er heimsucht die Missethat.‘ Nun gar diesen Gebrauch der dichterischen Ausdrucksform zu untersagen, ist ganz unzulässig: ‚Aufsprang der Rüster (Zimmermann). — Ich an-bete in ihr (der Sonne) das Licht und die zeugende Kraft Gottes‘ (Goethe). Daß kühne Abweichungen von einer im allgemeinen nicht umzustürzenden Regel nicht dem Anfänger, auch nicht dem Alltagschreiber zustehen, will ich ausdrücklich hinzufügen; jedoch der sprach- und stillichere Schriftsteller darf durch eine starre Regel nicht eingezwängt werden.

Überaus töricht ist in diesem Falle, wie in manchem schon behandelten, der von einigen Sprachmeistern gemachte Einwand: ‚Wenn ich anerkenne erlaubt sein soll, dann muß es auch zu anerkennen sein‘ (vgl. S. 201 zu ‚gefragt‘). Keineswegs! So verfährt nur der alles über einen Leisten zerrende Sprachmeisterer, dessen erstes Wort Regel, dessen zweites Analogie heißt; nicht aber die große Künstlerin Sprache, die sich hier eine nützliche Freiheit herausnimmt, dort eine wertlose verschmähzt. Das Eine tun, das Andre lassen, und jedes an seinem richtigen Platz: das ist einer der unbewußt wirkenden Grundsätze, nach denen alle Sprachen, die deutsche ganz besonders, verfahren.

Einige alte Zusammensetzungen trennen niemals, dulden auch keinen Einschub von zu: willfahren, radebrechen, ratschlagen, handhaben, beschlagnahmen. Wie es von willfahren nicht heißt willfuhr, sondern willfahrte, gewillfahrt; von ratschlagen nicht ratschlug, sondern ratschlagte, geratschlagt, von handhaben nicht hand-hatte, sondern handhabte, gehandhabt, von beschlagnahmen nicht beschlagnahm, sondern beschlagnahmte, beschlagnahmt, — so darf es von radebrechen nicht du radebrichst, er radebricht, ich radebrach heißen, sondern: radebrechst, radebrecht, radebrechte, geradebrecht. Radebrechen ist keine Zusammensetzung mit dem Zeitwort

brechen, sondern die Ableitung eines in seiner ursprünglichen Bedeutung nicht völlig aufgeklärten Hauptwortes die **Kadebreche**. Ähnliches gilt für die Grundwörter von **handhaben**, **beschlagnahmen**, **ratschlagen**.

3. Einzelne Fügungen

Die Sprache hat das Bestreben, aus ihrem eignen Rohstoffvorrat immer neue Ausdrucksmittel zu schaffen, wie das Bedürfnis der Sprechenden sie fordert. Kommt sogleich die Sprachgartenpolizei mit der Heckschere, sagt Nein und schneidet weg, was über die grade Linie hinaussprießen will. Die deutsche Sprache wie alle andern schafft sich aus Zeitwörtern unbegrenzt neue Hauptwörter, und dies muß der Sprachmeister wohl oder übel zulassen. Aber die Sprache findet es auch bequem und nützlich, aus Zeitwörtern neue Hauptwörter zu bilden, um bestimmte Begriffsfarben wiederzugeben, und sie hat dies immer getan. Wir verdanken diesem Umbildungsvermögen so unentbehrliche Hauptwörter wie das Vermögen, das Belieben, das Essen und Trinken, das Leben und Sterben. Nun ergreift dieses Streben (!) einem Bedürfnis gemäß gewisse Zeitwörter des Innenlebens, nicht erst heute, sondern schon früh (Luther: das Sinnen, das Trachten, das Wollen), aber in neuerer Zeit stärker und umfassender als zuvor, und da fühlt sich der Sprachmeister verpflichtet, einzuschreiten (zum Einschreiten!). Gewiß, da wo alte Hauptwörter den ganzen Begriffsinhalt ausdrücken, bedarf es keines zeitwörtlichen Doppelgängers, obwohl in jedem einzelnen Falle zu untersuchen ist, ob nicht durch das hauptwörtliche Zeitwort eine besondere Begriffsfärbung, die des Tuns, statt des Zustandes, bewirkt wird. Der Genuß und das Essen (des Brotes, des Obstes) sind nicht genau dasselbe, die Begierde und das Begehren, die Lust und das Verlangen, der Ausgang und das Aufgehen (der Sonne, des Mondes), die Erscheinung und das Erscheinen, der Tod und das Sterben, der Zerfall und das Auseinanderfallen, — welcher Schriftsteller wird sich je durch einen Schriftgelehrten überzeugen lassen, daß hier überall Gleichheit vorliegt? Ebenso steht es mit den als „richtige Modenarrheit“ geschmähten zeitwörtlichen Hauptwörtern das Können, das Wollen, das Wissen usw. Sie wahllos statt Kunst, Wille, Kenntniß zu setzen, ist ver-

lehrt; sie zu verbieten, ist anmaßliche Unwissenheit. ,Er hat zwar ein bedeutendes Können, aber sein Wollen ist schwach' — das soll man nicht schreiben dürfen? Schrieb doch Luther vor vierhundert Jahren treu nach dem Griechischen: ,Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen das Gute finde ich nicht' (Römer 7, 18). Und Goethe hat ,Statt heißem Wünschen, wilhem Wollen, statt lästigem Fordern, strengem Sollen' gewiß nicht aus ,richtiger Modenarrheit' geschrieben, sondern weil ihm dies, wie uns allen, als richtiges Deutsch erschien.

Saben mit **zu** wird noch in anderm als dem früher erwähnten Sinne (S. 190) gebraucht: ,Sie haben **zu** schweigen', wogegen nichts zu sagen ist; aber nicht: ,In jeder Klasse hat ein Schwamm sich **zu** befinden.' Dieses **Saben** mit **zu** hat Befehlskraft, und toten Dingen befiehlt man nicht.

In Goethes Götz steht: ,Prozessieren **tu** ich mein Tag nit mehr' — ist das erlaubt? Je nachdem. Einem Dichter ist das noch heute am rechten Ort erlaubt; in der gemüthlichen Umgangssprache kommt es fortwährend vor: ,Lesen **tu** ich heute nicht mehr', und selbst in der Schriftsprache wird man die gelegentliche Anwendung je nach der Stilart zu besonderer Wirkung nicht bemängeln.

,Ich habe ihn reden hören, Er hat das tun **wollen**, Sie hat nicht schweigen **wollen**, Er hat nicht kommen **können**, Ich habe es kommen **sehen**, Wir haben das tun **dürfen**, Er hat das leiden **müssen**, Ich habe ihm lesen **helfen**, Du hast das nicht zu lernen **brauchen**, Er hat ihn gehen **heißen**, Der Graf hat mich sitzen **sehen**, Ich hab es öfters rühmen **hören**, Ich habe dich jetzt kennen **lernen** (diese drei bei Goethe), Ich habe in England mich an viel gewöhnen **müssen**' (Schiller) — ist denn das alles richtig, wenngleich es bei Goethe und Schiller vorkommt? Muß es nicht richtiger oder alleinrichtig heißen: **gehört, gewollt, gekonnt, gesehen** usw.? Die Nennform ist in allen obigen Fällen untadlig; sie ist nämlich nur der Form nach ein Nennwort, ursprünglich eine stark gebeugte Nebenform des 2. Mittelwortes auf **en** statt auf **t** und ist zulässig bei den Hilfszeitwörtern **dürfen, mögen, müssen, können, wollen, sollen** und bei Zeitwörtern wie **lassen, brauchen, machen, lernen, hören, sehen, fühlen, heißen**. Die Mittelwortformen auf **t** sind zwar in allen solchen Fällen zulässig, klingen aber in vielen steifer als die auf **en**: ,Sie hat es nicht finden **wollen**' ist

geschmeidiger und entspricht der wirklichen Redesprache besser als . . finden **gewollt**. Allerdings kommen daneben die Formen auf **t** oder mit **ge-** auch bei den Besten vor: ‚Hast du nie einen Stern sich schneuzen **gesehen**? (Egmont), Sie hatte in ihrem Leben genugsam einsehen **gelernt**‘ (Wilhelm Meißter), wo mindestens ebenfogut **sehen** und **lernen** hätte stehen können (nicht: stehen gekonnt!). Man wird nicht sprechen noch schreiben: ‚Ich habe dir die Arbeit machen **geholfen**‘, sondern: . . machen **helfen**.

Man hüte sich vor dem Mißbrauch der Leideform, wo eben nicht gelitten, sondern getan wird, und gebe der Tatform ihr Vorrecht. Sätze mit Zeitwörtern in Tatform wirken bei sonst gleichem Gefühlsinhalt lebendiger als die in Leideform: diesen Grundsatz des Stils wende man auch auf die einfacheren Fälle an, wo man nicht die höchste Stilwirkung beabsichtigt. ‚Man beabsichtigt‘ ist einfacher und klarer als ‚beabsichtigt wird‘ (wie ich zuerst geschrieben hatte, nicht: wie zuerst von mir geschrieben worden war!). Also nicht: ‚Es wird gebeten‘, sondern ‚Wir bitten‘; nicht: ‚Ich wurde warten gelassen‘, sondern ‚Er oder Man hat mich warten lassen‘ (vgl. S. 219).

In der Befehlsform sind Irrungen eingerissen, die noch nicht Sprachgebrauch geworden, also zu meiden sind. Es heißt nicht **helfe**, **befehle**, **empfehle**, **gebe**, **messe**, **esse**, **trete**, **vergesse**, auch nicht in den abgekürzten Formen: **helf’**, **geb’**, **mess’**, **vergeß’** es nicht! Schärfe und Kürze liegt im Wesen der deutschen Befehlsform, und es ist ein, merkwürdig weitverbreiteter, Irrtum, daß die Formen mit . . e (Komme!, setze dich!) die feineren, die gekürzten (Komm!, setz dich!) die weniger feinen sind. Im Gegenteile, die Formen mit . . e sind unecht, also unfein, und es muß richtig, also fein lauten: **hilf!**, **befiehl!**, **empfehl!**, **gib!**, **miß!**, **iß!**, **tritt!**, **vergiß!**, **geh!**, **Komm!**, **bleib!**, **tu!**, **steh!** (neben dem redensartlichen **siehe!**, **siehe da!**), aber nicht: **seh!**

Das Häkchen in der Befehlsform ist nicht nur überflüssig, sondern falsch, denn es ist kein e ausgefallen. Wo die Befehlsform auf e echt ist, wie in **trage!**, **bitte!**, **bete!**, **schwöre!**, **sage!**, **reite!**, da bleibt das e, darf aber in der lebhaften und in der dichterischen Sprache wegfallen, wo die Form des Zeitworts es nicht, wie z. B. in **wandle!**, verbietet.

Nur landschaftlich, und da aus Französelei entstanden, ist ‚Es hat‘ statt ‚Es gibt‘; — unbedingt zu verwerfen.

Das Zeitwort in der Mehrzahl nach ‚Eure Majestät, Eure Excellenz‘: ‚der Herr Minister — **haben** geruht, befohlen‘ usw. ist **Brauch**, aber nicht nur durchaus sprachwidrig, also unschön, sondern auch weniger wahrhaft vornehm als die Einzahl: ‚Eure Majestät **hat** befohlen‘ sieht von der Person des einzelnen Fürsten ab, denkt nur an die das Fürstentum umfließende Erhabenheit und spricht von dieser in der Einzahl wie von einer höheren Macht. In allen andern Fürstentümern herrscht nur der Gebrauch der ehrfurchtsvolleren Einzahl, und diese war auch in Deutschland in älteren Zeiten fester Sprachgebrauch. Geändert kann die schlechtere Fügung nur durch die deutschen Fürsten selber werden. — Von Sachverständigen im Heer wird behauptet, diese Mehrzahl der Ehrerbietung (‚Der Herr Hauptmann **haben** befohlen‘) sei notwendig, denn sie diene zur Stärkung der Mannszucht. Ich enthalte mich eines Urteils.

Man unterscheide **brauchen** und **gebrauchen**, denn die gute Sprache unterscheidet sie streng: **brauchen** ist nötig haben, gezwungen sein, müssen; **gebrauchen** ist benutzen, sich bedienen, anwenden. ‚Was **brauchst** du zu dieser Arbeit? Ich **brauche** dazu einen Hammer und eine Zange. Ich kann diese schlechte Zange dazu nicht **gebrauchen**. — Die Zeit **braucht** Männer (sie bedarf ihrer, aber sie hat sie noch nicht). — Das Volk weiß seine großen Kräfte nicht zu **gebrauchen**. Wir **brauchen** das Geld dringend und würden, wenn wir es bekämen, es gut **gebrauchen**. — **Brauchen** wird mit der Nennform eines andern Zeitwortes in gutem Deutsch nur mit **zu** verbunden: ‚Ich **brauche** das nicht zu tun; **Brauche** ich dich das erst zu fragen?‘ Die Weglassung des **zu** ist landschaftliche Unart oder schriftstellerische Nachlässigkeit. Steht schon ein abhängiges **brauchen** mit **zu**, so muß zur Vermeidung des zweimaligen **zu** anders gefügt werden. Also nicht: ‚Er nahm einen Wagen, um nicht zu gehen zu **brauchen**‘, sondern: ‚um nicht gehen zu müssen‘. Aber nicht etwa zur Vermeidung eines Schönheitsfehlers einen groben Sprachfehler begehen und das eine **zu** auslassen! Also nicht: ‚Es glaube keiner, das **zu** nicht setzen zu **brauchen**‘; sondern: ‚nicht setzen zu dürfen‘.

Eignen in der Bedeutung ‚zu eigen sein, gehören‘ ist etwas ungewöhnlich, aber nicht falsch: ‚Dieses Feld eignet mir‘ und ähnliches kommt bei guten Schriftstellern vor; des-

gleichen die Fügung: ‚Ich eigne das Geld‘ (habe es zu eigen, besitze es).

Erstaunen als zielendes Zeitwort ist getadelt worden; man dürfe nur sagen: Ich bin erstaunt, nicht: Das erstaunt mich. Man darf ohne Furcht vor gerechtem Tadel beides sagen.

Nutzen und **nützen** sind nicht dasselbe; **nutzen** = benutzen, ausnutzen, gebrauchen (Er weiß seine Zeit zu **nutzen**); **nützen** = nützlich sein: ‚Wer seine Zeit zu **nutzen** weiß, der weiß seiner Zeit zu **nützen**.‘

Eine arge Verwirrung ist zwischen Gebrauch und Mißbrauch von **Bedingen** eingerissen; man verwechselt es zu meist mit verursachen, herbeiführen, und schreibt z. B.: ‚Das schlechte Wetter dieses Sommers **bedingte** (hatte zur Folge) eine mittelmäßige Ernte. — Den Sieg **bedingen** (führen herbei) Führung und Tapferkeit.‘ Dies ist zwar vielfacher Sprachgebrauch, aber falscher und schlechter, aus der Feder von Schreibern, die **bedingen** für ein Allerweltswort zur Bezeichnung irgendwelcher wechselseitig ursächlicher Beziehungen halten, ungefähr so wie ‚funkcionieren‘. Das ist es nicht, sondern es bedeutet in gutem Deutsch nur: zur Bedingung haben, zur Voraussetzung haben oder machen, an die und die Bedingung knüpfen, erfordern; nicht aber: als Ursache haben, auch nicht: zur Folge haben. Man darf also sagen: ‚Der Sieg **bedingt** (fordert, macht zur Bedingung) Führung und Tapferkeit‘; nicht aber das vernünftige Verhältniß umkehrend: ‚Den Sieg **bedingen** Führung und Tapferkeit‘, denn dies ergäbe den Unsinn: Führung und Tapferkeit haben den Sieg zur Voraussetzung. Zur Folge haben sie ihn, sie sind dessen notwendige Vorbedingungen, nicht umgekehrt. Der Mißbrauch von **Bedingen** ist aber schon so tief eingewurzelt, daß ich keinen bessern Rat weiß, als für ein Jahrzehnt das sonst vortreffliche Wort ganz zu meiden, bis dessen einzig richtiger Sinn wiederhergestellt ist. Man verfeme bis dahin das Wort als gefährliches Schwamm- und Wucherwort.

Daß **Erblicken** und **Sehen** nicht dasselbe sind, fühlt jeder, — also spreche man nicht von jedem ruhigen Sehen wie von einem plötzlichen Erblicken oder Gewahrwerden. ‚Ich erblicke in Bismarck den größten deutschen Staatsmann‘? Nein, den bekomme ich nicht plötzlich zu erblicken, sondern ich kenne ihn längst und sehe in ihm usw. **Erblicken** statt

Sehen ist im letzten Menschenalter erstaunlich vorgebrungen; ich sehe (!) darin keine Bereicherung, ärgre mich, so oft ich es erblicke (!), und rate, sich davon fernzuhalten.

Sich entblöden muß, wenn man es durchaus gebrauchen will, mit **nicht** verbunden werden (Er entblödete sich nicht, zu behaupten) und ist dann eine etwas abschwächende Bezeichnung für: sich erdreisten, sich erschrecken (sich nicht schämen).

Entbrechen = enthalten wird gleichfalls nur mit der Verneinung gebraucht: ,Er konnte sich nicht entbrechen, zu bemerken . . ‘

Wer etwas besitzt, der hat es; aber nicht alles, was man hat, ist ein Besitz, darf also auch nicht unterschiedlos durch **Besitzen** bezeichnet werden. Man vergesse nie den sprachlichen und gedanklichen Zusammenhang von Besitz und besitzen. Man besitzt keine Schulden, denn sie sind zweifellos kein Besitz, sondern man hat sie; Preußen besitzt ein großes Netz von Staatsbahnen, aber es hat Staatsschulden. Man besitzt ein Haus und einen Garten, besitzt Silber und Gold, Vieh und Gerät. Ob es zulässig sei, vom Besitzen eines Kindes zu sprechen, muß bezweifelt werden; man hat ein Kind. Ebenso widerspricht es der Bedeutung von Besitz, daß man sagt: Ich besitze zwei Ohren, eine Nase; ja selbst mit Eigenschaften, zumal mit schlechten, besitzt man nicht Ohren und Nase, sondern hat sie: Der Hund hat eine schlechte Nase; er besitzt sie nicht, sie ist kein Besitz eines Hundes. Die Anwendung vom **Besitzen** grade bei den edelsten Dingen hat einen Unterton des Progentums: man besitzt nicht Vaterlandsliebe, sondern hat sie. Freilich ist nicht zu leugnen, daß das Gefühl für die Unborntheit des ursprünglich nur aus Breitspurigkeit und Borntheitueerei so sehr gemißbrauchten Wortes **besitzen** sich durch die lange Gewöhnung abgestumpft hat, und daß es heute selbst von den Gebildeten nur als gleichbedeutend mit **haben** empfunden wird. Es ist hoffnungslos, hiergegen anzukämpfen; allenfalls könnte man versuchen, den Gebrauch von **Besitzen** in Fällen wie diesen lächerlich zu machen: ,Er besitzt eine Frechheit . . , Die Sprache der Gelehrten besitzt einen Hauptfehler . . , Sie besaß ein schweres Lungenleiden.‘ Allzu streng darf man nicht gegen **Besitzen** eifern, denn wo sind die Grenzen für den wertvollen, den angenehmen, den gleichgültigen, den wertlosen ,Besitz‘?

4. Das Mittelwort

Es führt den deutschen Namen von seiner Doppelnatur: es steht in der Mitte zwischen Beiwort und Zeitwort, und die meisten Zweifel rühren her von dieser Mittelstellung. Die Sprachmeisterer verbieten der Zeitwortform den Zutritt zu vielen Anwendungen des Beiworts. Diese Abneigung hat ihren Hauptgrund in der Furcht, das Deutsche könne durch eine zu weit getriebene Mittelwörterei seinem Wesen entfremdet, dem Lateinischen und Griechischen, auch dem Französischen zu sehr angeähnlicht werden. Dieser Grund ist löblich, die Vorsicht vor Ausartungen berechtigt, dagegen die engherzige Bekämpfung eine Fessel für den Lebens- und Entwicklungstrieb des Deutschen. Es war einst reicher an Mittelwörtern, oder doch an deren Anwendungsmöglichkeiten; im Neuhochdeutschen aber herrscht eine Armut an diesem ausgezeichneten Ausdrucksmittel des knappen Sagbaus, die schon lange die kummervolle Aufmerksamkeit unsrer Schriftsteller erregt hat. Jean Paul eiferte über das Deutsche mit seiner ‚erbärmlichen Partizipierendürftigkeit‘ und nannte es im Vergleich mit dem Römischen eine Hausarme, mit dem Griechischen eine Straßebettlerin.

Man sollte meinen, bei solchem verkümmerten Vorrat und Gebrauch des Mittelwortes müßten die Pfleger und Wächter der Sprache alles tun oder doch alles zulassen, was uns, ohne dem Geist unsrer Sprache zuwiderzulaufen, nach und nach zu einem reichern Gebrauch des Mittelwortes verhelfen könnte. Das Gegenteil geschieht: fast jede deutsche Sprachlehre, fast jedes Fortbildungsbuch der deutschen Sprache bemängelt Mittelwortwendungen, die dem gebildeten Gebrauch längst vertraut, ja unentbehrlich geworden sind. Da wird ‚bei einbrechender Nacht‘ für falsch erklärt und statt dessen ‚bei Einbruch der Nacht‘ gefordert; auch dürfe man nicht sagen: ‚das nächstens erscheinende Buch‘, weil die Formen auf *end* (1. Mittelwort) nur in der gegenwärtigsten Gegenwart zulässig seien; es müsse ohne Rücksicht auf die notwendige Kürze heißen: ‚Das Buch, das nächstens erscheinen wird‘. Nun gar Tatform-Bedeutung mit Leideform-Mittelwort: ‚ein gedienter Soldat, ein studierter Mann‘ erregt heftiges Kopfschütteln solcher Sprachmeister, denen ihre Regel: Das 2. Mittelwort gilt nur für

Leidewortfönn, höher steht als die sich frei regenden Kräfte einer Sprache, die ihre Dürftigkeit auf diesem Gebiet ablegen möchte.

Wie für jede andre große Zweifelgruppe gilt für diese der Grundsatz: Wo sich der gebildete Rede- und Schriftgebrauch eine Freiheit und damit eine Bereicherung schon fest zu eigen gemacht, da soll sich die Regel fügen, sich mit einer biegsamen Ausnahme dem neuen Sprachstande anpassen und eher zu weit- als zu engherzig sein. Zahlreiche nicht mehr zu beanstandende Mittelwortsfügungen, die zuerst für ganz falsch gegolten, müssen heute für ganz richtig gelten, weil alle Welt sie spricht und schreibt. Wo nur immer ein weitverbreiteter Sprachgebrauch sich mit einem annehmbaren Grunde der Auffassung der Sprechenden stützen läßt, da mag man lieber den sich auf die ‚Logik‘ und die ‚Analogie‘ berufenden Zweifel fallen lassen und ihn an den Sprachrichter der Zukunft verweisen, meist schon an den der allernächsten, der gar nicht begreifen wird, warum überhaupt gezweifelt wurde.

Der Kampf gegen die beiden Mittelwörter richtet sich fast mit gleicher Schärfe gegen das erste wie das zweite, hat es aber beim ersten insofern leichter, als alle Welt einig ist, daß im Deutschen die meisten lateinischen und griechischen Anwendungen des 1. Mittelwortes unmöglich sind. Sie werden aber auch fast niemals gewagt. Wer schreibt denn: ‚Dies gesagt habend, ging er weg; Die Franzosen schlagend und einen ruhmreichen Frieden herbeiführend, konnte Moltke . .‘. Indessen solche schlechte Fälle des 1. Mittelwortes widersprechen nicht seiner Anwendung da, wo es zur Straffung des Sages dient, ohne in Widerspruch mit Bau und Geist des Deutschen zu geraten. Was ist z. B. gegen die gehäuftesten Mittelwörter in diesem Sage Goethes zu sagen: ‚Der Dichter, der immer in sich lebend, strebend und urteilend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend . .‘? Nicht nur nichts, sondern manches wäre für sie zu sagen. Oder gegen diese Sätze von Neueren: ‚Die stark verregnete Karte in der Linken, hier und dort einen Kameraden grüßend, mir von Patrouillen Auskunft geben lassend, trachte ich meinem Ziele zu (Silien-cron). — Er weiß die einzelnen Kunstwerke hinreißend zu beschreiben, gern sittliche Motive herauslehrend‘ (Erich Schmidt). Der Leser wird bei Prüfung dieser Sätze selbst leicht ent-

decken, welche Umständlichkeiten im Satzbau durch das knappe Mittelwort vermieden werden. Ich darf wohl auch einmal einen längst gedruckten Satz von mir als Beispiel hersetzen (aus ‚Sprich Deutsch!‘, S. 178: „. . ohne die Puristen, die nach deutscher Art ihre Sache um ihrer selbst willen betrieben und, nicht Spott noch Hohn achtend, sich vor der stärksten aller Mächte, der Dummheit, nicht fürchtend, Schritt vor Schritt ihren dornenvollen Weg dahinzogen.“ Hätte ich besser getan, statt der sich glatt einfügenden Beisatzform zwei Nebensätze einzuschachteln, etwa mit **ohne zu**? Ich wählte bewußt das Mittelwort, da ich mich vor den Sprachmeistern nicht über Gebühr fürchte. — Also keine allgemeine Verbietererei gegen das 1. Mittelwort da, wo es nicht als Beiwort, sondern als Beisatzwort erscheint; nur die überall nötige Warnung vor Mißbrauch und die Mahnung zur Vorsicht unter der Feder der Ungeübten. Verpflichtet ist ja niemand, sich in eine Sprachgefahr zu begeben, der er sich nicht gewachsen fühlt.

Das 1. Mittelwort heißt auch das der Gegenwart, doch folgt hieraus nicht, daß es ausschließlich und im engsten Sinne gegenwärtig gebraucht werden darf. Die Sprache versteht sich mit ihrer, d. h. des Sprechenden, Phantasie in jede Zeit, Vergangenheit oder Zukunft, und gestaltet sie zur Sprachgegenwart. Wie es erlaubt ist, zu schreiben: ‚Ein im 18. Jahrhundert sterbender Deutscher konnte noch so gut wie nichts von Goethes Faust wissen‘, ist es auch erlaubt, von der ‚morgen stattfindenden Aufführung‘ zu sprechen. Unerlaubt jedoch ist die Vermengung von Vergangenheit und Gegenwart in Sätzen, die jede Gleichzeitigkeit, das Hauptmerkmal und =Erfordernis des 1. Mittelwortes, ausschließen. ‚Er verließ das Elternhaus, bald mit einer Nachricht zurückkehrend, durch die er allgemeine Freude erweckte.‘ Dieser Satz ist von ganz anderer Innensügung als die oben angeführten, denen er nur im äußerlichen Bau ähnlich sieht. Alle Vernunft des Lesers sträubt sich gegen die Gleichzeitigkeit des Geschehens, die unabweislich durch das 1. Mittelwort bezeichnet wird, das ebensowohl Mittelwort der Gleichzeitigkeit heißen dürfte.

Nicht ganz so schlimm steht es mit dem berühmten Beispielsatz Goethes: ‚Den 26. Oktober von Zürich abreisend, langten wir den 6. November in Nürnberg an.‘ Dies ist nachlässiger Tagebuchstil, kein musterhafter, aber zur Not erträglich. Wird die Gleichzeitigkeit — sie ist das Entschei-

bende — ausdrücklich aufgehoben, so wird dadurch das 1. Mittelwort aller Gefährlichkeit entkleidet, und es darf fehlerlos geschrieben werden: ‚Wir freuen uns schon heute auf die morgen (nächstens, bald) stattfindende Vorstellung‘: hier haben wir eine der für die voraus- oder rückschauende Phantasie mit jedem Zeitbegriff verträglichen Gegenwarten.

Die Bedenklichkeit des 1. Mittelwortes in einem Satze wie: ‚Die lebende Ankunft der Fische wird zugesagt‘ leuchtet ein; es ist aber nicht unmöglich, daß dergleichen sich zur festen Fachredewendung ausbildet, die wir alsdann wollend oder nichtwollend (!) hinnehmen müßten mit der Entschuldigung, daß eine andre bessere und ebenso kurze Ausdrucksform schwer zu finden ist. Hingegen ein 1. Mittelwort wie in ‚Diese Zigarren werden **staunend** billig verkauft‘ braucht niemand zu dulden, denn um der Ersparnis einer Silbe willen — **staunend** statt **erstaunlich** — darf man keinen groben Sprachschneider begehen.

In manchen stehenden Wendungen nehmen nur noch die rückständigsten Sprachmeister an einem 1. Mittelwort Anstoß. Beanstandet werden kaum noch: ‚bei nachtschlafender Zeit, die sitzende Lebensweise, die schwindelnde Höhe, ein ausnehmendes Vergnügen, der meistbietende Verkauf, die fahrende Habe, die stillschweigende (selbststrebende) Bedingung, der Brief wird umgehend beantwortet, die betreffende Stelle, die fallende Sucht‘. Wer verliert heute noch ein Wort über solche ehemalige ‚Ungeheuerlichkeiten‘? Im 18. Jahrhundert ging die geduldete Freiheit noch viel weiter; da durfte Goethe wie alle Welt schreiben: ‚zu einer vorhabenden Reise‘, oder Herder: ‚die innehabende Stelle‘, andre: ‚das mit sich führende Gepäck, die unterhabenden Beamten‘. In solchen Fällen hat sich heute eine größere Strenge durchgesetzt.

Man hat eine Verbotstafel aufrichten wollen gegen das 1. Mittelwort der Hilfszeitwörter. Schon angesichts der mittelwörtlichen Hauptwörter ‚ein werdender, alles Seiende‘ ist solch ein allgemeines Verbot unhaltbar. Man darf aber auch gegen ein gelegentliches echtes 1. Mittelwort von Hilfszeitwörtern nichts einwenden; ‚die mit solchem Eifer berühmt werden wollenden Künstler‘ ist eine fehlerlose Wendung.

Das 1. Mittelwort bekommt die Bedeutung der Leidesform durch vorgelegtes **zu**, aber nur bei abzielenden Zeitwörtern, die den 4. Fall des Zielwortes fordern: ‚die zu verrichtende Arbeit,

der zu strafende Verbrecher, die zu bulbende Behandlung'; aber nicht: 'die einzutretende Behandlung'. Die leidende Bedeutung dieser Form wird so deutlich gefühlt, daß sich keine Ausnahme, auch nicht in stehenden Fügungen, durchgesetzt hat. Im Kanzleideutsch kommen zwei vor: 'die zu erscheinenden Wähler, die anzutretenden Mannschaften'; aber man ist darüber einig, daß dies schlechtes Deutsch ist. Also auch nicht: 'das im nächsten Jahr zu erscheinende Werk (wohl aber: das . . . herauszugebende), die heute einzutreffenden Reisenden' (wohl aber: die . . . zu erwartenden).

*

Das Geltungsbereich des 2. Mittelwortes ist überwiegend die Vergangenheit oder doch die Vollendung, die abgeschlossene Handlung, wie z. B. in diesen zwei letzten Worten. Streng läßt sich jedoch die Grenzlinie zwischen Vergangenheit und Gegenwart auch hier nicht ziehen: 'die von mir gebrauchte Feder' kann ebenso wohl heute, jetzt eben, wie gestern gebraucht worden sein und noch gebraucht werden. 'Die in Deutschland beobachteten Geseze' sind sowohl die beobachtet gewesenen wie die noch jetzt beobachtet werdenden Geseze. Ebenso richtig ist 'die von dem Lehrer innegehabte Wohnung' für Gegenwart wie Vergangenheit. Hier findet ein erlaubtes Zusammenfallen zweier Auffassungen bei derselben Form statt.

Anders steht es mit der häufigen Vermischung der Zeitbegriffe beim 2. Mittelwort, die an eine ähnliche beim 1. erinnert (vgl. S. 226, aber auch S. 309): 'Er fand kaum die Zeit, die in der Deutschen Rundschau abgedruckte Novelle zu vollenden.' — Das hatte er ja nicht nötig, er brauchte sie ja nur aus der Deutschen Rundschau abzuschreiben. Ach so, sie wurde jetzt nur in Eile vollendet und später in der Rundschau abgedruckt — also eine heutige Vornwegnahme morgiger Handlung, einzig aus dem Satzstopftriebe vieler deutscher Schreiber. 'Scharnhorst vertauschte im Jahre 1801 auf Anraten des bei Auerstädt (1806!) gebliebenen Herzogs von Braunschweig den hannöverschen Dienst mit dem preußischen. — Der von Hagen ermordete Siegfried hatte Gunthers Schwester Krimhilde geheiratet. — Er arbeitete Jahre lang, von 1840 bis 1847, an seiner 1853 erschienenen Grammatik. — In einem Kriegsbericht des deutschen Flottenamts (der 'Admiralität') hieß es: 'Zwei aus dem Mittelmeer zurück.'

gekehrte U=Boote haben zusammen 30000 Tonnen versenkt.' Gemeint war: sie hatten versenkt und sind dann zurückgekehrt. Will man die Zeiten nicht umkehren, so muß es heißen: .. sind nach Versenkung .. zurückgekehrt. Kein Franzose, kein Engländer würde trotz gleicher Mittelwortfügung hierin einen Fehler begehen; warum begeht ihn ein Deutscher? Verföhrt wird er dazu durch die Vorderstellung des deutschen Beiwortes; im Französischen, wo das 2. Mittelwort dem Hauptwort stets als Beisatz folgt, ist dieser Fehler viel seltner und wird weniger übel empfunden.

Rückbezügliche Zeitwörter haben kein 2. Mittelwort: von dieser Regel gibt es im guten Deutsch keine Ausnahme, wohl aber manche im schlechten, gleichviel von wem es herühre. 'Ein sich verbreitetes Gerücht, die sich bestätigte Nachricht, das sich ereignete Unglück, der sich eingewurzelte Übelstand, ein sich eingefundener (eingeschlichener) Gast, der sich herausgestellte Fehler' — alles für ein gebildetes Sprachgefühl unmöglich. Dies ist um so bemerkenswerter, als es sich hierbei doch vielfach um abzielende Zeitwörter handelt, deren zweite Mittelwörter sämtlich sonst beiwörtlich stehen dürfen. 'Das verbreitete Gerücht' ist richtig, 'das sich verbreitete Gerücht' unerlaubt. Warum denn? Liegt hier nicht eine reine Willkür der Sprache — die wir übrigens auch hinnehmen müßten —, oder gar eine bloße Sprachmeisterregel vor? Keineswegs; vielmehr verbietet der Sprachgeist hier aus einem richtig gefühlten, von jedem leicht nachzufühlenden Grunde: das **sich** hebt den Begriff der Leideform auf, stellt den der Tatform, und zwar in der Gegenwart her, es ist also stets **haben** zu ergänzen, mithin die Anwendung der Leideform, also der Vergangenheit, für die beiwörtliche Stellung ausgeschlossen: 'das sich verbreitete Gerücht' wäre das sich verbreitet habende Gerücht, und aus 'verbreitet habend' wird nicht 'verbreitet'. Das Verbot bedeutet keine überflüssige Beengung der Sprache, denn in den meisten obigen Beispielen ist grade das **sich** ganz überflüssig: 'das verbreitete Gerücht' sagt dasselbe wie 'das sich verbreitete . .', 'die bestätigte Nachricht' dasselbe wie 'die sich bestätigte', mag man immerhin in andern erlaubten Fassungen das **sich** setzen: 'Die Nachricht hat sich bestätigt', und hierin eine andre Farbe zu sehen glauben als in 'die Nachricht wurde bestätigt'.

Unter den obigen Beispielen sind aber ein paar, die auch

ohne **sich** unstatthaft wären: ,das ereignete Unglück, der eingefundene Gast'. Aber auch etwa ,der eingeschlichene Gast, der eingewurzelte Übelstand'? Und wollte man diese aus einem halb zu prüfenden Grunde zulassen, wie steht es mit dem mich betroffenen Unglück, mit dem zugenommenen Vermögen, der abgenommenen Kälte, den standgehaltenen Truppen, dem gefehlten Gelde (dagegen: der verfehlten Gelegenheit!)? Hier wird der Leser mit einigem Sprachgefühl stoßen und sagen: das geht nicht. Er hat Recht und kann sich auf die Regel berufen: Nur von abzielenden Zeitwörtern mit 4. Ziel-**fall** (essen, lesen, töten) darf das 2. Mittelwort als Beiwort gebraucht werden. ,Der getötete Soldat' ist richtig, ,der gelebte Soldat' ist falsch. Aber ist auch ,der gestorbene (verstorbene) Soldat' fehlerhaft? Die Sprache hat hier wie so oft den schwer zurückzuhaltenden Trieb, eine an sich und in der Mehrzahl der Fälle richtige und nützliche Regel zu durchbrechen zugunsten von Ausnahmen, die einem dringenden Bedürfnis Befriedigung verschaffen, und für die wissenschaftliche Sprachbetrachtung darf es auch hier nur den Leitsatz geben: gewähren lassen überall da, wo der sich durchsetzende (nicht: sich durchgesetzte!) Sprachgebrauch beweist, daß die Ausnahme nicht leichtfertig gemacht, sondern aus einem starken und nicht unberechtigten Bedürfnis entsprungen ist.

Die Mehrzahl dieser Ausnahmen betrifft das beiwörtliche 2. Mittelwort von ziellosen Zeitwörtern mit **sein**. ,Der eingeschlichene Gast ist eingeschlichen, der Soldat ist verstorben, der Übelstand ist eingewurzelt', und das Sprachgefühl hat aus dem **ist** die Auffassung eines **ist worden** geschöpft, — mit Unrecht, aber nicht unerklärlich. Wir werden also nicht mehr solche Fügungen beanstanden, die nach der strengen Formregel unzulässig wären: ,das verschwundene Mädchen, das verirrte Kind, der berittene Schutzmann, der befahrene Seemann, der gefallene Engel, der gestorbene Vater (aber kaum: der einen schweren Tod gestorbene Vater), die gestern eingetretene Kälte, der entlaufene Hund, der entflogene (in den Wald geflogene) Vogel, die angewachsenen (aufgelaufenen) Schulden, der in den Fluß gefallene Knabe, der gestern im Gasthof abgestiegene und heute abgereifte Graf, der verspätet eingetroffene Zug'. Darf man z. B. schreiben: die der Sprachgefahr gewachsenen . . ? Ich habe so geschrieben, und ich kenne die Regel, der es angeblich zuwiderläuft. Aber

man beachte: ‚Der von seiner Dienerschaft gefolgte König‘, und Schillers Verse: ‚Vom Jammer gefolget, Schreitet das Unglück‘ gelten, oder dürfen als erlaubt gelten; hingegen: ‚Der diesem Winter gefolgte Frühling‘ wird sicherlich von jedem Leser als unzulässig empfunden werden. Warum, obwohl doch in beiden Fällen zu ‚folgen‘ sein gehört? Weil in den beiden ersten Beispielen ein starkes Bedürfnis zum zweiten Mittelwort besteht, im letzten gar keins, denn die richtige Fügung ‚Der diesem Winter folgende Frühling‘ sagt dasselbe, sagt es aber richtig. So ist auch ‚der mir begegnete Freund‘ falsch, weil unnötig: der mir begegnende ist zugleich der begegnete.

Allerdings neigt die nachsichtige Sprache leicht dazu, das in einem Falle aus zureichendem Grunde erlaubte Wort auch in einem unbegründeten Falle zuzulassen: dem Sprachgedächtnis klingt der erlaubte Fall nach, also wirkt der gleiche Klang verführerisch und läßt die falsche Form mit durchschlüpfen. Die Sprachmeister, die sich für ihre Regeln immer auf die allmächtige ‚Analogie‘ berufen, sollten sie wenigstens zuweilen auch für die Ausnahmen gelten lassen, denn sie ist in der That nach beiden Richtungen, zum Guten wie zum Unguten, wirksam, und Sache der Spracherziehung ist es, ihr nach Kräften die Richtung zum Guten zu geben, soweit dadurch nicht ein berechtigter Trieb zur Selbsthilfe getötet wird. Es heißt richtig: ‚die bestandene Prüfung‘ (man hat die Prüfung bestanden, sie ist bestanden worden); weil das abzielende bestehen richtig so gebraucht wird, wagt man auch zu schreiben: ‚die bestandenen Kadetten‘, und von da aus weiter: ‚die früher bestandene Freundschaft‘. Falsch? Ist auch ‚gestandenes Wasser‘ falsch? Man sieht, wie die Grenzen zwischen erlaubt, mehr oder weniger erlaubt, unerlaubt hart neben- und durcheinander fließen. Es haben sich denn auch mehr und mehr zweite Mittelwörter in den Kreis der beizwörtlich gebrauchten eingedrängt, und es scheint damit so zu stehen: kein einmal eingedrängtes und eingedrungenes ist aus diesem Kreise hinauszubringen, auch nicht hinauszuhöhen. Man hat zulassen müssen: den gedienten Soldaten, den gelernten Gärtner, den studierten Mann, den geschwornen wie den abgesagten Feind, den verdienten Staatsmann, den erfahrenen Arzt und den befahrenen Seemann, den gesetzten Mann und den in gesetztem Alter, den weitgereisten, den

hergelaufenen, entflohenen, den durchgebrannten, den ehrver-
 gessenen Menschen, und so wird man sich noch an manches
 gewöhnen. Auch an die stattgehabte, ja selbst an die statt-
 gefundene Sitzung, an jene leichter als an diese. Natürlich
 ist ‚die gestrige Sitzung‘ besser als ‚die gestern stattgehabte
 Sitzung‘. ‚Die stattgehabte Sitzung war sehr besucht, die
 stattgefundene Beerdigung war sehr feierlich‘ — der Leser
 streiche **stattgehabt**, **stattgefundene** und prüfe selbst, wie
 überflüssig sie in solchen Sätzen sind. Aber mit staunens-
 werter Sicherheit wahrt die Sprache, will sagen das Sprach-
 gefühl der Sprechenden, die scharfe Grenze inmitten der schein-
 baren (nicht der anscheinenden!, vgl. S. 168) Verwirrung, die
 doch nur anmutvolle Freiheit ist: ich habe kein Beispiel finden
 können für diesen Gebrauch des 2. Mittelwortes, gleichviel,
 ob von einem Zeitwort mit **haben** oder **sein**, wo nicht fest-
 zustellen wäre, daß keine Regel, sondern einzig das auf keine
 andre ebenso kurze und gute Art zu befriedigende Bedürfnis
 dazu berechtigt, ja zwingt. Es zwingt stärker zur stattge-
 habten als zur stattgefundenen Sitzung, weil innegehabte
 Wohnung als harmlos, als gleichsinnig und gleichklingend mit
 der nicht zu bemängelnden innegehaltenen Wohnung gilt und
 von ihr aus nur ein kurzer Schritt zur stattgehabten Sitzung
 ist; hingegen stößt das Sprachgefühl vor der stattgefundenen
 Sitzung, weil ihm das Ausdrucksbedürfnis durch stattgehabte
 oder durch die ganz unbedenkliche gestrige usw. gedeckt er-
 scheint.

Ja selbst mögliche Doppeldeutigkeiten schrecken das haar-
 scharf zwischen Gefahren hinschreitende Sprachgefühl nicht:
 es wagt **ungefrühstückt** — Bismarck z. B. hat es gewagt,
 wie Schiller es gewagt hatte —, **ungetrunken** (so schon im
 Nibelungenliede, für ‚ohne getrunken zu haben‘), **ungewaschen**
 und **ungebetet** (Brentano), **ungebeichtet** (A. W. Schlegel),
 ‚daß ihr wartet und **ungeessen** seid‘ (Luther, Apostel 27, 33);
 denn sie rechnet mit dem sofort richtig deutenden Verständnis
 des Hörers und Lesers, welche beide von manchen Sprach-
 meistern für dümmere gehalten werden, als die Polizei erlaubt.
 Wenn das feine Sprachgefühl Anstoß nimmt an einem durch
 den Strom gerittenen Offizier, dann nur darum, weil dabei
 die ferne Möglichkeit eines höchst lächerlichen Bildes auftaucht,
 was bei einem durch den Strom geschwommenen Offizier nicht
 geschieht, weshalb dieser ruhig gewagt, jener doch lieber ver-

mieden wird. Abgelehnt aber vom richtig leitenden Sprachgefühl wird mit Recht ‚das gebrannte Licht‘ (eins, das gebrannt hat), obwohl ‚das verbrannte Licht‘ alltäglich und selbstverständlich ist; abgelehnt ‚das gefehlte Geld‘ trotz dem ‚verfehlten Augenblick‘ und trotz ‚weit gefehlt‘. Unmöglich ist ‚der lange gewirkte (hat!) Vorsteher, der im Walde gelegene (hat!) Leichnam‘ — trotz dem ‚im Walde gelegenen (ist!) und belegenen Häuschen‘ —, ‚den die Morgenstunde verschlafenen (hat!) Diener‘, obgleich nichts gegen den ‚immer verschlafenen (ist!) Diener‘ zu sagen ist. Das Sprachgefühl weiß, warum es ein ‚lange gelebtes (hat!) Geschlecht‘ zurückweist, aber nichts hat gegen ‚ein Augenblick, gelebt (ist!) im Paradiese‘, selbst nichts gegen eine ‚lange bestandene Herrschaft‘. Immerhin ist es im allgemeinen duldsamer gegen beiwörtliche Mittelwörter von Zeitwörtern mit **sein** als denen mit **haben**, und Fügungen wie ‚die soeben erschienene Zeitung, der untergegangene Mond, eine aufgekommene Mode‘ sind ihm ganz geläufig, wogegen ihm ‚der allgemein gefallene Zeitungsaufsatz, der zugenommene Mond, die sogleich eingeschlagene Mode‘ Greuel sind.

Entgegen einer Regel, daß nur die zielenden Zeitwörter mit dem 4. Zielfall Beiwörter in der Leideform bilden, daß man also nicht sagen dürfe: ‚die gehuldigte Fürstin (man huldigt ihr, nicht sie), die gediente Herrschaft‘ (man dient ihr, nicht sie), haben sich einige Mittelwörter die beiwörtliche Anwendung erzwungen — mit der Zeit, nämlich durch ihr häufiges Vorkommen und das daraus entspringende, oder ihm zugrunde liegende, Bedürfnis. Das ‚geschmeichelte Bild‘ ist trotz seiner doppelten Anstößigkeit — nicht dem Bilde, sondern dem Dargestellten wird geschmeichelt, und dem Dargestellten, nicht den schmeichelt man — eine stehende Fügung geworden, weil man sie oft brauchte und gebrauchte (vgl. S. 221). Ebenso hat sich die ‚unwidersprochene Behauptung‘ durchgesetzt, weil namentlich in Volksvertretungen und öffentlichen Versammlungen immerfort das Bedürfnis auftrat, etwas zu sagen wie: ‚Diese Behauptung darf nicht unwidersprochen ins Land gehen, hinausgehen‘. Dagegen sind Wendungen wie ‚der von Richter widersprochene Bismarck‘ nicht stehende Formel geworden, also unzulässig geblieben. Der ‚gekündigte Buchhalter‘ wird vom feinern Sprachgefühl abgelehnt, denn nicht er, sondern ihm ist gekündigt worden. ‚In ungekündigter Stellung‘, wie es in vielen Anzeigen heißt, ist

nicht zu beanstanden, denn man kündigt die Stellung, die Stellung wird einem gekündigt, also ist das 2. Mittelwort als Beiwort zulässig.

5. Das Hilfszeitwort

Die wichtigste Zweifelsfrage beim Hilfszeitwort selbst, also unabhängig von der Wahl zwischen Haben und Sein je nach dem regierenden Zeitwort, ist die nach dem Recht zu seiner Auslassung, besonders in Nebensätzen. Die Sprachgelehrten erklären sich überwiegend grundsätzlich dagegen, oder lassen sie nur in seltenen Fällen zu. Sanders verfügt einfach: ‚Falsch ist es, die Hilfszeitwörter aus Nachlässigkeit auszulassen.‘ Hierdurch werden wir nicht belehrt, denn Nachlässigkeit ist dem Schreiber überhaupt verboten; auch müßte in jedem Fall erst festgestellt werden, ob eine nachlässige oder erlaubte Weglassung vorliegt. Ein anderer schätzenswerter Unterweiser, Heinze, bestimmt: ‚Haben und Sein dürfen in Nebensätzen, wenn sie als Hilfszeitwörter dienen, ausgelassen werden.‘ Dem tritt der Obersprachbüttel entgegen und gebietet schimpfend, die Unterdrückung des Hilfszeitwortes ‚in schlichter Prosa ist gradezu unerträglich; wer das bestreitet, hat eben kein Sprachgefühl‘, — hat nämlich ein andres als der Sprachbüttel, also hat er keins. Ihm zufolge rührt ‚die grauenvolle Verwilderung und Verrohung in dem Gebrauche der Modi (!) zum guten Theil von der abscheulichen Unsitte, die Hilfszeitwörter wegzulassen, her.‘ Selbst ein sonst fein abwägender Kenner, Theodor Matthias, nennt die Weglassung ‚eine schlimme Krankheit des papierenen Stils‘, muß aber in demselben Satze zugeben, daß diese angebliche Krankheit schon im 15. Jahrhundert und bei den Klassikern umging. Nicht bloß bei diesen, sondern sie ist z. B. bei Freytag fast die Regel, sie fehlt aber wohl kaum bei irgendeinem namhaften Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts; sie findet sich fast auf jeder Seite eines heutigen Buches, in jeder Spalte einer unsrer Zeitungen. Bei Lessing überwiegen die Nebensätze mit ausgelassenem Sein oder Haben so offensichtlich, daß man diese Fügung als Lessing-Sätze bezeichnet hat.

Eine so allgemein verbreitete Schreibweise eine Krankheit zu nennen oder sie sonstwie zu beschimpfen, geht nicht an. Die ruhige Betrachtung solcher sich durch die Jahrhunderte

gleichmäßig hinziehender, bei allen guten Schriftstellern häufig oder gar ständig wiederkehrender Ausdrucksform zwingt zu dem Urtheil: Hier liegt ein fester Sprachgebrauch vor, dem gegenüber die Mörgelei, erst recht die Schimpferei zu unterbleiben hat. Daß in der Dichtung und der gehobenen Sprache das Auslassen von jeher bis auf den heutigen Tag die Regel, das Setzen die Ausnahme ist, muß von den Sprachmeisterern angesichts der Überfülle der Beispiele zugegeben werden. Bei Luther: ‚Da er solches gesagt, wurde er aufgehoben‘. — Bei Lessing sogar in einer Überschrift: ‚Wie die Alten den Tod gebildet‘. — Bei Goethe: ‚Soll ich vielleicht in tausend Büchern lesen, Daß überall die Menschen sich gequält, Daß hie und da ein Glücklich gewesen?‘ (Faust). — Sehr kühn bei Schiller: ‚Ach, daß ihr damals mir Gehör geschenkt!‘, wo ‚hättet‘ zu ergänzen ist und von jedem Leser ohne weiteres richtig ergänzt wird. Oder bei Schiller noch kühner und doch ebenso leicht ergänzbar: ‚Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit‘ (haben werde). — Bei Mörike: ‚Was doch heut Nacht ein Sturm gewesen!‘

Der entschiedenste Verteidiger der Weglassung der Hilfszeitwörter war Jean Paul; er nannte sie mit einiger Übertreibung ‚abscheuliche Rattenschwänze der Sprache, und man hat jedem zu danken, der in eine Schere greift und damit weg-schneidet‘. Auch Hebbel war ein Freund des Weglassens: ‚Längst habe ich mich davon überzeugt, daß die deutsche Sprache manche Zeiten ihrer Hilfsverba ganz und gar und manche in unendlich vielen Fällen in den Ruhestand versetzen wird . . Der Numerus (Taktschritt) des Stils verlangt gar oft das Rappen dieser abscheulichen Schlepptäue‘.

Unter den Verteidigern der Hilfszeitwörter ist Schopenhauer der bedeutendste: ‚Was in aller Welt haben die Auxiliarverba (!) verbrochen, daß sie ausgelassen oder übersprungen werden? Der Leser muß sie notwendigerweise aus eigenen Mitteln hinzufügen‘. Dieser Einwand führt uns zu der richtigen Entscheidung: Ein weggelassenes Wort, das der Leser ohne besondres Nachdenken richtig ergänzt, war überflüssig, wurde also mit Zug weggelassen. Man prüfe jeden fraglichen Satz einfach darauf, ob durch das Fehlen des Hilfszeitwortes der Sinn des Satzes verdunkelt, durch das Hinzufügen heller gemacht wird, und lasse überall da, wo der Sinn nicht im mindesten geändert wird, das Hilfszeitwort unbe-

denklich weg. Man vergesse doch nicht, daß unsre Hilfszeitwörter selber nur ein Nothbehelf sind für die untergegangenen echten Beugeformen des Zeitwortes, und daß die deutsche Sprache mit ihren vielen Hilfszeitwörtern zurücksteht hinter solchen Sprachen, die über einen größeren Reichthum an Zeitwortbeugungen verfügen.

In den Hauptsätzen kann das Deutsche nur in seltenen Fällen das Hilfszeitwort entbehren; es wäre aber in der That eine zu schwere Last, wenn sie auch in den Nebensätzen allesamt gesetzt werden müßten. Der Einwand Wustmanns und mancher, die ihm das ungeprüft nachgeschrieben haben, daß das Hilfszeitwort ‚in der unbefangenen Umgangssprache niemals weggelassen wird‘, trifft nach meinen vielfachen Beobachtungen sowohl der Umgangssprache wie der Vortragsprache nicht zu. Aber die Umgangssprache hat überhaupt einen von der Schriftsprache sehr verschiedenen Satzbau, und hier haben wir es nur mit der Schriftsprache zu tun. In der Umgangssprache wirkt selbst ein Zusammenstoßen der Hilfszeitwörter in Haupt- und Nebensatz: ‚Mein Vetter, der erst heute angekommen ist, ist schon heute wieder abgereist‘ nicht so unangenehm aufs Ohr, wie beim Lesen aufs Auge, und die Schriftsprache ist nun einmal eine, die zunächst nur durchs Auge aufgenommen wird. Wiederholungen, die in der Umgangssprache kaum beachtet, ja unter Umständen als eine Verstärkung des Eindrucks empfunden werden, wirken beim Lesen sinnlich, dann gedanklich unangenehm.

Aber auch der Einwand, daß durch das Weglassen des Hilfszeitwortes die Unterscheidung zwischen bestimmter und unbestimmter Ausfagsweise — den ‚Modi‘ Wustmanns — verloren gehe, hält nicht Stich: der Leser braucht gar nicht erst ausdrücklich zu untersuchen, ob **ist** oder **sei**, **hatte** oder **hätte**, **war** oder **wäre** zu ergänzen (sei); er wird das ganze Satzgefüge auch ohne Hilfszeitwörter richtig auffassen, wenn der Schreiber es klar gedacht und richtig gebaut hat. Man prüfe: ‚Fragt man sich nun, was Schiller sich bei dem ersten Plane zum Fiesko gedacht . . .‘ Gleichviel ob man ergänzt: **hat** oder **hatte** oder **habe** oder selbst **haben mag**, **haben mochte**, das sachliche Verständniß des Lesers leidet unter dem Fehlen des Hilfszeitwortes nicht im geringsten. Oder man prüfe eins der von Wustmann bemastelten Beispiele: ‚Daß viele Glieder der ersten Christengemeinde arm gewesen (sind), ist

zweifelloß; daß es alle gewesen (seien), ist sehr zu bezweifeln, setze die von ihm geforderten **sind** und **seien** ein und vergleiche! Nur die Rechthaberei wird bestreiten, daß für einen vernünftigen Leser nicht der geringste Unterschied zwischen den gedanklichen Niederschlägen der beiden Satzgebilde besteht. Die weitere Folgerung hieraus auch für den Wert der genauen Unterscheidung zwischen bestimmter und unbestimmter Zeitwortform (Win-Form und Sei-Form) wird am rechten Orte gezogen werden (vgl. S. 289).

Ja sogar die von maßvollen Gegnern der Hilfszeitwörter erhobene Forderung, sie überall da zu setzen, wo sie als selbstständige Zeitwörter erscheinen, verdient keine allgemeine Geltung. „Unsicher ist sein Geburtsjahr; was aber ganz sicher (ist), daß ist die Tatsache, daß er in Köln geboren (ist).“ Unsere besten Schriftsteller schreiben so, kein unbefangener Leser nimmt daran Anstoß, keiner vermißt etwas: mithin sollte sich der Sprachlehrer endlich der wirklichen Sprache, die unser aller Herrin (ist?), fügen.

Die einzige Ausnahme, die mit vollem Recht, weil sie selbstverständlich (ist?), zu machen ist, betrifft die Fälle, in denen durch die gleiche Form des Mittelwortes der Vergangenheit und der dritten Person der Gegenwart Mißverständnisse erzeugt werden können. „Die Freunde, die er **besucht**, sind abgereist. — Die Nachricht, die mich **betrüb**t, wurde mir von einem Freunde überbracht. — Er ist auch dann strafbar, wenn er sich nur an der Tat **betheiligt**. — Mein Bruder, der mich **befucht**, heißt Franz. — Sobald die Rose **erblüht**, entfaltet sie ihren vollen Duft. — Der Schurke, der mich **verleumd**et, steht dort.“ Zum mindesten leiden diese Sätze, worin das Hilfszeitwort fehlt, an Unklarheit, ja einige an Sinnwidrigkeit.

*

Zu warnen ist vor einem häufigen Fehler beim Gebrauch oder vielmehr Nichtgebrauch von **worden**. „Der Knabe ist verwöhnt“ — was kann das einzig bedeuten? Daß er jetzt als ein früher verwöhnter Knabe erscheint. Ein herrschender Zustand wird durch bloßes **ist** bezeichnet, nicht die frühere Handlung, woraus der Zustand entstanden ist. Will man die Handlung, das Werden, ausdrücken, so darf dessen richtige Vergangenheitsform nicht fehlen: „Der Knabe

ist (seinerzeit) vermöhnt **worden**, kein Wunder, daß er (jetzt) vermöhnt ist. — Der Dieb ist gestern verhaftet **worden** (Handlung); spricht man heute von seinem Verbleib, so muß es heißen: ‚Der Dieb **ist** verhaftet‘ (er ist ein Verhafteter). — ‚Das Haus **ist** aufgebaut‘ kann der Baumeister an dem Tage sagen, wo der Bau vollendet worden (!) ist; wer später über die Ausführung des Baues berichtet, muß sagen: ‚Der Bau **ist** im Jahre 1912 vollendet worden (oder wurde vollendet)‘. Es darf nicht heißen: ‚Die Straße **ist** 1912 gepflastert‘, sondern ‚. . wurde gepflastert‘ oder ‚. . **ist** gepflastert worden‘; aber nicht etwa, wie man zuweilen hört, kaum liest: ‚. . **ist** gepflastert geworden‘. — ‚Das Buch **ist** 1917 gedruckt‘ ist falsch; es muß heißen: ‚. . **ist** gedruckt worden‘. ‚Das Buch **ist** gedruckt‘ schreibt der Verleger an den Verfasser, um ihm zu melden, daß der Druck des Buches fertig (geworden) ist. Dies ist keine Schulmeisterei, sondern eine zum klaren Verständnis des Sinnes dringend nötige Fügung; die Weglassung von **worden** kann zu groben Mißverständnissen führen: ‚Die Zeitung **ist** in A. verbreitet‘ bedeutet: sie hat dort viele Abnehmer; dagegen ‚. . **ist** verbreitet worden‘ besagt, man hat versucht, sie dort zu verbreiten, doch wird über den Erfolg nichts ausgesagt.

Eine französische Fügung mit **wollen**, die den Sinn dieses Wortes völlig verrückt, sollte in guter Schriftsprache, zumal in der Behördensprache, nicht länger geduldet werden. ‚Die Bewerber um den Nachtwächterposten **wollen** sich beim Gemeindevorsteher melden.‘ Warum in aller Welt nicht **mögen**, das doch ebenso höflich ist wie **wollen**? Wohl gar in der vor einem Schlachthause hängenden Aufforderung an die Fleischer: ‚Schweine **wollen** nur Montags und Donnerstags geschlachtet werden.‘ Will man auf den Gebrauch von **wollen** zu solchen höflichen Aufforderungen nicht ganz verzichten, dann bediene man sich nur der erkennbaren Sei-Formen, die keinen Zweifel am Sinne lassen: ‚Man **wolle** bedenken, man **wolle** nicht vergessen.‘ Nur so bedienen sich die Franzosen vernünftigerweise ihres vouloir.

Verschwinden sollte das feige **dürfte** in Sätzen wie: ‚Das **dürfte** wahr sein.‘ Es ist aber schon so tief aus der Kanzleisprache in die allgemeine Sprech- und Schreibweise, freilich zumeist der Papiermenschen, eingedrungen, daß keine Hoffnung bestehen **dürfte**, es loszuwerden. Wer einmal ein Weilchen

über dürfte als Form für die Vermutung nachgedacht hat, dem wird (dürfte) wohl der Geschmack an dem Wort vergangen sein.

*

Eine jeden denkbaren Zweifelsfall behandelnde Darstellung des Gebrauchs von **Haben** und **Sein** in der Vollbergangenheit des Zeitwortes ist kaum möglich, zum Glück aber hier entbehrlich, weil das Sprachgefühl für die Unterscheidung zwischen beiden im allgemeinen ziemlich sicher ist, — mit einer Ausnahme: in Süddeutschland, Österreich und der Schweiz herrscht **Sein** bei den Zeitwörtern des Stehens, Gehens, Sitzens und ähnlichen nicht nur in der Umgangssprache, sondern selbst in der Schriftstellersprache nahezu allein, wogegen in Nord- und Mitteldeutschland bei jenen Zeitwörtern fast ausschließlich **Haben** steht. In der Drahtung des Königs Ludwigs 3. von Bayern vom 4. August 1914 an Kaiser Wilhelm 2. heißt es: 'Wie ist das Deutsche Reich vor einer ernsteren Entscheidung gestanden als in dieser Stunde.' Ein norddeutscher Fürst hätte **hat** geschrieben. — Goethe: 'Ich bin die Stadt umfahren und umgangen.' — Schiller: 'Ich bin vor hohen Fürsten nicht gestanden.' Schopenhauer wetterte auf seine Art gegen den 'grobe, hauptsächlich in süddeutscher Schreibart grassierenden Schnitzer'. Die heutige Sprachbetrachtung, wenigstens die wahrhaft wissenschaftliche, stellt sich zu dieser Frage wie zu vielen andern nachsichtiger; sie erkennt eine weitverbreitete landschaftliche Fügung, gibt ihr das Recht für die Umgangssprache, auch die gebildetste, ja sie ist sehr nachsichtig gegen sie in der Schriftsprache, da kein in allen Fällen sicherer Gebrauch bei nicht-süddeutschen Schriftstellern besteht. Schwankungen zwischen avoir und être gibt es ja auch in dem sonst soviel unfreieren Französisch.

Im Deutschen walten Zweifel, ob **Haben** oder **Sein**, fast nur bei den ziellosen Zeitwörtern; die zielenden und rückbezüglichen werden fast nur mit **Haben** abgewandelt, und auch bei den ziellosen betreffen die meisten Zweifel die Zeitwörter der Bewegung oder eines Zustandes vor oder nach der Bewegung. Daß es nur heißen darf: 'Ich habe gedient, gelebt, gehorcht', nur: 'Er ist gestorben, er ist angelangt' ist außer Zweifel; Schwankungen kommen nur vor in Fällen wie: 'Ich bin gegessen' oder 'Ich habe gegessen', 'Ich habe

gesprungen' oder 'Ich bin gesprungen', 'Ich bin gestanden' oder 'Ich habe gestanden', 'Ich habe geschwommen' oder 'Ich bin geschwommen'. Bei den Zeitwörtern der Bewegung ist **Sein** die Regel, **haben** die Ausnahme, doch mit der Einschränkung: die ziellose Bewegung bevorzugt **haben**, die mit einem Ziel **Sein**. 'Ich habe heute gut geschwommen': allgemeine Bezeichnung der Bewegungstätigkeit, der Beschäftigung; aber: 'Ich bin über den Strom geschwommen.' 'Ich habe nur so ein bißchen geschwommen'; aber: 'Ich bin ans Ufer geschwommen.' 'Ich habe im Zimmer getanzt, Ich habe zwei Stunden lang getanzt, Ich bin durchs Zimmer getanzt, Ich bin aus einem ins andre Zimmer getanzt.'

Also bei Ortsveränderung vorwiegend **Sein**, bei gleichbleibendem Ort vorwiegend **haben**. 'Ich habe lange auf dem Berge gestanden, gegessen, geruht'; aber 'Ich bin auf den Berg gestiegen, bin auf dem Gipfel niedergelknet, bin nach Berwien jetzt geruht, bin niedergestiegen. — Ich bin zweimal ums Ziel gefahren; Ich habe (daneben auch: bin) heute drei Stunden gefahren, gestern nur zwei. — Das Wasser ist aus der Tonne gelaufen; Die letzte Tonne hat gelaufen'. 'Er hatte (daneben war) viel in der Schweiz gereist' (geschäftlich, dauernde Beschäftigung ohne besondern Gedanken an die Bewegung). — 'Er ist von Berlin nach der Schweiz gereist. — Er ist in die Ostschweiz gereist. — Ich bin schnell um die Ecke gelaufen. — Ich habe heute eine Stunde Schlittschuh gelaufen. — Ich bin über den Bach gesprungen. — Ich habe heute (in der Turnstunde) gut (zur Zufriedenheit des Lehrers) gesprungen. — Die Leiche hatte lange im Strom getrieben und war nun endlich ans Ufer getrieben. — Was hast du heute getan? Ich habe geritten, und zwar bin ich nach Potsdam geritten. — Sie war vor ihm niedergelknet und hatte dort lange gekniet. — Er hatte lange vor ihm gekrochen (übertragen, knechtisch, daher ohne den Gedanken an die Bewegung); Er ist unter den Tisch gekrochen. — Wir haben heute zwei Stunden marschiert (auf und ab, zur Übung, ohne Ziel); Wir sind heute in zwei Stunden nach Berlin marschiert. — Ich habe gestern eine Stunde geradelt (mich im Radeln geübt, ohne Zielangabe); Ich bin in einer Stunde nach Potsdam geradelt. — Der Rutscher hat (uns) gut gefahren; Er ist mit uns nach den Linden gefahren. — Ich habe lange geschwankt, ob ich das tun solle.

Ich **bin** durchs Zimmer, in die Ecke, geschwankt. — Ich **habe** nach meinem Sturz noch lange gehinkt. Ich **bin** nach Hause gehinkt, **bin** nachgehinkt (aber doch nach einem Ziel, hinter einem Vordermann her).

Bei den je nachdem zielenden oder ziellosen Zeitwörtern tritt der innere Unterscheidungsgrund am deutlichsten hervor: Ich **habe** ihn auf den Fuß getreten. Ich **bin** ihm zunahe getreten.'

Solgen stets mit **Sein**, außer wo es ‚gehorschen‘ bedeutet: Ich **bin** ihm gefolgt; aber die Mutter sagt zum Kinde: Du **hast** nicht gefolgt.'

Bei andern als Bewegungszeitwörtern, mit ihrem Zuhör von Ausdrücken der Ruhe vor und nach der Bewegung, gilt der sinngemäße Unterscheidungsgrund: je allgemeiner das Zeitwort, je weniger an den Anfang oder das Ziel gedacht wird, je ruhig zuständlicher, desto eher **Haben**. Der Wald **hat** stundenlang gerauscht; Die Dame **hatte** mit dem Fächer gerauscht; Sie **war** empört durchs Zimmer gerauscht. — Der Wein **hat** bei dem schönen Herbstwetter gut gereift und **ist** jetzt (am Ziel, kurz vor der Lese) gereift. — Es **hat** in der Nacht still getaut, und die Schneemassen **sind** jetzt getaut (weggetaut). Der Verlauf der Handlung mit **Haben**, das fertige Ergebnis mit **Sein**. Das Feuer **hat** lange gebrannt; Das Feuer **ist** ausgebrannt. — Das Haus **hat** gebrannt; Das Haus **ist** ganz verbrannt. — Die Weinhändler **haben** aufgeschlagen; Die Weinpreise **sind** aufgeschlagen. — Er **hat** in den letzten Jahren gealtert; Er **ist** jetzt sehr gealtert.'

Bei **Sein** mit folgendem **zu** ist Vorsicht nötig: Eine solche Sicherheit Deutschlands **ist zu** schaffen was bedeutet dies? Ist sie erst noch zu schaffen, oder ist es möglich, sie zu schaffen? Eine Fehlerquelle einmal entdeckt, heißt für den denkenden Schreiber den Fehler vermeiden.

Satzgefüge und Satzbau

1. Haupt- und Geschlechtswort

Satzgefüge bezeichnet den Zusammenhang der einzelnen Bausteine im Satz; Satzbau die Zimmerung des Gebäudes im großen, den Aufbau. Das Satzgefüge gehört in die engere Sprachlehre, der Satzbau greift hinüber in den Stil, in die Kunst. Für das Gefüge lassen sich vielfach bestimmte Regeln, Verbote, Warnungen, Gebote aufstellen; für den Bau fast nur vorsichtige Mahnungen, Winke, Ratsschläge. Eine scharfe Grenze zwischen Satzbau und Stil gibt es nicht; ja der Bau ist zumeist schon der Stil selber. Kein Satzbau jedoch kann künstlerisch wirken, also Stil im guten Sinne zeigen, dessen Einzelglieder schief geordnet, falsch gefügt, schlecht gemörtelt sind. Darum verschmähe kein noch so hochgestellter, kein noch so berühmter Schreiber das unentbehrliche Feinhandwerk des Satzgefüges, das in seiner Vollenendung den Namen einer Kunst in der Tat verdient.

*

Die Frage nach dem Geschlecht des Hauptworts, die rein sprachlich schon behandelt worden, hat Bedeutung auch für das Satzgefüge. Da das sprachliche Geschlecht dem natürlichen nicht immer gleich ist, und da viele Wörter, namentlich die Orts-, Länder-, Berge-, Flüßennamen, kein feststehendes Sprachgeschlecht haben, so entstehen Zweifel, wie man sie im Gefüge des Satzes, abgesehen vom Geschlechtswort, behandeln soll. In Fällen wie: ‚Das Mädchen, das ich liebe‘ ist die Sache klar: . . ‚die ich liebe‘ wäre hier unmöglich. Warum eigentlich? Ein Mädchen ist doch weiblich trotz dem sprachlichen *das*; dieses *das* ist ja im Grunde ganz unnatürlich, sinnlos, und man sollte froh sein, wenn der Verlauf des Satzes die Möglichkeit bietet, solche Unnatur aufzuheben. Die deutsche Sprache handelt hier, wie in vielen Fällen, freier und

feiner als die meisten andern Sprachen, auch als das Griechische und Lateinische, geschweige die starren romanischen Sprachen, für die das zufällige Sprachgeschlecht maßgebend ist, mag auch im Verfolg eines langen Gefüges der Gegensatz zwischen Sprache und Wirklichkeit noch so breit klassen. Im Deutschen widerfährt beiden Gerechtigkeit, wenn die Regel beobachtet wird: je nach dem Überwiegen des Sprachgefühls für das eine oder andre Geschlecht, oder für die Geschlechtslosigkeit, die wir ‚sächlich‘ nennen, muß die Geschlechtsform aller auf das bestimmende Wort bezüglicher Wörter im Satz gewählt werden. ‚Das liebe Weibchen, mit **der** ich mich vertrage‘ klingt uns etwas hart, obwohl es von Goethe herrührt; doch unerträglich wirkt es nicht, weil der Gedanke an das wirkliche Geschlecht den sprachlichen Widerspruch dämpft. — ‚Das kleine Geschöpf, **die** mich in diesen Zustand gebracht hat.‘ Hier wird der Widerspruch lauter, da in Geschöpf die gemeinte Weiblichkeit nicht so unverkennbar hervortritt. Auch diese Fügung ist von Goethe, der sich in diesem Punkte mehr als irgendein deutscher Dichter an die Natur gehalten hat. — ‚Jenes Mädchen ist's, das vertriebene, die du gewählt hast‘ (Hermann und Dorothea) — untadlig, denn daneben und dazwischen klingt für uns: ‚Jenes Mädchen . . , sie ist's, die du . . ‘ Das wäre nicht falsch, nicht schlecht, aber nicht ganz so natürlich, also so gut und so dichterisch wie **die**. So erregt auch keinen Anstoß ‚die treuste der Weiber‘ (Goethe).

Am anstößigsten wirkt ein bezügliches Fürwort, das mit abweichendem Geschlecht unmittelbar an das Hauptwort angeschlossen wird (das Mädchen, die ich liebe), weil diese Fügung nur der Sprachlehre angehört, sich deren Formgesetzen aufs genaueste unterwerfen muß.

Ein edel Magedin . . si wart ein schoene wîp (Nibelungenlied). Da ließ das Weib **ihren** Krug stehen (Luther) — beides ohne den geringsten Anstoß. ‚Wenn das Fräulein jetzt schon weiß, was **sie** zu Mittag speisen soll‘ (Lessing). Hier wäre . . **was es** gradezu hart, weil gar zu sehr sprachrichtig, gar zu unnatürlich. ‚Die häßlichste meiner Kammermädchen‘ (Wieland) — ohne Bedenken, denn man könnte ja auch ohne Anstoß sagen: ‚Sie ist die häßlichste meiner . . ‘

Je weniger dichterisch, je nüchterner, je wissenschaftlicher eine Darstellung, desto größeres Recht darf die Sprachlehre

beanspruchen: ‚Das Weib hat **ihrer** Bestimmung gemäß zu leben‘ würde in einer gelehrten Abhandlung stören; in dem Verse: ‚Dienen lerne beizeiten das Weib nach ihrer Bestimmung, Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen, Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehört‘. Hätte Goethe nicht gleich mit ‚ihrer‘ angeknüpft, so hätte er sich drei Verse hindurch des unnatürlichen **es** bedienen müssen.

Als Richtschnur bei der Wahl zwischen sprachlichem und natürlichem Geschlecht mag dienen: Je weiter von dem bestimmenden Hauptwort ein Fürwort oder ein andres abhängiges Wort steht, je weniger deutlich das Sprachgeschlecht im Gedächtnis nachwirkt, desto erträglicher, ja selbstverständlicher ist die Rückkehr zum natürlichen Geschlecht. Jeder Fall bedarf besondrer Prüfung, die dem gesunden und geübten Sprachgefühl überlassen werden kann.

Bei Pändernamen uzw. kommt die Wahl des Geschlechtes fast nur für die dichterische Darstellung ernsthaft in Betracht, und dem Dichter brauchen hier keine Ratschläge erteilt zu werden; wir empfangen sie von ihm. Ägypten ist sprachlich ein geschlechtsloser Begriff, also sächlich; aber ein Dichter, der sich das Land im Bilde eines geheimnißvollen königlichen Weibes vorstellt, wird es mit ‚Königin‘ und sie anreden dürfen.

Werden statt der Fürwörter Hauptwörter zur näheren Bezeichnung eines vom natürlichen Geschlecht sprachlich abweichenden Hauptwortes oder eines an sich geschlechtslosen Begriffswortes für Gedankenbilder gebraucht, so muß jeder Schreiber ein wenig Dichter sein und je nach seiner Vorstellung wählen. Ob er sich die Sprache nur im Bilde einer Frau oder auch, dem Sprachgeschlecht entgegen, eines Mannes denken kann und will, ist Sache seiner Phantasie im Augenblick des Schreibens und unter dem Einfluß des Aussageswortes. ‚Die Sprache ist nicht **die alleinige Gesetzgeberin** in dieser Frage‘ ist gut; aber, . . . **der alleinige Gesetzgeber**‘ ist mindestens ebenso gut oder besser, denn bisher wurden alle Gesetze von Männern gegeben, und es ließe sich eher Anstoß an **Gesetzgeberin** nehmen. Noch dringender wird das männliche Geschlecht gewünscht werden in dem Satze: ‚Die Not ist **ein unbarmherziger Gesetzgeber**‘ — aus Gründen, die der Leser selbst fühlt. Ob die Frau ein guter Kunde oder

eine gute Kundin heißen soll, entscheidet das in beiden Fällen richtige Gefühl; keine Sprachregel widerspricht der Kundin (vgl. S. 97). Gegen Herders Fügung: ‚Die Sprache ist der Verkündiger . . .‘ ist nicht viel einzuwenden, doch erscheint uns heute die Verkündigerin als das Natürlichere. ‚Das Gesetz ist ein unparteiischer Richter‘ verdient den Vorzug vor Richterin, weil das sächliche Gesetz dem weiblichen Geschlecht noch ferner steht als dem männlichen: im Zweifelsfalle gebührt dem männlichen als dem von jeher herrschenden der Vorrang. Darum auch: ‚In diesem Hause ist die Frau der Herr‘, zumal da es hier auf den Gegensatz zwischen Stellung und Geschlecht ankommt; Herrin wäre weniger sinnentsprechend. Ebenso: ‚Die Schönheit war immer der Gott der Welt‘ (Schiller), denn nur an einen Gott, nicht eine Göttin der Welt wurde von je gedacht. Dagegen erregt in ‚Die Geschichte soll keine Lobrednerin sein‘ (Schiller) die Lobrednerin keinen Anstoß. ‚England will die Zwingherrin der Meere sein‘, oder: der Zwingherr . . .? Nach allem, was wir von England erlebt haben, verdienen Bild und Wort des Zwingherrn den Vorzug vor jeder weiblichen Färbung. Ebenso schrieb Schiller nicht nur des Verses wegen, sondern mit feinstem Bedacht am Schluß der großen Streitrebe seiner Maria Stuart:

Regierte Recht, so läget Ihr vor mir
Im Staube jetzt, denn ich bin Euer König.

War nichts mit der Frage des sprachlichen und natürlichen Geschlechts hat die feste Redewendung **seinerzeit** zu tun: ‚Sie war seinerzeit das schönste Mädchen ihrer Stadt‘ ist einwandfrei, denn seiner bezeichnet unabhängig vom Geschlecht der Person die Zeit des Zustandes. Man darf auch richtig sagen: ‚Wir waren seinerzeit nicht unbekannt‘; **seinerzeit** steht allgemein für einst, dazumal.

21

In den starren romanischen Sprachen ist die ‚Fügung nach dem Sinne‘, wozu auch die des natürlichen Geschlechts vor dem sprachlichen gehört, ganz allgemein feltner als im Deutschen. Dieses gestattet in den Grenzen der Ordnung viel mehr Freiheiten als z. B. das Französische in der Fügung des Hauptwortes in der Einzahl mit dem Zeitwort in der Einzahl

oder der Mehrzahl und vermag daher durch das einfache Mittel der Wahl zwischen beiden keine Unterschiede zwischen innerer Einheit und Vielheit auszudrücken. Fügung nach dem Sinn will sagen: Sieg der sinnvollen Zweckmäßigkeit über die, im allgemeinen nützliche und notwendige, aber im einzelnen Fall allzu starre Regel. Die deutsche Sprache stellt hier wie fast überall größere Forderungen an die selbständige geistige Mitarbeit des Schreibers. Schon beim Bindewort **und** wurden einige Beispiele erörtert (S. 193); hier folgen noch ein paar zur Erläuterung feinerer Stilabsichten.

„Der Staat und die Gesellschaft **stellen** Anforderungen an uns, die . . .“ Was ist richtiger: **stellen** oder **stellt**? Wichtig ist beides, je nachdem Staat und Gesellschaft mit ihren Anforderungen als eine Einheit aufgefaßt werden oder nicht. Bei **stelle** wird der Leser gezwungen, jedes für sich zu ergänzen; bei **stellen** ist dies nicht nötig. „Es sollte Meer und Land nicht Einem dienen“ (Schiller) — mit feiner Absicht Einzahl: sie wirkt, als eine allumspannende Einheit des Besitzes, dichterisch stärker als die verschwimmende Mehrzahl. Ebenso „Groll und Rache sei vergessen!“ (Schiller). „Schmuck und Geschmeide sind nicht mein“ (Gretchen im Faust). Sollen beide Hauptwörter nicht als bloß zwei statt eines gelten, so mußten sie (ein Ketten, die Perle) mit der Mehrzahl **sind** gefügt werden. — In „Salz und Brot **macht** Wangen rot“ faßt das Sprichwort zwei sich ergänzende Speisen zu einem Gericht zusammen, daher mit Recht Einzahl. Ebenso in: „Versprechen und Halten **steht** fein bei Jungen und Alten“ — jedes der zwei Zeitwörter für sich bedeutet nichts, erst ihre Einheit ist etwas wert. „Lust und Liebe“ bilden zwar auch eine Einheit, dennoch: „Lust und Liebe **sind** die Tittiche zu großen Taten“, aber nur, weil die Tittiche paarweis gedacht werden müssen. In Prosa dürfte man gar wohl fügen: „Lust und Liebe **ist** der Hebel . . .“ „Hier **ist** nur Lug und Trug“ — die Einzahl erscheint selbstverständlich, denn Lug und Trug sind (oder ist!) fast dasselbe. Ebenso in: „Eines Menschen Tun und Wesen **ist** auf seiner Stirn zu lesen“. Tun und Wesen ist (sind!) zwar nicht ganz gleich, bilden aber eine unlösliche Einheit. Die Mehrzahl in solchen Fällen wäre nicht gradezu ‚falsch‘, wenigstens rein sprachlich nicht; aber notdürftige Sprachrichtigkeit ist noch lange nicht die höchste Tugend eines Schreibers. „Der Herbst, die

Jagd, der Markt ist nicht mehr mein' (Schillers ,Theilung der Welt'): Zeus zählt auf, was er nacheinander, einzeln weggegeben hat; die Einzahl ist eine außerlesene künstlerische Feinheit. - ,Der Meidische, der Hämische, der Ränkeflüchtige, der Verheger ist der wahre Grobe' (Lessing) — ein ähnlicher Fall der Betrachtung des Einen nach dem Andern, und da sich Lessing dagegen wehrte, daß man ihn wegen seiner rücksichtslosen Wahrheitsliebe einen Groben schölte, so war der Grobe geboten. Sind wäre selbst hiermit vereinbar, doch will Lessing jedem Lumpen einzeln seinen gebührenden Namen geben, also — ist. Hingegen stellen ,Liebe und Trompetenblasen' nur in seltensten Ausnahmen eine solche Einheit dar wie in Scheffels Trompeter von Säckingen, weshalb der Dichter mit Fug gefügt hat: ,Nützen zu viel guten Dingen'.

Fast alles, was für Verbindungen mit und gilt, ist sinngemäß anwendbar auf andre Bindewörter: weder . . noch, sowohl (nicht nur) . . als (sondern) auch, teils . . teils, . . wie. ,Weder Goethe noch Schiller hat (oder: haben) sich diese Freiheit erlaubt. Weder der Kaiser noch der Kanzler kann (oder: können) das verhindern' — keiner allein, auch beide zusammenwirkend nicht. Weder . . noch trennen hier nur äußerlich; in Wahrheit bilden sie die Einheit eines Tuns, das in verneinende Form gelleidet ist. Wenn solche jedem Sprecher und Schreiber geläufige und erlaubte Fügung, die sich mit Hunderten von Beispielen unsrer alten wie neuen Klassiker belegen läßt, eins der unverkennbarsten Zeichen der zunehmenden Unklarheit des Denkens' und ,unsinnig' geschimpft wird, so braucht keinem gesagt zu werden, für welche Sprachauffassung und Geistesart solch Urteil ein unzweifelhaftes Beweisstück ist.

Stehen Einzahl und Mehrzahl nebeneinander, so bekommt die Aussage natürlich die Mehrzahl: ,Der Kaiser und die Bundesfürsten ernennen die Mitglieder des Bundesrats.' Dies gilt auch da, wo die Einzahl zuletzt steht: ,Die Bundesfürsten und der Kaiser ernennen . .' Will man die geringe Härte der unmittelbaren Berührung der Einzahl des Hauptwortes mit dem Zeitwort in der Mehrzahl vermeiden, so muß man umstellen; eine Notwendigkeit besteht nicht. Goethe schreibt: ,Oranien zauderte und alle seine Freunde.' Auch solche Freiheit ist erlaubt, zumal in der lebendigen Rede einer Dichtung.

Bei Goethe steht auch einmal: ‚Er mit seiner Umgebung **waren** sehr laut.‘ Dies mag etwas gewagt klingen, falsch ist es nicht. Bei Ausdrücken in Einzahlform, die eine Mehrheit, Menge, Masse, Reihe, Anzahl, Sammlung usw. bezeichnen, darf die Aussage auch in der Mehrzahl stehen. ‚Da **sassen, standen oder lagen** eine Menge gemeiner Kerle. .‘ (Seume) — vollkommen richtig. ‚Eine lange Reihe von Künstlernamen, die einst . . , **sind** jetzt verklungen‘ — ganz in der Ordnung. ‚Eine Anzahl Menschen **steht** (oder **stehen**) vor der Thür‘ — beides richtig, sogar gleichrichtig. Aber die Sprache erlaubt sich nicht so leicht, zu fügen: ‚Hier **liegen** ein Paar Stiefel‘, denn dies könnte verwechselt werden mit dem nicht gleichbedeutenden . . ein paar Stiefel‘. Handelt sich's nicht genau um ein Paar, so muß die Mehrzahlform der Aussage **stehen**: ‚Draußen **stehen** ein paar Menschen.‘ Ferner: ‚In dem Korbe **liegt** (oder: **liegen**) ein Schock Eier. — Fast ein Duzend Käufer **war** (oder: **waren**) erschienen.‘

Die Fügung nach dem Sinne fordert sogar unter Umständen nach **nichts** mit einem Zusatz in der Mehrzahl die Mehrzahl der Aussage; **Nichts als Dummheiten werden** hier gemacht, wo **wird** sehr hart klingen würde.

Zweifel bestehen über die richtige Fügung nach Verbindungen wie **ich und du, du und er, wir und er** usw. Eine ganz nette Papierregel lautet zwar: die Fügung richtet sich nach der 1. Person vor der 2., nach der 2. vor der 3.; doch sind die hiernach gebauten Sätze oft ungenießbar. Wie steht es z. B. mit diesem Falle: ‚Du oder ich müssen sterben —‘? ‚Er, nicht ich habe das getan —‘? In der Umgangssprache geht dies wie manches andre hin; die gute Schriftsprache fordert andre Fügungen, an denen es ja nicht fehlt, z. B.: ‚Du mußt sterben, oder ich. — Er hat das getan, nicht ich.‘ Oder man bezeichne die Verbindung durch ein wiederholendes Fürwort der Mehrzahl: ‚du oder ich — wir müssen sterben‘ (oder umgekehrt: ‚Wir müssen sterben, du oder ich‘); oder auch: ‚Einer von uns beiden‘ usw. Es läßt sich keine noch so unbequeme, noch so harte Fügung erdenken, wofür die deutsche Sprache eines trefflichen Heilmittels entbehrte.

In älteren Zeiten der Sprache besaß (l. vgl. S. 223 zu ‚besitzen‘) das Deutsche noch viel weitergehende Freiheiten in hauptwörtlichen Verbindungen. Luther durfte, wie alle Welt

damals, kurz und sehr gut schreiben: ‚samt der Seele und Leibe‘, und sich darauf verlassen, daß der Leser aus der das zu **Leibe** passende richtige Geschlechtswort mit herausläse. So schrieb noch Goethe, und nicht im Verse: ‚gleichen Buchses und Würde, ihre Gestalt und Wesen‘; Schiller: ‚mit meinem Wissen und Erlaubniß‘. Wer's wagen darf, d. h. der übertragende Schreiber, dessen Ausübung zugleich Lehre ist, der wage das; dem Durchschnittschreiber ist davon abzuraten, weil man, nicht ohne Grund, seine Berufung auf Luther, Goethe, Schiller nicht gelten lassen würde.

*

Keine Freiheit, sondern Zuchtlosigkeit und Auflösung aller Fügung ist, was mir heute, wo ich dies schreibe, aus der fetten Überschrift einer großen Zeitung in die Augen springt: ‚Der Inhalt Caillaux' Geheimfach.‘ Auch wenn man, wie man darf oder muß, ‚Kalljoß‘ liest, haben wir hierin eine allenfalls chinesische Fügung oder Nichtfügung; aber selbst in dem fast beugungslosen Englisch wäre solche ungefüge Nebeneinandersehung von Wörtern unmöglich. Viel schlimmer freilich als ‚An Bord Seiner Majestät Schiff‘ (vgl. S. 99) ist das nicht.

Ob die weitestgehende Freiheit im Fügen die berühmte Überschrift Schillers ‚Was heißt (man?) und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?‘ entschuldigt, bleibe dem Sprachgefühl, aber zugleich der Ehrerbietung des Lesers vor einem unsrer ersten Sprachmeister überlassen. Beim Hören wird niemand eines Fehlers gewahr.

2. Der Zweitfall

Weit verbreitet ist die Ansicht, eine der größten Schwierigkeiten des Deutschen sei die Unterscheidung von **mir** und **ich**, also des 3. und 4. Falles. Für den unsre Sprache erlernenden Ausländer trifft dies zu, dem Deutschen hilft sein erworbenes Sprachgefühl über die meisten Zweifel hinweg. Der am häufigsten begangene Fehler, grade im Schriftdeutschen, betrifft den 2. Fall.

Obenan steht die Mahnung: Man schütze ihn und gebe ihm sein Recht im Satzgefüge, wo immer es angeht, denn kurze Beugung wirkt kräftiger als lange Umschreibung: ‚der

Preis dreier Pferde' ist besser als: „. von drei Pferden'. Leider reicht dieses Mittel bei Zahlen nicht über 3 hinaus; schon bei 4 muß es heißen: von vier Pferden. Sonst aber immer zuerst den Zweitsfall versuchen: „Eine große Zahl guter Bücher', nicht: „von guten Büchern'. Einem deutschen Schreiber, der „die Vorstellung vom Schauspielhause' sagt, darf man den Rat geben, die Anfangsgründe seiner Muttersprache zu erlernen. Also niemals: „Der Verfasser von diesem Stück, Wir singen die erste Strophe von dem Liede. .'. Mit Recht nannte Schopenhauer solche elende Fügungen „Deutschfranzosenjargon'; nennen wir sie in deutschem Deutsch: Heimparisiersprache. — Da, wo kein reines Verhältniß eines Theiles, Stückes, Besizes vorliegt, sondern eine andre Form des Zusammenhanges, kann oder muß von stehen: die Sage von Lohengrin, nicht: . . Lohengrins; der König von Bayern; aber in der etwas edleren Fassung „Bayerns König' siegt doch wieder das Vorrecht des Zweitsfalls, wie überall da, wo er vorgehen darf, also in der Stellung des sogenannten „sächsischen Genetivs' im Englischen. In manchen Fällen sind beide Fügungen zulässig: „ein Werk Raffaels' oder „ein Werk von Raffael'; bei von wirkt der Gedanke „von Raffaels Hand' mit. Dunkel bleibt die Bedeutung von „ein Bildnis (selbst ein Bild) Raffaels': es kann Raffael selbst darstellen, es kann von seiner Hand sein. Zur genauen Verdeutlichung bedarf es in beiden Fällen einer unzweideutigen Wendung, woran es den Deutschen ebensowenig fehlt wie den Franzosen, die in der gleichen Sprachverlegenheit sind. „Ein Gedicht Goethes' und „. . von Goethe' sind gleich richtig, doch walten kleine Sinnes- und Anwendungsunterschiede ob. „Eine Säule vom Zeustempel' ist eine, die von ihm her stammt und jetzt irgendwo anders steht. Es schadet auch nichts, wenn hier gegenübergestellt werden: „die Geburt eines Knaben, die Entbindung eines Knaben'; daß das Letzte Unsinn und Sprachfehler zugleich ist, sieht der Leser ein, aber — ich habe es in einer großen Zeitung gedruckt gefunden.

Zwei durch Zweitsallfügung aufeinander bezogene Hauptwörter müssen eng beisammen stehen: „der Präsident Wilson der Vereinigten Staaten' ist unzulässig: er ist, sprachlich wenigstens, nicht der Wilson der Vereinigten Staaten, sondern ihr Präsident. — Nicht „der Minister für Unterricht des Königs von Preußen', sondern: „der Minister des Königs

.. für Unterricht. Auch nicht: ,die Entsendung nach Rom des Fürsten Bülow'.

Was bedeutet ,die Entziehung der Steuerpflicht? Etwa daß sich jemand seiner Steuerpflicht entzieht? Weit gefehlt; es kann im guten Deutsch nur bedeuten, daß jemandem die Pflicht, Steuern zu zahlen, entzogen ist. Der zielende Zweitsfall — mit dem haben wir's hier zu tun — darf nur von Hauptwörtern gebildet werden, denen ein zielendes Zeitwort mit 4. Fall zugrunde liegt. Man entzieht sich der Steuerpflicht (3. Fall), also ist ,Entziehung der Steuerpflicht' unmöglich oder bedeutet etwas ganz andres, als was gemeint ist. Dagegen ist ,Entziehung der Ehrenrechte' richtig, denn hier heißt es: ,Das Gericht entzog jemand die Ehrenrechte' (4. Fall). ,Die Bekämpfung des Gegners' ist richtig (man bekämpft den Gegner); ,die Huldigung des Gegners' kann nur bedeuten, daß der Gegner irgendeinem huldigt, nicht daß man ihm huldigt. ,Die Angriffe der Feinde' sind nur die von den Feinden, nicht die gegen sie geführten. ,Die Berufung des Kammergerichts' kann niemals bedeuten die ans Kammergericht gerichtete Berufung, sondern allenfalls die Zusammenberufung des Kammergerichts. — ,Die Belebungsversuche des Burgtheaters' haben nicht zum Zweck, das Burgtheater zu beleben, sondern das Burgtheater bezweckt damit, irgendein Stück zu beleben. — ,Besserungsversuche des Sträflings' sind solche, die er selbst vornimmt, nicht die von andern mit ihm vorgenommenen. — ,Die Unkenntnis der Franzosen' ist nur ihre eigne, nicht meine von ihnen. ,Seine Unkenntnis der Franzosen' ist unmißverständlich. Ebenso wird ,das Gedächtnis dieses Tages' nicht falsch verstanden werden. — Mindestens hart ist ,die Furcht der Verantwortung', ebenso ,meine Furcht der Verantwortung', denn zugrunde liegt der Begriff: vor der Verantwortung. Goethes ,Furcht der Strafe' (in den Mitschuldigen) und Schillers ,Furcht der Inquisition' (statt: vor ihr), Haß der Freiheit, Hoffnung der Beute' sind nicht besser. In den stehenden Wendungen ,die Furcht Gottes, die Liebe des Nächsten', allenfalls noch ,Liebe des Vaterlands', was schon bei Lessing vorkommt, ist die Härte nur durch die Gewöhnung getilgt. Uhlands ,aus Haß der Städte' (gegen die Städte) ist gewagt und in der Prosa sehr bedenklich. Ebenso steht es um ,die Verwöhnung einer Sitzung, die Entsagung seines Glücks, das Mitleid des Kindes' (mit dem Kinde).

Doppeldeutigkeiten wie ‚das Lob des Freundes, die Beleidigung des Gegners, des Verlust meines Freundes‘ müssen durch den Zusammenhang unzweideutig werden oder eine andre Fassung erhalten.

Der Grund für die Unzulässigkeit von Zweitfallsfügungen in Fällen wie denen mit ‚Belebungs- oder Besserungsversuch‘, ferner mit ‚Wiedersehensfreude der Heimat‘ liegt darin, daß der bestimmende Träger der Fügung in zusammengesetzten Hauptwörtern das letzte Glied ist. Die strengste Beachtung dieser im allgemeinen zutreffenden Regel würde allerdings manche bequeme Fügung verbieten, und die Sprache hat sich zuweilen über sie hinweggesetzt: der ‚Eröffnungstag der Ausstellung‘ wird nicht mehr als falsch empfunden, zumal da Ausstellungen allerlei ‚Tage‘ haben. Nicht mißverständlich sind landläufige Wendungen wie ‚der Geschichtschreiber der Päpste (nicht einer im Dienst der Päpste), der Sorgenbrecher des Alters‘; hier haben sich mit der Zeit selbständige Neubildungen durchgesetzt, bei denen man nicht mehr die Bedeutung jedes Einzelgliedes abwägt. Dennoch gilt der Rat: lieber zu streng als zu lässlich, denn ein Schritt vom Wege führt in den Doppelsinn oder den Unsinn.

Folgen mehre Zweitfälle im Fügungsverhältnis aufeinander, so ist zu beachten, daß man dem bestimmenden Wort keine größere Last aufpacken darf, als es tragen kann: ‚die Beschäftigung der Arbeiter‘ ist unter Umständen eine Sache der Stadt, aber dann muß das klar gesagt werden: . . durch die Stadt, nicht: ‚die Beschäftigung der Stadt der Arbeiter‘. Und falsch ist die Stellung: ‚die Bearbeitung Goethes des Urgöb‘, was gebessert werden muß und kann in: ‚Goethes Bearbeitung des Urgöb‘. Das Beispiel ist verwandt dem vom Präsidenten Wilson auf S. 250: bestimmendes und gefügtes Hauptwort müssen beisammen stehen. — ‚Grimms Goethes Leben‘ geht nicht; nur: ‚Grimms Leben Goethes‘; auch ‚Goethes Leben Grimms‘ würde die Sache nicht bessern. Selbst ‚C. F. Meyers Guttens letzte Tage‘ bleibt eine Härte, die besser vermieden wird.

Hestig getadelt wird als ‚falsch und liederlich‘ der gäng und gäbe Ausdruck ‚zur Steuerung (oder Abhilfe) des Notstandes‘. Der Tadler steht auf seinem Schein: auf der Regel, daß nur Hauptwörter von einem zugrunde liegenden Zeitwort mit 4. Fall so gefügt werden dürfen, und besteht auf seinem Schein: Weg mit dem Ausdruck, denn man steuert und hilft

ab dem Nothlande. An der Festigkeit solcher fester Wendungen aber zerbricht die Regel, und der Sprachgebrauch siegt. **Steuerung** wird heute empfunden wie Abstellung; **Abhilfe** nicht ganz so.

Nicht zu viele, selbst paarweis an sich richtige, Zweitfälle in Abhängigkeit nacheinander! Unwillkürlich taucht der Vergleich mit dem Bandwurm auf bei Fügungen wie: ‚Die Erklärung dieses Verses des dritten Austritts des vierten Aktes der Jungfrau von Orleans. — Es gibt keine Beschreibung des Außern der Geliebten des unglücklichen Märtyrers der Poesie und der Liebe. — Die Gefahr der Verschlimmerung des Zustandes des Bruders der Frau . . .‘ Oft hilft nur ein vollständiger Umbau des Satzes, z. B.: ‚Die Gefahr, daß sich der Zustand des Bruders der Frau verschlimmere . . .‘ Man versteife sich nicht auf Hauptwörter; sie sind vielfach eine reiche Quelle schlechten Stils (vgl. S. 348): ‚Die Zulässigkeit der Berücksichtigung der Unkenntnis der Tatsache der Existenz einer solchen Verordnung ist vom Gesetz nirgends ver sagt‘ (Reichsgerichtsentscheidung).

Bei zusammengesetzten Hauptwörtern, die durch ein Vorwort zu einer näheren Bestimmung gefügt werden, lauert fast immer die Gefahr der Wahl des unpassenden Vorwortes oder die einer überhaupt unmöglichen Fügung. ‚Der Scheide- tag von der Heimat, die Pflichtenlehre gegen Gott, das Aus- fallsgesecht aus Meß, die Vorbereitungszeit auf die Prüfung, die Badelust im Meer, das Übersetzungsrecht ins Englische, Reiseerinnerungen nach Griechenland, die Ausfuhrmöglichkeit aus Kanada‘ — die Unzulässigkeit solcher Wendungen leuchtet ein, denn es gibt zwar ein Scheiden von der Heimat, aber keinen Tag von ihr; eine Vorbereitung auf die Prüfung, aber keine Zeit auf sie, u. s. w.

Die gestrengsten Herren der Sprachlehre lassen hier kaum eine Ausnahme zu; das Sprachleben kümmert sich nicht um sie, sondern fragt nur nach seinen erlaubten Bequemlichkeiten und berechtigten Bedürfnissen, und kraft des Gewohnheits- rechtes wird richtig oder doch erträglich, was nach der all- gemeinen Regel falsch wäre. Ist Lessings ‚Einführer in die Welt‘ richtig, dann wird man zur Not auch den ‚Übersetzer ins Englische‘ gestatten müssen, und von solchen Wendungen bis zum ‚Todesfall an den Pöcken‘ und zur ‚Bibelübersetzung ins Englische‘ führen kaum merkliche erleichternde Übergänge.

Entscheidend für das Recht zu solchen Fügungen ist das Sprachgefühl für das Übergewicht des letzten Gliedes vor dem ersten: je stärker der Sinn des ersten Gliedes mitempfunden wird, desto unmöglicher wird eine Fügung, woein das erste Glied nicht paßt; je mehr das erste Glied sich dem Beiwort nähert, desto geringer wird sein mitbestimmender Einfluß. Aber es besteht ja kein Zwang zu solchen gefährlichen Fügungen! Paßt ein Vorwort, das dem ersten Gliede entspräche, aber dem zweiten widerstreitet, nicht zur Fügung des ganzen Hauptwortes, so wähle man ein nichtanstößiges Vorwort allgemeinerer Bedeutung. „Ein Ausfuhrverbot des Rindviehs von Landrat Schulze“ könnte zu einer Beleidigungsklage oder zu einem Beitrag für Witzblätter führen; an dem „Ausfuhrverbot eines Landrats gegen Rindvieh“, einem „Einfuhrverbot gegen Rindvieh“ wäre nichts auszusetzen.

Die unendliche Zusammensetzungsmöglichkeit im Deutschen verführt manchen Schreiber, besonders in der Zeitung, aus den vielseitigsten Wendungen ein einziges Hauptwort zusammenzuschweißen, das keinen klaren Sinn ergibt. Aus einem Antrag über den Religionsunterricht der Dissidentenkinder darf man keinen „Dissidentenantrag“ machen. Der gleichen mag als formelhaft abkürzendes Stichwort in der Umgangssprache der Kanzleien hingehen, für die gepflegte Schriftsprache taugt es nicht.

*

Ein Sprachmeister hat streng verboten, bei Strafe eines „Fehlers“, redensartliche Fügungen von Hauptwort mit Beiwort zu trennen, ihre Formelnatur aufzulösen, sie also aus dem Banne der sprachlichen Versteinerung wieder ins bewegliche Leben zu rufen, Eingefrorenes aufzutauen. Die Verlehrtheit solches Verbotes leuchtet ein, wenn man bedenkt, daß jede solche Formel doch ursprünglich keine Formel, sondern gefühlte Sprache war, und daß viele dieser formelhaften Verwachsungen erst aus jüngster Zeit stammen. Warum also dem, der in „Fühlung nehmen“ die Fühlung noch deutlich sieht, sie also gedanklich nicht ganz gleichsetzt irgendeinem Beiwort, etwa berühren, treffen, — warum dem verbieten, „Fühlung“ so selbständig zu behandeln, wie es jedem nicht ganz unlebendigen Hauptworte zukommt, und z. B. zu schreiben: „Er trug ihm auf, heimliche Fühlung mit dem Feinde zu

nehmen', was dem Sprachmeister zufolge zwei „ganze Fehler“ enthält: statt heimliche dürfe es nur heißen: heimlich, weil „Führung nehmen“ nur als ein einfaches Zeitwort diene — was es nicht tut —, und die Wortstellung müsse lauten: heimlich mit dem Feinde Führung zu nehmen'. Nach dieser Willkürregel eines Mannes ohne Sprachgefühl wären streng verboten: „eingehende (genaue, schlechte, keine!) Kenntniß haben, feste Stellung nehmen, deutlichen Ausdruck geben“, ja sogar: „einen entstellenden Bericht erstatten“, — es könne und dürfe nur heißen: „entstellend Bericht erstatten“. Und von Sprachmeistern solcher Art hat sich ein hochgebildetes Volk mit einer edlen, reichen Sprache Menschenalter hindurch Geseze geben lassen und — diesen zum großen Teil gehorcht! Begreift der Leser, warum ein Führer durch Falsch und Richtig zu gutem Deutsch nebenbei mit dem verkehrten Wust solcher Abergesezgebung aufräumen muß? Ohne die irreführenden Verbote alter und neuer Gewaltner, wie Luther vortrefflich statt Tyrannen schrieb, könnten Bücher wie das meine merklich dünner sein.

3. Maßwörter und Teilungsfall

Die ältere Sprache beugte die Maßwörter, die heutige tut das nur ausnahmsweise; die Schwankungen zwischen Beugung und Nichtbeugung führen zu Zweifeln. Allgemeiner Grundsatz: die Beugung ist, wie immer, höherer Stil; da aber der herrschende Sprachgebrauch die Nichtbeugung schon beinahe zur Regel gemacht hat, so wirkt Beugung ohne Not heute zu dichterisch, also in der gewöhnlichen Rede und Schriftsprache geziert. „Drei Ellen gute Seide“ heißt es in bester Prosa; aber auch Kellner beginnt ein Lied in hohem Ton: „Drei Ellen gute Bannerseide“.

Ungebeugt bleiben: Maß, Pfund, Lot, Stück, Fuß, Zoll, Buch (zwei Buch Papier) und andre. Gebeugt werden zu meist die Zeitmaße, doch bringt jetzt die Nichtbeugung vor: man darf „Das Kind ist drei Jahr alt, drei Monat alt“ nicht mehr falsch nennen. Mark und Pfennig (vgl. S. 108) bleiben in der Mehrzahl ungebeugt, Taler und Groschen wurden und werden gebeugt.

Die Fügungen und ihre Schwankungen werden klar an folgenden Beispielen. „Einen Fuß hoch, zwei Fuß hoch; eine

Elle lang, zwei Ellen lang, eine Meile lang, zwei Meilen lang, einen Schritt lang, zwei Schritte lang. Wir rechnen nach preussischen Fuß (nicht: Füßen!). Zwei Sack (oder zwei Säcke) Kaffee: „zwei Sack“ beim Rechnen mit Preisen, „zwei Säcke“ in andrer Anwendung. „Drei Paar weiße Handschuhe, Der Preis von drei Paar weißen Handschuhen, Von den drei Paaren weißer Handschuhe war das eine.“ Je selbständiger das Maßwort auftritt, wie z. B. im letzten Falle, desto größer die Möglichkeit seiner eignen Beugung und der des folgenden Wortes. — „Ein Duzend weiße Kragen, mit zwei Duzend (oder Duzenden) weißen (oder weißer) Kragen.“

„Drei Faß bester Wein“ ist nicht falsch. Aber: „Ich habe drei Faß besten Wein (vom besten Wein)“, und in etwas gehobener Sprache: „. . drei Fässer besten Weins“; mittelhochdeutsch nur: ein faz wīnes. — „Drei Glas Wein“ sagt der Kellner beim Zählen; „Ich habe drei Gläser Wein getrunken“, sagt der Gast, wenn er nicht rechnet. Goethe: „Laßt mir den besten Becher Weins . .“; Schiller: „Ich gebe jeder dreißig Acker Landes“; die Alltagsprosa würde in beiden Fällen die Beugung unterlassen.

„Ein Sack süße Äpfel, aus einem Sack süßer Äpfel.“ — Zwei Pfund frische Butter, von zwei Pfund frischer Butter“; aber in fast allen solchen Fällen bestehen Schwankungen, deren kaum eine falsch heißen darf.

„Eine Flasche Rotwein, eine Flasche guter Rotwein, eine Flasche guten Rotweins (höherer Stil), mit einer Flasche Rotwein, er trank eine Flasche guten Rotwein.“ — Mit ein paar Hühnern, mit einem Paar Hühner.“ —

„Er hat eine Menge Schreiber, er arbeitet mit einer Menge Schreiber(n).“ — 10 Minuten Aufenthalt“; **Aufenthalts** wäre geziert. „Eine Stunde Weges.“ — Man sieht: hülfse einem das grade in diesem Punkt wohlgeübte Sprachgefühl nicht, so würde niemand nach noch so vielen Regeln — wenn sie sich aufstellen ließen! — das einzig Richtige treffen.

Die fremdsprachigen Bezeichnungen Meter, Kilometer, Liter, Hektoliter sollen nach seltsamer amtlicher Vorschrift ganz ungebogen bleiben; der deutsche Sprachgebrauch setzt sich darüber weg und sagt: „Mit 3 **Metern** reiche ich nicht, Der Preis eines **Kilometers**, von 10 **Kilometern**, Er hat an 2 **Litern** genug“, — folglich dürfen wir auch so schreiben.

„Der Preis eines Zentners **englische Kohle**“ ist nicht

falsch; . . **englischer Kohle** klingt um einen Grad höher, daher für manchen Alltagsatz etwas zu hoch.

„200 Mann sind hier eingetroffen; er griff mit nur 80 Mann die Feinde an“ — selbstverständlich ganz richtig.

Hieran schließen sich Wendungen wie: „eine Art dichterischer Sinn“. Die Schwankungen sind dieselben wie bei Maßangaben: „eine Art dichterischen Sinnes“ ist mindestens ebenso gut. „Mit einer Art dichterischen Sinnes oder . . dichterischem Sinn“ — beide gleich gut, beide gleich zulässig.

Es wäre schön, spräche und schrieb alle Welt: „zu Anfang (des) Oktobers“; aber fast alle Welt spricht und schreibt — meinet halben leider —: „Anfang Oktober“, und der Sprachmeister kommt mit der Rute und schilt: „Gestammel.“ Es geht nicht nach dem, was die Sprache angeblich sprechen soll, sondern nach dem, was sie spricht, und so braucht sich keiner vor einem unberechtigten Schimpfwort zu scheuen. Doch ist es keinem benommen, sich durch „Anfang Oktobers“, oder gar „zu A. Oktobers“ vor den meisten Volksgenossen großartig auszuzeichnen.

4. Der Beisatz

Die Grundregel: Die Fügung des Beisatzes ist dieselbe wie die des bestimmenden Wortes ist einfach und klar, was leider nicht hindert, daß sonst gebildete Schreiber, die im Lateinischen und Griechischen den Beisatz richtig behandeln würden, ihn im Deutschen oft nicht zu behandeln wissen, sondern ihn im 1. Fall in der blauen Luft baumeln lassen, anstatt ihn an das leitende Wort anzugliedern. „Die Verurteilung Liebknechts, Rechtsanwalt in Berlin, — Die Ernennung des Grafen Bernstorff, Botschafter in Washington, zum Nachfolger . .“, in Anschriften: „Herrn Professor Schulze, leitender Arzt . .; Er betrat den Speisesaal, ein großer Raum . .“ — Daß und warum dies ein grober Fehler ist, braucht keinem gebildeten Deutschen gesagt zu werden. Hierher gehört der schon behandelte Fall „Am Donnerstag, den 10. April“ (vgl. S. 180).

Läge die Sache immer so einfach wie in diesen Beispielen, so gäbe es bei mittleren wie guten Schreibern keine Schwankungen noch Zweifel. Im Deutschen haben wir aber Beisätze,

die sich nicht so fest an ein einzelnes bestimmendes Wort heften, sondern trotz dem innigen Zusammenhange des Inhalts sich die Selbständigkeit der Wortform, die des 1. Falles, bewahren, ohne daß man von einem Zerflattern des Satzes und einem Fehler sprechen darf. ‚Das deutsche Volk, geführt von zwei Fürstenhäusern, beide Grenzwächter des Reichs.‘ Soll man, darf man hier allgemein der Regel zuliebe schreiben: ‚beiden Grenzwächter‘, oder gar ‚beiden Grenzwächtern des Reichs‘? ‚Der Zug wandte sich durch die Katharinenpforte, ein ehemaliges Tor und seit Erweiterung der Stadt ein offener Durchgang‘ (Goethe). Muß hier durchaus stehen: ‚einen offenen‘ . . ? Schwerlich.

‚Dann zeigte er uns eine kalte Dusche, ein Hochgenuß in dieser heißen Gegend.‘ Das letzte Beispiel gibt uns am besten Aufschluß über die Natur solcher Beisätze und ihrer Fügung: sie sind unechte Beisätze, stehen nicht unter demselben Sinngezet wie das bestimmende Wort, entziehen sich der engen Zusammenfügung durch den gleichen Beugefall. Gezeigt wird nur die kalte Dusche, nicht der Hochgenuß; dieser ist ein selbständiger Zusatz, ein verkürzter Nebensatz aus der Seele des Erzählers, gewissermaßen eine ‚beiseite‘ gesprochene Bemerkung, die ebensowohl oder besser in einer Klammer als zwischen zwei Beistrichen stehen dürfte. Ähnliches gilt von Sätzen wie: ‚Berlin mit seinen Mietskasernen, viele mit fünf Stockwerken, tauchte auf‘ (Ablürzung aus: worunter viele . . waren). — ‚Heute werde ich in kurzen Hosen, Schuhen und Strümpfen, eine Tracht. . .‘ (Bismarck in einem Brief). Man hat sich eine Seitenbemerkung zu denken wie: ‚Na das ist eine Tracht.‘ Je weiter der Beisatz vom Bestimmungswort entfernt steht, desto eher kann der 1. Fall statt des regelrecht richtigen stehen. Immerhin ist zu erwägen: gezwungen ist niemand, solche Fügungen zu wählen, deren manche einem scharfen Ohr und Auge als Nachlässigkeiten, ja als grobe Verstöße gegen ein Hauptgezet aller Beugungssprachen: Gleichheit der äußern Form bei Gleichheit der innern, gelten. Das besser belehrte und geschulte Sprachgefühl eines zukünftigen Geschlechts wird wahrscheinlich geringere Nachsicht mit vielen schlotternden Beisätzen selbst aus berühmten Federn haben, als wir notgedrungen üben müssen, wenn wir nicht überall Fehler anstreichen wollen. Jeder der obigen Sätze mit falscher oder allzu loser Beisatzfügung läßt sich leicht in

die richtige Fassung einrenken, die dem richtigen Sinn auch äußerlich entspricht.

*

Zu den häufigsten Beisätzen gehören die mit als und wie angeschlossenen. Man hat zu unterscheiden den eng an das Bestimmungswort angeschlossenen Beisatz: ‚Goethes Bedeutung als des Dichters des Faust‘, und die weitere in der Sagensage: ‚Goethe erwies sich als treuester Freund.‘ Ein lehrreiches Beispiel, wie der engere Beisatz auf keinen Fall gefügt werden darf, ist der berühmte Satz eines einst berühmten Schriftstellers, der sich selbst eine führende Stellung unter den Meistern der Sprache beigemessen: ‚Meine Jugendjahre verfloßen mir als Berliner Schusterjunge‘, nicht etwa als Wiß, sondern als voller Ernst beabsichtigt. — ‚Wir als ältester Hauptmann steht es zu.‘ Unbedingt falsch, ‚mir als ältestem Hauptmann‘ muß es heißen. — ‚Wir huldigen dem alten Kaiser als Held des Krieges von 1870.‘ Nein, als Selden oder dem Selden.

So einfach liegt die Frage dieser Beisatzfügung leider nicht immer. ‚Goethes Stellung als dramatischer Dichter ist zu fest begründet.‘ Muß es nicht regelrecht heißen: ‚. . als dramatischen Dichters‘? Früher wurde in allen solchen Fällen die genau übereinstimmende Beugung von den Sprachmeistern vorgeschrieben, und die strengsten unter den neueren fordern sie noch heute. Sie läßt sich nicht mehr durchsetzen: der Sprachgebrauch hat sich gewandelt, mit ihm das Sprachgefühl fürs Richtige. Die Auffassung des Verhältnisses solcher Beisätze zum Bestimmungswort ist läßlicher geworden, hat sich von dem strengen lateinisch-griechischen Vorbilde freigemacht und betrachtet den Beisatz als einen freischwebenden. ‚Stellung als dramatischer Dichter‘ rückt zu einem Begriff zusammen, und der 1. Fall gilt für alle seine Glieder. — ‚Seine Anstellung als Lehrer‘ wäre nach der ‚Logik‘: als die eines Lehrers; so aber denkt und fühlt der Sprechende nicht, sondern ihm erscheint der gleiche Fall für beide Begriffsglieder als das Natürlichere und Bequemere; er kann dabei in demselben sprachlichen Gleise bleiben, und so stellt sich innerlich die Gleichheit der Form doch wieder her, die äußerlich aufgehoben schien. Der wahren Sprachvernunft, die sich nicht an den Buchstaben klammert, geschieht auch damit

Genüge. Man fasse z. B.: ‚die Einverleibung eines eroberten Gebietes als Landesteil‘ so auf, daß ‚Einverleibung als Landesteil‘ ein Begriff ist, der nur äußerlich durch zwei mit als verbundene Wörter ausgedrückt wird, denke sich statt dessen ein zusammengesetztes Hauptwort, und die Fügung mit dem 1. Fall nach als ist in Ordnung. Etwas Ähnliches scheint dem Sprachgefühl vorzuschweben, sonst würden sehr gute Schreiber in solchen Fällen nicht so oft von der ihnen bekannten und bewußten Grundregel der Fallgleichheit abweichen. ‚Bismarck hat in seiner Stellung als Gesandter. .‘ (nicht: Gesandten oder eines Gesandten) ist nicht mehr zu beanstanden; im Gegenteil, die beiden andern Fassungen wären hart und schlecht.

Wird die Begriffseinheit dadurch zerrissen, daß zum Beisatz eine wichtige erweiternde Bestimmung tritt, so ändert sich das Sprachbedürfnis, mit ihm der Sprachgebrauch, ein Beweis für die Richtigkeit der obigen Begründung. ‚Goethes Schaffen als ein Dichter, der seine Anregungen nur aus dem Leben schöpfte. .‘ wird als brüchig empfunden; der Sinn für das innere Gefüge fordert hier die Übereinstimmung mit dem äußern, also: . . als eines Dichters.

Wie leicht die engeren Beisätze mit als zu Mißverständnissen durch Doppeldeutigkeit führen können, sehe man aus folgenden Beispielen und lasse sich warnen. ‚Wenn man von Goethe als Kritiker sprechen will, so. .‘ Da Goethe selbst Kritiker war, so weiß man beim ersten Lesen nicht mit zweifelloser Sicherheit, ob Goethe oder ‚man‘ der Kritiker sein soll. Fast ebenso: ‚Wer von Herder als Prediger spricht. .‘ Auch hier bietet unsre Sprache mehr als ein Mittel, jede selbst nur augenblicks lange Doppeldeutung zu vermeiden, besonders das nicht genug gewürdigte der Wortstellung: ‚Wenn man als Kritiker, als Prediger. .‘ sind eindeutig. Soll aber Goethe der Kritiker sein, was ist einfacher, als zu schreiben: ‚Wenn man von dem Kritiker Goethe. ., Wenn man von Goethe dem Kritiker. .‘?

Es gibt in Goethes Tasso (Antonio, 2, 5) ein berühmtes Verspaar, das die sprachliche Untersuchung herausfordert:

Als Menschen hab' ich ihn vielleicht gekränkt,

Als Edelmann hab' ich ihn nicht beleidigt.

Nicht jedem Leser wird der unstreitig richtige Sinn des zweiten

Verses beim ersten Lesen aufgehen: ‚als Edelmann‘ kann sprachlich der 1. oder der 4. Fall sein, und der Gedanke, daß auch Tasso Edelmann sei, liegt nicht jedem Leser im Augenblick so nahe wie der an den adligen Antonio.

Bei der Zeitwörtergruppe erweisen, beweisen, zeigen, bekennen, bewähren usw. ist auf einen notwendigen Unterschied des Sinnes zu achten, der vom Beugungsfall des Wortes nach **als** abhängt. ‚Er hat sich als dein bester Freund erwiesen‘: war er's schon und hat er sich jetzt wieder als solcher (nicht solchen!) bewährt; oder wußtest du's zuvor nicht, und er hat sich dir jetzt als solchen (nicht solcher!) erwiesen? Allgemeine Bedeutungsregel: der 1. Fall, weil er die Gleichheit zwischen Träger und Aussage des Satzes darstellt, spricht aus, daß der Träger sich auch jetzt als der (nicht den) immer Gleiche gezeigt hat; der 4. Fall, daß seine Eigenschaft bis jetzt unerwiesen oder unbekannt war und erst jetzt bewiesen und erkannt wird. Welche Feinheit unsrer Sprache, und mit wie einfachen Mitteln! Und welche andre Feinheit: diese zwei Fügungen gelten nur für rückbezügliche Zeitwörter, also für solche, die keine feststehende Wahrheit aussprechen, sondern das Tun oder Urtheil des Handelnden oder Sprechenden selbst und über sich maßgebend sein lassen. ‚Diese Handlung erwies ihn als den Mann.‘, selbstverständlich nur 4. Fall; aber: ‚Durch diese Handlung erwies er sich als der oder den Mann.‘ Und solche Feinheit unsrer wunderbaren Muttersprache sollten wir unachtsam verkommen lassen? Also: ‚Er erwies sich (wieder) als wirksamer Redner‘ (der er immer gewesen); ‚Er erwies sich schon in seiner Jungfernsrede als wirksamen Redner‘ (als den man ihn noch nicht gekannt hatte).

In Beisätzen mit **wie** sind die Fügungen mit dem 1. Fall und die mit dem Fall des Bestimmungswortes gleich gut, und es besteht keine Regel, daß Gleichheit der Beugung herrschen muß. In einem Falle wie **diesem** (oder **dieser**!) gilt nicht das griechisch-lateinische, sondern das deutsche Fügungsgesetz, das uns eine sehr nützliche Freiheit läßt. In dem soeben benutzten Beispiel ziehe ich **diesem** vor, aber nicht aus einem Grunde der Fügung, sondern des Wohlklangs: das Ohr könnte Anstoß nehmen an dem zu jähen Wechsel der Fallbeugung hart nacheinander. Falsch wäre **dieser** nicht: der 1. Fall steht in einer gedachten und zulässigen Abkürzung: in einem Falle, wie dieser einer ist. Man braucht nicht ein-

mal durch Weisstriche anzudeuten, daß hier ein abgekürzter Zwischensatz gemeint ist; der deutschen Sprache sind solche abgekürzte Nebensätze so geläufig, daß der unbefangene Leser, der selber (nicht selbst!, vgl. S. 144) in der Rede so spricht, den 1. Fall ohne weiteres richtig erfäßt. Auch hier sind die klassischen Sprachen starrer und fordern durchaus die Gleichheit der Beugung, und von ihnen ausgehend solche deutsche Sprachmeisterer, die nicht auf der Sprache selbst, sondern auf ihrer Gelehrsamkeit fußen. Schopenhauer schreibt mit voller Absicht: ‚Bei einem Werke wie meines (ist) ..‘ Schiller: ‚Diese Milde steht großen Seelen an wie du und ich‘ (sind). — In einem Falle wie diesem (!): ‚Er sah sie bleich wie der Tod‘ (so bleich, wie der Tod ist) würde **den Tod** gradezu falsch klingen, und in: ‚Man sah ihn wie ein begossener Pudel abziehen‘ werden die Meisten gleichfalls den 1. Fall bevorzugen. — ‚In Zeiten wie **den** jetzigen‘ und ‚.. **die** jetzigen‘ (sind) dürfen als gleichwertig gelten; dagegen sprechen gute Gründe für: ‚Wir sehen dies an vielen Verufen wie **dem** Lehrer, **dem** Künstler.‘ Nach längerem Abwägen wählte ich für einen Satz von mir diese Fassung: ‚Bei einer so vornehmen Gelegenheit wie **einer** Fahrt nach Amerika.‘ Den Ausschlag gibt die größere oder geringere Möglichkeit, den Ausdruck mit **wie** nur als Beisatzwort oder als abgekürzten Nebensatz aufzufassen.

Hierher gehört noch die Frage nach der Behandlung von Beisätzen ohne **als** und **wie** in Fällen wie diesen (!): ‚Ich wandte mein Pferd und verließ sie weinend‘ (Goethe, Dichtung und Wahrheit). Wer weinte, er oder sie? Die Stelle ist entschieden doppeldeutig. — ‚Auf einer Reise durch Frankreich begriffen, hat es Gott gefallen, unsern Sohn abzuweisen.‘ Man stutzt, lacht, sagt: Ach so!, weiß aber, wie man mit dem Schreiber dran ist. — ‚In die Heimat zurückgekehrt, begrüßten ihn seine Mitbürger. — Auf die Stuhllehne gestützt, richteten sich seine Augen auf die Eintretende. — An bessere Verhältnisse gewöhnt, bewilligten ihm seine Verwandten eine Unterstützung. — Weil völlig verarmt, gewährte ihm die Akademie ein kleines Jahresgehalt.‘ Daß diese Sätze schief und krumm sind, begreift der Leser; auch daß die Verrenkungen von einem Fehler der Beisatzfügung, besonders der Satzstellung, herrühren. Die Schreiber, die solche Fehler begehen, verdanken sie der Fügung der klassischen

Sprachen und der Nichtbeachtung des tiefen Unterschiedes ihrer und unsrer Ausdrucksformen.

5. Fehler in der Aussageform

Der schlimmste Fehler ist die Rederei, statt ist mit beugelosem Beiwort (Die Lage der Stadt ist gesund) das unbestimmte Geschlechtswort mit der Beugeform zu setzen (Die Lage der Stadt ist **eine gesunde**). Woher dieser Fehler stammt, ist schwer zu ergründen; nicht aus den klassischen Sprachen, auch nicht aus dem Französischen. Das Englische hat etwas Ähnliches; aber die meisten derer, die so schreiben, wissen nichts vom Englischen. Im ältern und guten spätern Deutsch kommt er nicht vor; erst im 19. Jahrhundert und zunehmend in neuester Zeit macht er sich breit. Daß er widerwärtig ist (nicht: ein widerwärtiger!) ist, braucht nicht bewiesen zu werden; der Hinweis ist genügend (nicht: ein genügender!, oder noch besser: genügt), daß man nicht zwei Wörter gebrauchen solle, wo man nur eines braucht (vgl. S. 221 über **brauchen** und **gebrauchen**!). Es ist eine geschwätzige Form, bloße Wortmacherei und gespreizte Wichtigtuerei, weshalb die Wahrscheinlichkeit besteht, daß sie von mittelmäßigen Anwälten aufgebracht, dann in die Verebtheit der Volksvertretungen eingedrungen, von dort in die Presse und die gesamte öffentliche Schreibsprache übergegangen ist. Im Umgang gesprochen wird sie nie; nur geschrieben und von Rednerbühnen herunter sehen oder hören wir sie, und hier haben wir wirklich einen der seltenen Fälle, wo wir dem Sprachbüttel einige Grobheit verzeihen dürfen. Nur wollen wir nicht übersehen: die Verfänger an den führenden Stellen des Sprachlebens tragen Verantwortung und Schuld, nicht die durch immerwährend schlechte Beispiele in den Glauben versetzte Schreibermenge, dies sei die deutsche Aussageform, wohl gar die gebildete. Es könnte mit der Zeit dahin kommen, daß das Beiwort mit **ein** alleinherrschend würde, wenn nicht ein unzerbrechlicher Schutzdamm gegen die immer höher schwellende Wörterflut in der einfachen Aussageform der Umgangssprache, also der eigentlichen Lebenssprache aufgerichtet wäre. Niemand sagt oder wird je sagen: ‚Dieser Wein ist ein guter, Das heutige Wetter ist ein schönes, Das Mädchen ist ein häßliches.‘ Zu lesen aber bekommen wir fast in jedem Buch und sicher in jedem

Zeitungsblatt: „Die Erklärung des Ministers war eine günstige, Die Vorstellung war eine höchst gelungene, Die Geburtenzahl in Frankreich ist eine stets abnehmende (hierzu vergleiche S. 265), Der Eindruck war ein tiefer und nachhaltiger, Der Andrang war ein großer, Sein Aussehen war kein gutes“, was ebenso falsch ist wie „ein nicht gutes“.

Vielleicht stammt der Fehler her von der gedankenlosen Verallgemeinerung des berechtigten Gebrauches dieser Aussageform. Überall da nämlich, wo nicht einfach über etwas geurteilt wird: so steht es hiermit, und nur eben hiermit, ohne Rücksicht auf etwas andres, verwandtes oder verschiedenes (Das Wetter ist gut, — ohne unter verschiedenen Wettern zu wählen); sondern wo unterscheidend geurteilt, gewählt, nach Klassen gesondert wird, da darf, ja muß unter Umständen das näher bestimmende Geschlechtswort stehen. „Dieses Buch ist ein gebundenes, jenes ein nur geheftetes. — Von den drei Satzformen ist diese eine (die) schlechte. — Es gibt schwierige und leichtere Sprachen, die griechische ist eine schwierige (eine der schwierigen). — Von den zwei Hauptschwierigkeiten des Deutschen ist diese eine sprachliche, die zweite eine künstlerische.“ Oder ohne Geschlechtswort, aber gebeugt: „Diese Trauben sind spanische, jene italienische.“

Ebenso notwendig ist das Geschlechtswort mit gebeugtem Beiwort da, wo der Gegensatz zweier Eigenschaften an demselben Hauptwort hervorgehoben werden soll: „Ein neuer Minister ist nicht immer ein guter (Minister). — Ein weiser Mann ist auch meist ein geduldiger. — Ist ein alter Eindruck auch ein verlorener?“ (Lessing). Es gibt ein sicheres Mittel, die Fälle der einfachen und der erweiterten Aussageform leicht zu scheiden: die Erweiterung durch ein ist überall da zulässig oder notwendig, wo auch das bestimmte Geschlechtswort möglich wäre. Etwa: „Das Wetter ist das schöne? Die Vorstellung war die höchst gelungene?“ Gewiß nicht; dagegen sehr wohl: „Diese Trauben sind die spanischen, jene die italienischen; Der neue Minister ist nicht immer der gute.“

*

Nähe verwandt mit dem Fehler des gebeugten und durch das Geschlechtswort mit Unrecht ausgesonderten Beiwortes ist dessen Ersetzung und Verzerrung durch das Mittelwort

der Gegenwart mit sein. ,Die Wirkung war eine befreiende‘ statt: ,war befreiend‘ oder ,befreite‘, oder statt der noch besseren Fügung ohne die ewige Hauptwörterei: Das und das wirkte befreiend. — ,Der Eindruck war ein niederschmetternder.‘ Hatte der Betroffene etwa die Auswahl unter verschiedenen Wirkungen des Eindrucks und wählte er als eine von mehreren die niederschmetternde? Aber selbst ,war niederschmetternd‘ ist nicht so kraftvoll, weil nicht so einfach, wie ,schmetterte nieder‘.

Das Zeitwort

1. Die Fügung

Das Zeitwort, besonders das zielende, übt auf die Form jedes mit ihm in unmittelbarer Beziehung stehenden Haupt-, Bei- und Fürwortes einen bestimmenden Einfluß. **Regieren** nennt man dies Verhältniß gewöhnlich; wir werden es mit guten echtdeutschen Wörtern benennen, obwohl **Regieren** als Beihwort, ein wenig schönes, gelten kann, und werden auch in diesem Falle von der ganz deutschen Sprache nicht in Verlegenheit gelassen werden.

Die gewöhnlichste Beziehung zwischen zielendem Zeitwort und abhängigem anderm Wort ist kurz bezeichnet die von **mir** und **mich**. Der gebildete, aber selbst der halbgebildete Sprachgebrauch ist in diesem Punkte sehr sicher; grobe Fehler kommen kaum noch vor, und es handelt sich im Leben, also auch in diesem Buche, nur um eine Reihe von Zeitwörtern mit schwankender, daher zweifelhafter Fallfügung. Wie überall so hier werden nicht eigenmächtig Gesetze gegeben, sondern es wird versucht festzustellen, wofür sich zurzeit der Sprachgebrauch der Gebildeten entschieden hat.

Den 2. Fall fordern nur noch wenige Zeitwörter; in älterer Zeit war er viel häufiger, und sein Schwinden ist zu beklagen: unzweifelhaft wird diese Fügung als edler und kraftvoller empfunden als die mit einem Vorwort oder dem 4. Fall. ‚Ich erinnere mich seiner, Er vergißt meiner nicht‘ ist höherer Stil als ‚Ich erinnere mich an ihn, Er vergißt mich nicht‘. Die hier in Betracht kommenden Zeitwörter sind vornehmlich die des Genießens, Entbehrens, Gedenkens, Veraubens, Freuens, Grämens, Schämens, und es ist für sie alle der Rat zu geben, man möge in jedem Falle zuerst prüfen, ob die Farbe der Darstellung nicht den Zweitsfall zulasse oder gar fordere. Freilich die Richtung des Alltagsstils wendet sich vom Zweitsfall ab: ‚Ich kann dessen entbehren‘ klingt meist zu hoch;

doch gefällt sich zu manchem andern Zeitwort noch heute ungezwungen der Zweitsfall. ‚Ich bedarf dessen nicht, Ich schäme mich seiner, Er zieh ihn der Feigheit, Ich kann mich der Vermutung nicht erwehren, Er hat sich dessen begeben (entledigt)‘ sind in diesen Fügungen nicht nur besser als in jeder andern, sondern dulden zum Teil nur diese. Die Entscheidung im Einzelfall ist nicht leicht; sie ist überwiegend eine Frage feinsten Stilgefühls, weil die Entwicklung vom 2. Falle weg zu andern Ausdrucksformen noch nicht abgeschlossen ist, also immer untersucht werden muß, ob zu dieser Stunde bei diesem Zeitwort der 2. Fall noch natürlich oder schon gesucht klingt. Bei ernstem Zweifel wird die Entscheidung leider gegen den Zweitsfall lauten müssen, weil es ein geringerer Verstoß gegen den guten Stil ist, wie alle Welt alltäglich zu schreiben, als gesucht.

*

Die Schwankungen zwischen 3. und 4. Fall, **mir** und **mich**, müssen für jedes Zeitwort besonders betrachtet werden.

Angehen. — Unbedingt nur mit 4. Fall: ‚Das geht dich nichts an, Das geht **keinen** etwas an.‘ — ‚Das geht dir nichts an‘ ist schlechte Landschaftsprache in Norddeutschland.

Ankommen. — In der Bedeutung ‚überkommen, anwandeln‘ überwiegend mit 4. Fall: ‚**Mich** kam ein Verdruß an; **Ihn** kam die Furcht an.‘ In neuester Zeit bringt der 3. Fall vor. Dagegen in der Bedeutung ‚dran liegen‘ nur 3. Fall: ‚**Mir** kommt nichts drauf an‘; fast ebenso in der Bedeutung ‚werden, fallen‘: ‚Es kommt **ihm** (ihn) leicht (sauer) an.‘

Anliegen (meist mit Haben). — Nur mit 3. Fall: ‚Er lag dem Kaiser an.‘

Anmuten. — Mit 4. Fall: ‚Das mutet **mich** nicht an‘; aber in der Bedeutung ‚zumuten‘ nur 3. Fall: ‚Was muten Sie **mir** an!‘

Bange machen. — Mit 3. Fall: ‚Das macht **mir** bange‘, wobei **bange** als Hauptwort gedacht wird; doch herrscht daneben die richtige Auffassung von **bange** als Beiwort, und dann 4. Fall: ‚Er hat **mich** bange (ängstlich) gemacht‘ (vgl. S. 272 zu **machen**).

Bedeutен. — Im Sinne ‚zu verstehen geben, befehlen‘ mit 3. Fall: ‚Ich habe **ihm** bedeutet, er solle gehen‘; im Sinne ‚unterrichten, unterweisen‘ mit 4. Fall: ‚Er hat **ihn** über die Frage bedeutet.‘

Begegnen (mit Sein). — Nur mit 3. Fall: ‚Ich bin ihm begegnet.‘ In der Bedeutung ‚entgegentreten, erwidern, entgegnen‘ kommt zuweilen **haben** vor: ‚Er hatte (war) dem Minister damit begegnet, daß er . . .‘

Bescheren. — ‚Den Kindern wurde beschert.‘ Dies ist gutes Deutsch; doch hat sich daneben die sehr nachlässige, also unzulässige Fügung eingeschlichen: ‚Die Kinder wurden beschert, weil man an beschenken denkt.‘

Betten. — ‚Wie du dir (oder dich) gebettet hast, so schläfst du.‘ Heute überwiegt der 4. Fall, doch ist der 3. nach wie vor gut. Früher fast nur der 3. Fall: ‚Bettete ich mir in die (!) Hölle . . . (Luther); . . . ward ihm sanft gebettet unter den Hufen seiner Rosse‘ (Schiller).

Über **Dünken** (mich dünkt) vgl. S. 199. — ‚Ich dünke mich ein Held‘ (oder: einen Helden).

Ekeln. — Rückbezüglich mit 4. Fall: ‚Ich ekle mich‘; sonst Schwankung zwischen 3. und 4. Fall: ‚Mir oder mich ekelt vor . . .‘ Aber: ‚Dieses Buch ekelt mich (an); Mich ekeln diese Pöffen.‘

Erinnern. — In Nordwestdeutschland vielfach: ‚Ich erinnere das (ihn, die Sache)‘, statt ‚Ich erinnere mich dessen (an das, an ihn)‘; im Schriftdeutschen unzulässig. — ‚Ich erinnere mich auf ihn (etwas)‘, statt ‚an ihn‘, ist nur landschaftlich.

Frieren. — Fast nur: mich friert, es friert mich am Rücken, am ganzen Leibe. Ebenso gut: ich friere am . . . Doch kommt der 3. Fall gelegentlich vor: ‚Dem Kandidaten froh (Naabe). — Mir frieren die Hände.‘

Gehen. — ‚Geh deiner Wege‘; aber: ‚Ich weiß meine Wege zu gehen. — Er ist dieses Weges gekommen‘; daneben: ‚. . . diesen Weg . . .‘, mit seinen Abschattungen: der 2. Fall ist etwas unbestimmter.

Gelten. — Je nachdem: ‚Es gilt mir, Es gilt meinem Leben‘, d. h.: es ist auf mich, auf mein Leben abgesehen. Dagegen in der Bedeutung ‚kosten, wert sein‘: ‚Und wenn’s mein Leben gilt! Es gilt keinen Groschen.‘

Getrauen. — Der Gebrauch schwankt, doch wiegt der 4. Fall beim Allein stehen vor: ‚Ich getraue mich nicht; Getraust du dich, ihn anzugreifen (Goethe). Dagegen: ‚Ich getraue mir das nicht recht. Falsch dagegen ist: ‚Ich getraue mich das nicht; wohl aber: ‚Ich getraue mich dessen nicht.‘

Grauen. — Der 3. und der 4. Fall schwanken: Heinrich, mir graut vor dir (Faust); der 4. Fall ist seltner. — Ebenso steht es mit **Grausen**: Dem Vater grauset's (Erlkönig). Diese beiden berühmten Beispiele sollten dem 3. Fall die Alleinherrschaft sichern. — Für **Gruseln** möge das Grimmsche Märchen mit seinem berühmten: 'Es gruselt mir' vorbildlich sein.

Seißen. — Im Sinne von **Nennen** natürlich nur 4. Fall: 'Er hieß ihn einen Narren.' Im Sinne von **Befehlen** richtig gleichfalls nur 4. Fall: 'Er hieß ihn gehen.' Das **Einschleichen** des 3. Falls ist auf nichts gestützt. Dagegen in **Fällen** wie: 'Wer hat dir das geheissen?' ist jetzt der 3. Fall üblicher und wird als das Natürlichere gefühlt.

Selsen. — In der ältern Sprache, bis ins 19. Jahrhundert, oft 4. Fall: 'Was hilfst mich das?' Heute im guten Schriftdeutsch nur **mir**.

Kleiden. — Eine feste Entscheidung ist noch nicht möglich, da der gebildete Sprachgebrauch sich noch nicht fest für **mich** oder **mir** entschieden hat, und mit Befehlen oder Verbieten in solchen Fragen nichts zu erreichen ist. Das Schwanken rührt her von den mit **Kleiden** verbundenen zwei Begriffen: Es kleidet, d. h.: bekleidet, **mich** gut, — und: Es steht (sitzt, läßt) **mir** gut, ein ähnlicher Fall wie bei **Kosten**. Die älteste Fügung hatte nur den 4. Fall; seit dem 16. Jahrhundert dringt der 3. vor und ist heute fast ebenso häufig wie der 4. Ich spreche und schreibe: es kleidet **dir**, nenne aber den abweichenden Sprachgebrauch sehr vieler Gebildeter nicht falsch. Soll denn durchaus befohlen und verboten werden, dann nur von jedem für sich selbst nach sorgfamer Überlegung. Richtig ist natürlich nur: es kleidet **dich** heißt es beim Sprachbüttel. Wenn sich bei Millionen die Auffassung eines Wortes wandelt, so ist das ein ganz natürlicher Vorgang, und wenn sich demzufolge die Fügung ändert, so ist das erst recht natürlich: in Hunderten von Fällen ist es durch die Jahrhunderte unsrer Sprachgeschichte ebenso zugegangen wie bei **Kleiden**.

Das beste Seitenstück dazu ist **Kosten**. Im Mittelhochdeutschen und weit darüber hinaus, bis ins 17. Jahrhundert, herrschte ausschließlich der 4. Fall; seit dem 18. Jahrhundert dringt der 3. vor, ausnahmsweise von Abelson, entsprechend dem schon damals stark gewandelten Sprachgefühl und Gebrauch,

empfohlen. Aus der deutschen Urbedeutung des Wortes ist kein Aufschluß zu gewinnen, denn **Kosten** ist Beihwort aus lateinischem *constare* (*mihi constat: es kostet mir*). Goethe und Schiller schwanken zwischen dem 3. und 4. Fall, bei Kleist überwiegt der 3. Ob heute mehr Gebildete **mir** oder **mich** kostet sagen, wage ich nicht zu entscheiden. Die Sprachmeister widersprechen einander: der feinsühlige und behutsame Theodor Matthias erklärt die Gleichberechtigung des 3. Falles für ‚ganz unbezweifelt‘, Wustmann behauptet das Überwiegen des 4. Falles in der guten Schriftsprache. Ich spreche und schreibe nur ‚Es kostet **mir** zehn Mark, Es kostete **ihm** den Thron‘. Ich will meinen Gebrauch niemand aufzwingen, halte ‚Es kostet **mich**‘ nicht für ‚falsch‘, kenne aber kein Zeitwort mit 4. Fall, das dem Begriffe von **Kosten** so genau entspräche wie **zu stehen kommen**, was offenbar dem Gebrauch mit dem 3. Fall zugrunde liegt. Mein Sprachgefühl verbietet mir ‚Es kostet **mich**‘, weil dies meiner Auffassung des Verhältnisses der gekauften Ware zum Käufer widerspricht. Ich fühle nach einem Kaufe nicht: Dies hat mich betroffen (mit zehn Mark — aber woher käme dann hierfür der 4. Fall, z. B. einen Taler?); sondern: dies kommt **mir** zu stehen, dies war **mir** wert, dies kommt **mir** auf . . , dies verursacht **mir** die Kosten. Diese bei fast allen Sprechenden zugrundeliegende Auffassung, der keine andre gleichwertige gegenübersteht, sichert dem 3. Fall die wachsende Herrschaft. Allenfalls läßt sich, wie in andern Fällen, eine feine Spaltung des Gebrauchs wahrnehmen: in Preisangaben mit Zahlen ist der 4. Fall häufiger als in Fällen wie: ‚Das hat **mir** schon viel Tränen gekostet, Der Krieg von 1870 kostete **den** Franzosen Elsaß-Lothringen.‘ Im Reichstag habe ich in beiden Anwendungen weit öfter den 3. als den 4. Fall gehört, was immerhin Beachtung verdient bei der Feststellung des lebendigen Sprachgebrauchs, des obersten Sprachmeisters für uns alle.

Daß nun aber der 4. Fall auch auf **Kommen** übergriffen hat, wenngleich nur hier und da in der niedrigen Geschäftssprache (Das kommt **mich** 10 Mark), ist ein starkes Stück; wer sich jedoch einmal daran gewöhnt hat, **Kosten** mit dem 4. Fall zu verbinden, ohne recht zu wissen warum, der ist halbwegs entschuldigt, wenn er ein Wort, das ja in gleicher Anwendung steht, ebenso fügt. Ohne ‚es kostet mich‘ würde keinem Menschen ‚es kommt mich‘ einfallen.

Kündigen. — Bei Personen nur der 3. Fall: Ich habe dem Buchhalter gekündigt (aufgesagt!); bei Sachen nur 4. Fall: Ich habe die Wohnung (den Vertrag) gekündigt (vgl. S. 234). In neuerer Zeit dringt auch bei Personen der 4. Fall vor: Ich habe den Mann gekündigt, und die Folge ist, daß gesagt wird: Der Mann wurde gekündigt (statt: Dem Manne wurde gekündigt). Es steht damit wie mit **Bescheren** (vgl. S. 268). Die Fügung ist bis jetzt dem Schriftdeutschen zum Glück noch fremd.

Lassen. — Die Frage, ob **Laß ihm'** oder **ihn** das wissen', ist müßig; **laß ihn** allein ist deutsch, **laß ihm** wurde im 18. Jahrhundert zuweilen durch den Einfluß des Französischen geschrieben, ist aber seitdem verschwunden.

Zweifelhaft ist der 1. oder 4. Fall im Aussagewort: **Laß** mich **dein Freund'** oder **deinen Freund** sein'? Gesprochen wird fast nur **dein Freund**, geschrieben oft **deinen Freund**, besonders von solchen, die eine ähnliche Fügung im Lateinischen kennen und an sie denken. Nach der festen Wendung: **Er läßt den lieben Gott einen guten Mann sein'** kann man sich für die gewöhnlichen Fälle nicht richten. Bei Goethe heißt es wohl einmal: **Laß** das Büchlein **deinen Freund** sein.' Die oft angeführte Stelle in Emilia Galotti (1, 6): **Lassen** Sie den Grafen **diesen Gesandten** sein' beweist gar nichts oder das Gegenteil, denn wir haben Lessings Urtheil selbst darüber (Brief vom 1. 3. 1772): **Das** habe ich ganz gewiß nicht geschrieben, es muß heißen: **Lassen** Sie den Grafen **dieser Gesandre** sein.' Im Nibelungenliede (1071) steht: **lâz** mich der schuldige **sîn**; bei Wolfram von Eschenbach (Parzival): **lâz** mich **sîn** dîn dienstmann. Aber bei Uhland heißt es: **Laß** du mich **deinen Gesellen** sein.' Ich schreibe den 1. Fall, ohne daß ich den 4. für falsch hielte.

Man beachte den Unterschied in: **Ich** lasse **mir** nichts merken', und: **Ich** lasse **ihn** nichts merken, **Ich** lasse **dich** das nicht merken.' Ferner: **einem** zur Aber lassen', nicht so gut: **einen**. Hierzu vgl. die allgemeinen Ausführungen auf S. 275, und über **Laß** mich **dein Freund** sein' die auf S. 261.

Lehren wurde seit ältester Zeit, schon seit dem Gotischen, regelmäßig mit doppeltem 4. Fall verbunden: **Lehre** mich deine Weisheit. — Man hat **ihn** das gelehrt. — Herr, lehre mich deine Steige (Luther). — Du willst Wahres mich

lehren? (Schiller). — Meister Johann lehrte **ihn** die schönen Künste' (Goethe); aber bei ihm auch: 'Sie lehrte **ihm** die kleinen Lieder.' Im 18. Jahrhundert war durch Adelsungs Willkürregel zugunsten des 3. Falles Unordnung eingetreten, und sie hat seitdem nicht aufgehört. In der gebildeten Welt wird wohl nur der 4. Fall gesprochen und geschrieben, da die Schule streng drauf hält, und so sollte es bleiben. Leider heißt es im § 156 der Ausbildungsvorschriften für die Infanterie: 'Es ist **ihm** zu lehren', was doch, wenn 'Es ist **ihn** zu lehren' zu hart klang, leicht anders und besser ausgedrückt werden konnte.

In der Leideform steht die Person vielfach im 3. Fall: '**Mir** wurde die Kunst gelehrt'; die Sache im 4. Fall: '**Das** werden wir vom Tag gelehrt' (Goethe). Zumeist wird heute die Fügung mit Leideform und 4. Fall der Sache vernieden, und es werden andre Ausdrucksformen gewählt, welche die Schwierigkeit oder die Härte umgehen: 'Wir sind so gelehrt worden', oder: 'Man hat uns das so gelehrt.' Auf keinen Fall sollte sich ein Gebildeter verführen lassen, der niedrigen Volkssprache nachzusprechen oder gar nachzuschreiben: 'Er hat mir das **gelernt**.'

Lohnen. — Die Fügung in: 'Ich lohne dir das' ist selbstverständlich. Auch da, wo es ganz so wie Belohnen steht, also der 4. Fall erwartet werden sollte, ist der 3. Fall die Regel: 'Er hat **ihm** damit gelohnt, daß er . .' Aber in Bürgers Lied vom braven Mann heißt es: 'Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.' An der festen Wendung '**Das** lohnt nicht der **Mühe**' (oder: '... lohnt sich nicht der **Mühe**') ist nichts zu tabeln: der **Mühe** ist ein 2. Fall, wie in '**Das** lohnt nicht des Anfangens'. Weil aber jener 2. Fall den meisten als ein 3. Fall erscheint, haben sie sich für berechtigt gehalten, statt des 3. Falles den 4. zu setzen: '**Das** lohnt nicht die **Mühe**', was nicht so eigenartig, aber auch nicht unrichtig ist. Der Sprachbüttel beschimpft jeden, der so schreibt, wegen 'Ausweichens aus Unwissenheit', weil eben nicht jeder ein Doktor Altwissend ist. In der einfacheren Wendung '**Das** lohnt **mir** nicht' ist der 3. Fall unerschütterlich.

Machen. — 'Was ich nicht weiß, macht **mich** nicht heiß'; doch lautet das Sprichwort auch vielfach: **mir** nicht heiß, und ist darum noch nicht falsch. — 'Ich mache **ihm** bange' erscheint besser als . . **ihn** bange, weil das Sprachgefühl

geneigt ist, **bange** hauptwörtlich aufzufassen, also gleichzusetzen mit: Ich mache dir Angst (. . Angst und Bange), obwohl sprachgeschichtlich . . **ihn bange** triftiger wäre. — ‚Ich mache **dich** lachen‘ ist nicht etwa französische Fügung, sondern kommt schon im Mittelhochdeutschen selbständig gebildet vor. Allerdings sollte man es nicht ohne Not über die gäng und gäbe Anwendung ausdehnen; es ist keineswegs überall da zu setzen, wo dem Franzosen faire das geläufigste Wort für ‚veranlassen‘ ist, denn wir haben eine Reihe kräftigerer Wörter dafür, außer dem zuweilen brauchbaren **lassen**.

Bei **Nachahmen** sind zwei Bedeutungsarten deutlich geschieden, also zu unterscheiden: nachstreben, nacheifern — und: nachmachen, nachbilden, abschreiben, nachäffen. Im ersten Sinne steht es richtig mit 3. Fall, im zweiten richtig mit 4. Fall; doch mangelt es nicht an fehlerhaften Verwechslungen der Fälle wegen nachlässigen Vertauschens der Bedeutungen. ‚Der Sohn ahmt (eifert) dem Vater nach‘; aber: ‚Vergil ahmte den Homer nach‘, denn er hat ihn nach Inhalt und Form nachgemacht. Ebenso: ‚Gerhart Hauptmanns Elga ahmt nach: eine Novelle Grillparzers, sein Schluß und Jau ein Lustspiel Shakespeares, sein Armer Heinrich den Hartmanns von Aue, sein Michael Kramer eine Novelle Storms, seine Weber eine Geschichte von Otto Rupperts, seine Pippa ein Drama Brownings und die Harzreise Heines, seine Winterballade eine Erzählung der Lagerlöf, sein ‚Weißer Heiland‘ einen Roman von Wallace, sein Kriegsgedicht ein Kellersches Gedicht‘. Der Mensch kann die Natur nachahmen; ihr nachzuahmen geht über seine Gaben. Man ahmt einem Vorbilde nach, wenn man es sich zur Anregung dienen läßt; man ahmt es nach, wenn man es genau zu wiederholen sucht. Ein gutes Beispiel gibt Sanders: ‚Die Fürsten ahmen dem Kaiser nach — lassen sich ihn zum Muster dienen; der Hofnarr ahmt (äfft) den Kaiser nach.‘ Ein Affe kann nur den, nicht dem Menschen nachahmen. Tritt ein 4. Fall der Sache hinzu, so muß zur genauen Unterscheidung für das nicht urschöpferische Nachahmen entweder dieses oder etwa Nachmachen, Nachdichten stehen: ‚Die Birch-Pfeiffer hat alle ihre Theaterstücke Andern nachgemacht; — Hauptmann hat seine Elga Grillparzers, andre Werke Andern nachgedichtet.‘ Es wäre schade, ließe man diese vom Sprachgeist gebotene feine Scheidung zwischen Nachstreben und Nachmachen fallen.

Nützen wird in der Redesprache nur mit dem 3. Fall gebraucht, und so in der guten Schriftsprache. **Nützen** mit dem 4. Fall — Was nützt mich? kommt nur in landschaftlicher Volkssprache vor.

Rufen in gewöhnlicher Anwendung natürlich nur mit dem 4. Fall: ‚Vater, ich rufe dich.‘ — Goethes: ‚Wer ruft mir?‘ und ähnliches bei Klopstock und Andern rechtfertigt den 3. Fall nur für die feierliche Darstellung. Wendungen, wie sie zuweilen in der Schrift, nie in der Redesprache vorkommen: ‚Er rief dem Diener: Bringen Sie . . .‘, müssen als läßliche Abkürzungen statt zurufen gelten. — Im Schweizerdeutsch steht **Rufen** in der Bedeutung Wünschen mit dem 3. Fall: ‚Man hatte schon lange (nach) einer Verbesserung dieser Straße gerufen‘ (Keller).

Schaudern — wie **Grauen**: Mir schaudert davor; aber auch: Es schaudert mich. — Doch nur: Die Haut schaudert mir.

Steuern. — In der eigentlichen Bedeutung nur 4. Fall: Ich steure den Kahn; in der übertragenen (wehren) nur 3. Fall: Ich steure dem Unfug. Man liest leider zuweilen schon: . . den Unfug, weil sich für das etwas fremdartige Steuern der Begriff Hindern unterschiebt.

Trauen — wie **Getrauen**: Ich traue mich nicht, Ich traue mir das nicht, oder: Ich traue (getraue) mich dessen nicht.

Unterstehen — wie **Trauen** und **Getrauen**: Ich unterstehe mich nicht, das zu tun; Ich unterstehe mir das nicht; Ich unterstehe mich dessen nicht; Untersteh dich das nicht! (neben . . dir).

Vergessen wird landschaftlich vielfach mit **an**, in Österreich fast nur mit **auf** gefügt. Bei **an** schwebt vor: nicht daran denken; bei **auf**: sich nicht darauf besinnen. Die im Schriftdeutsch und in guter Umgangssprache allein gebrauchte und zulässige Verbindung ist die mit einfachem 4. Fall: Ich habe es vergessen; also weder **daran** noch **darauf** vergessen. In gehobener Sprache auch der 2. Fall: ‚Wie könnt’ ich dein vergessen.‘

Bei **Versichern** scheint vielfach die Meinung zu herrschen, selbst bei Gebildeten, ‚Ich versichere dich‘ sei feiner als ‚Ich versichere dir‘. Alle, die so sprechen und schreiben, grob einer ‚Modedummheit‘ zu zeihen, ist ungerecht. Der Irrtum geht von der richtigen Fügung aus: Ich versichere dich meiner

Treue, Ich versichere mich dessen. Daß einfache Versichern bedeutet nur: Ich erkläre, stelle als sicher hin, und fordert den 3. Fall: Ich versichere dir, daß . . . Beim Hinzutreten eines Inhaltwortes des Versicherns: 4. Fall der versicherten Person, 2. Fall des Zugesicherten (wie oben: Ich versichre dich meiner Treue), oder: Ich versichre dir meine Treue. Der bei schlechten Schreibern gelegentlich vorkommende zwiefache 4. Fall ist unmöglich (Spielhagen: „Ist das die Liebe, die du mich versichert hast?“). Das dem entsprechende „Daß kann ich Sie versichern“ ist undeutsch, stützt sich auf keinen guten Schriftsteller, wird übrigens kaum geschrieben, nur von unkundigen Menschen gesprochen, die es irrtümlich für vornehmer halten. Gutes und richtiges Deutsch ist vornehm genug.

*

Bei abzielenden Zeitwörtern einer lebhaft handelnden Einwirkung auf Menschen und Dinge, die mit wechselnd geltenden Vorwörtern des 3. und 4. Falles auf ihr Sazziel bezogen werden (Schlagen, Stechen, Treten, Schießen, Schneiden, Treffen, Greifen, Brennen, Bestehen [Dringen], Stützen, Gründen usw.) gibt es weniger Schwankungen als Zweifel, deren Lösung im Einzelfalle oft schwierig, deren durchgreifende Hebung durch eine allgemein gültige Regel unmöglich ist. Fast jeder Fall verlangt seine besondre Prüfung auf Inhalt und Sprachgebrauch; selbst für starke Abweichungen vom Üblichen lassen sich annehmbare Auffassungen beibringen. „Ich schlage dir oder dich auf den Kopf? Das Feuer brannte mir oder mich auf die Nägel oder auf den Nägeln? Ich trat ihn oder ihm auf den Fuß, sie oder ihr auf die Schleppe? Ich halte mich an dich oder dir? Die Ordnung gründet sich auf das oder dem Gesetz?“ Widersprüche herrschen hierüber zwischen namhaften Sprachgelehrten, und die selbstsichersten Sprachmeisterer werden etwas bescheidner, wenn sie solche Fragen auf ihre Art: nur mit Falsch und Richtig, entscheiden sollen. Die romanischen Sprachen kennen keine Schwierigkeit: hier wie so oft starrer als das Deutsche sehen sie den Betroffenen selbst in den 4. Fall, dessen getroffenen Teil in die Fügung mit à: Il le frappa à la tête. Das zarter unterscheidende, beweglichere Deutsch kann sagen: „Er schlug ihm an den Kopf oder Er schlug ihn am Kopf“, und oft sind die Bedeutungen der zwei Ausdrucksformen fein abgetönt.

Aus der Fülle der Wendungsmöglichkeiten leuchtet etwa dieser Zeitgedanke des Sprachgefühls hervor; im 4. Fall steht die Person oder die Sache, der Körperteil, worauf die Handlung am unmittelbarsten, absichtlichsten, stärksten abzielt; im 3. Fall, wenn nicht so sehr die ganze getroffene Person oder Sache das Ziel ist, wie ein Körperteil oder Zubehör, deren Träger eben nur die Person oder Sache sind. „Er schloß ihn durch die Brust. — Ich aber traf ihn mitten ins Herz. — Wir schlugen den Feind aufs Haupt. — Die Kage hat mich (oder: mir?) in den Finger gebissen. — Er traf den Nagel auf dem (oder den?) Kopf. — Ich habe ihn (oder: ihm?) in den Arm gekniffen. — Ich habe ihn (oder: ihm?) auf den Fuß getreten. — Er hat sie ja nur auf die Schulter geküßt. — Ich klopste ihn auf die Schulter.“ Je stärker der ganze Mensch, der Gegenstand selbst (z. B. der Nagel) gemeint und getroffen wird, desto nötiger wird der 4. Fall. Wer jemand auf die Schulter klopft, schlägt die Schulter und meint den Menschen; wer sie zwar nur auf die Schulter geküßt, hat doch sie selbst gemeint. Wer den Feind aufs Haupt schlägt, hat den Feind selbst treffen wollen und geschlagen, nicht bloß dessen Haupt, das nur rebensartlich mitgenannt wird. Ich habe ihn in den Arm gekniffen, denn ich wollte eigentlich nicht den Arm kneifen, sondern bediente mich dieses Körperteils nur, um den ganzen Menschen aufmerksam zu machen. Wer einen Menschen mitten ins Herz trifft, hatte den ganzen Menschen zum Ziel, und wer den Nagel auf den (oder dem) Kopf trifft, hatte es auf den ganzen Nagel abgesehen, konnte ihm aber nur am Kopf beikommen. Die Kage allerdings kann mich oder mir in den Finger beißen: ich werde von dem Schmerz wohl im Nervenmittelpunkt getroffen, spüre ihn aber doch zunächst und zumeist im Finger; doch sind hier Absicht und Gefühl schwankend, mithin schwankt die Fügung.

Es gibt aber recht viele Fälle, wo der Sprachgebrauch sich befestigt hat, jedoch die Erklärung unsicher ist. Ich sehe dir ins Gesicht, und doch ist gewiß nicht bloß, nicht hauptsächlich, wenngleich zunächst, das Gesicht, sondern der ganze Mensch gemeint, und trotzdem steht hier der 3. Fall der Person. „Er spie ihm ins Gesicht“ erklärt sich dadurch, daß Speien allein, nicht Bespeien und Anspeien, nicht mit dem 4. Fall der bespienen Person stehen kann.

Das Feuer brennt mir oder mich auf die Nägel oder auf den Nägeln? Alle vier Fassungen sind ebenso erlaubt wie möglich; besondere Unterschiede des Sinnes sind kaum herauszuhören. Nach Eckermann hat Goethe gesprochen: ‚Was mir nicht auf die Nägel brannte‘ (14. 8. 1830). — **Mir** frieren die Füße: die Füße frieren zunächst, zumeist, dann und dadurch erst der ganze Mensch; aber: **Mich** friert's an den Füßen. — Der Rauch beißt mir in die Augen: der Rauch hat es nicht auf den ganzen Menschen abgesehen, kann ihm auch nicht viel anhaben, wohl aber seinen Augen: er beißt die Augen, also nicht mich, sondern mir. — **Mich** nagt's am Herzen (Goethe). Der 3. Fall der Person ist eine jüngere Abspaltung des Gefühls; in ältester Zeit standen alle solche Zeitwörter mit dem 4. Fall. Eine strenge Entscheidung ist heute schon darum unmöglich, weil sich auf diesem Gebiet Sprachgefühl und Gebrauch schon während eines Menschenalters verschieben. Ich selbst spreche heute in manchem Fall anders als vor 30 Jahren, weil ich es in diesem Zeitraum oft anders gehört und gelesen habe als vordem.

Ich bestehe auf meinem Schein, . . auf meinen Schein — was ist richtiger? Jedes ist je nachdem richtiger. Ich bestehe auf meinem Schein ist: ich stehe . . und besagt: Ich verharre auf ihm (Ruhe) und warte das Kommende ab; ich bestehe auf meinen Schein: ich fordre, daß mir der Inhalt meines Scheins werde, also im Sinne von: ich bringe auf ihn (Bewegung).

Der Anspruch gründet sich auf dem Gesetz (Ruhe); ich gründe das Haus auf diesen Fels (als Bewegung gedacht).

Ich halte mich an dir: . . an dir fest; ich halte mich an dich: ich packe dich, halte dich fest, ich mache dich verantwortlich.

2. Die Zeiten

Alle Sprachmeister zermartern sich, einen angeblich feststehenden Unterschied zwischen erzählender und vollendeter Vergangenheit (Imperfektum und Perfektum) zu begründen und einzuschärfen, überschütten ihre schreibenden Volksgenossen mit heftigster Schelte ob der vorgeblich immer wieder begangenen Verstöße gegen die vermeintlich bombensichere Regel und — haben nicht das Geringste damit erreicht: dieselben

von ihnen behaupteten Verstöße werden überall, täglich, stündlich in jedem guten Buch, in jeder Zeitung, von jedem gebildeten Redner, von jedem Sprechenden begangen. Hier klappt zwischen Lehre und Leben — in der üblichen Gelehrtensprache: zwischen Theorie und Praxis — ein gähnender Abgrund, gähnend in des Wortes verwegenster Bedeutung, denn auf die Dauer wirkt die ewige Wiederholung eines Tadel, von der sanften oder groben Schelte bis zur rohen Beschimpfung, langweilig, wenn er auf die Betroffenen gar keine Wirkung übt und niemand überzeugt. Merkwürdig nur, daß keiner der Tadler sich je die Frage stellte (oder gestellt hat!), ob nicht die Getadelten, nämlich die Gesamtheit der Sprechenden und Schreibenden, am Ende doch vielleicht ein wenig, ein ganz klein wenig Recht und die Tadler einiges Unrecht haben (hätten).

Ein paar Bröbchen des Tadel müssen gegeben werden, um der Leserschaft ihre, wie es scheint, unverbesserliche Sündhaftigkeit vor die Augen zu stellen. „Ganz widerwärtig und ein trauriges Zeichen der zunehmenden Abstumpfung unsers Sprachgefühls ist ein Mißbrauch des Imperfekts, der seit einiger Zeit [in Wahrheit seit zwei Jahrhunderten oder mehr] mit großer Schnelligkeit um sich gegriffen hat“ (Wustmann). — „Diese unwissenden Tintenkleckser haben in den Vierzigerjahren (des 19. Jahrhunderts) aus der deutschen Sprache das Perfekt und Plusquamperfekt ganz verbannt, indem sie, beliebter Kürze halber, solche (!, vgl. S. 144) überall durch das Imperfekt ersetzen, so daß dieses das einzige Präteritum (Vergangenheitsform) der Sprache bleibt, . . oft auf Kosten alles Menschenverstandes, indem barer Unsinn daraus wird. Daher ist, unter allen Sprachverhunjungen diese die niederträchtigste, . . sie ist eine linguistische (sprachliche) Insamie“ (Schopenhauer). Und an einer benachbarten Stelle diese Ungeheuerlichkeit: „Man darf im Deutschen das Imperfekt und Perfekt nur da setzen, wo man sie im Lateinischen setzen würde.“ Danach müßte Cäsars Veni, vidi, vici auf Deutsch lauten: Ich bin gekommen, habe gesehen, habe gesiegt. Schopenhauer muß seinen Satz ganz anders gemeint als geschrieben haben.

Schopenhauer ist einer unsrer größten Prosaschreiber, war aber, trotz vielseitiger Sprachenkenntnis, kein Sprachforscher. Wustmann hingegen war oder wollte sein ein Deutschforscher,

dem es zustände, Gesetze seiner Muttersprache aufzustellen und sie einem Millionenvolk aufzuzwingen. Wessen Irrtum schwerer wiegt, sage sich der Leser selbst.

Es ist nicht wahr, daß die von Schopenhauer für seine Zeit, von Wustmann für unsre behauptete zunehmende Abstumpfung und Verderbtheit des Sprachgefühls immer nur so jung ist, wie jeder Tadler grade für sein Zeitalter beklagt. Durch das ganze 18. und 19. Jahrhundert bis zum heutigen Tage zieht sich die gescholtene angebliche Verwechslung zwischen Erzähl- und Vollendungsform, und es wäre leicht, jedem Sage mit angeblich allein ‚richtigem‘ Gebrauch bei einem unsrer größten Schriftsteller zehn Sätze mit dem ‚falschen‘ bei einem ebenso großen, ja bei dem zum Vorbild Gewählten selbst entgegenzustellen.

Die von einem Sprachmeister dem andern nachgeschriebene Erklärung oder Regel für die Erzählform (ich kam, ich ging, ich sprach, die Kirche wurde gebaut) lautet: Sie muß da stehen, wo ein vergangenes Geschehen oder Bestehen in seinem Entstehen und Abrollen ausgedrückt wird; daher ihre, und nur ihre, Eignung für die Erzählung. — Die Vollendungsform (ich habe getan, ich bin gegangen, die Kirche ist gebaut worden) bezeichnet ein vergangenes, abgeschlossenes Geschehen, von welchem als einem in der Vergangenheit zu Ende geführten, für die Gegenwart fertigen berichtet wird.

Lägen die Dinge wirklich so einfach und für jeden nachdenklichen Schreiber so klar, dann wäre doch erst recht nicht zu begreifen, warum schwerlich bei einem einzigen namhaften Schriftsteller völlige Sicherheit im Unterscheiden der beiden angeblich ganz geschiedenen Zeitformen herrscht. Wustmann verkündet: ‚Der Unterschied ist so mit Händen zu greifen, daß man meinen sollte, er könnte gar nicht verwischt werden.‘ Wie nun aber, wenn er tatsächlich von Klopstock über Lessing, Goethe und Schiller bis zu Kleist dem Erzähler und Hebbel, Storm, Keller und Raabe in Tausenden, in Zehntausenden, in unzähligen Fällen verwischt wurde und worden ist und zweifellos in weiteren Millionen von Fällen verwischt werden wird? Stehen wir dann nicht vor der verblüffenden Tatsache, daß eigentlich nur die Sprachmeisterer, besonders Wustmann, den handgreiflichen Zustand erkannt und beachtet, alle wahrhaften Meister unsrer Sprache in zahllosen Fällen dagegen verstoßen haben? Hieran zu glauben, fällt

so schwer, daß wir uns nach einer befriedigenderen Lösung des Räthfels umsehen müssen.

Die Wahrheit scheint so auszusehen. Jene Erklärungen des Zeitbegriffs der zwei Hauptformen der Vergangenheit passen leidlich auf die einfachsten, die sonnenklaren Fälle; sie passen nicht auf die unzählbaren Zwischenformen der mit dem dehnbaren Zeitbegriff frei spielenden Phantasie des Schreibers, gleichviel ob Erzählers oder nur Tatsachemelders. Vieles, was nach der schönsten Erklärung vollendete Vergangenheit, abgeschlossenes Ergebnis sein müßte, verschiebt sich für das Sprachempfinden, für das Innenbild des Sprechenden oder Schreibenden zu einem noch sichtbaren Ereignis und steht in der Erzähl- statt in der Vollendungsform. Das Musterbeispiel alles Erzählens ist doch wohl der Anfang aller Märchen: *Es war einmal*, und jeder würde *Es ist einmal gewesen* als falsch empfinden, — obwohl in Süddeutschland mündlich in der That nur so das Geschehene erzählt, nur so das Vollendete gemeldet wird. Nun bezeichnen aber die Sprachmeister die, wie sie selbst zugestehen müssen, unzählige Male gestellte Frage: *Waren Sie schon einmal in —?* als falsch. Die Frage wird nicht bloß unzählige Male so gestellt, sondern sie wird fast niemals anders gestellt, — folglich, und dies ist der Kern der Frage, empfindet der Sprachsinn der Gebildeten die Erzählform auch für eine vollendete, abgeschlossene Tatsache der Vergangenheit nicht als falsch!

Keine Form an sich stellt irgendeine Bedeutung mit zwingender Gewalt dar; alle Formen besagen nur das, was das Sprachgefühl der wechselnden Geschlechter sprechender Menschen aus ihnen heraus hört. Die Massenhaftigkeit der Beispiele für die Erzählform in solchen Fragen wie: *Waren Sie schon einmal in —?* statt *Sind Sie schon gewesen?* und für die Erzähl- statt Vollendungsform in Antworten wie: *Ja, ich war schon einmal da* — beweist also nichts anderes, als daß das Sprachgefühl für den Sinn der Zeitformen sich geändert haben muß, vorausgesetzt, daß er im neueren Neu-hochdeutsch je der gewesen ist, den die Sprachmeister haben erkennen wollen. Dem zweiten, dem dritten, dem vierten Beugefall des Hauptworts und Fürworts wohnt eine solche zwingende Bedeutungsgewalt bei, sonst wäre die übereinstimmende Sicherheit ihrer Anwendung bei Mittel- und Hochgebildeten unerklärlich. Den zwei wichtigsten und häufigsten

Zeitformen geht jene Gewalt ab, es herrscht freies Spiel der sprachlichen Phantasie zwischen und neben und außer der festen Ordnung in den selbstverständlichen Fällen, und der Sprecher, der da fragt: Waren Sie schon einmal in —? leidet unter keiner ‚Abstumpfung des Sprachgefühls‘, der Erteiler einer Antwort in derselben Zeitform begeht keine ‚linguistische Infamie‘.

Es wird für den scharffinnigsten Sprachmeister unmöglich sein, uns begreiflich zu machen, warum Goethe seinen Werther mit Sätzen schließt, worin trotz völlig gleichem geschichtlichem Inhalt Erzählform und Meldeform nebeneinander stehen: ‚Der Alte folgte der Leiche und die Söhne. Albert vermochte's nicht. Man fürchtete für Vottens Leben. Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet.‘ Man hat mit allerlei spitzfindenden Tisteleien versucht, die Vollendungsform des letzten Satzes als notwendig hinzustellen, ohne jemand zu überzeugen. Jeder Schriftsteller, der sich auf Erzählen und auf seine Sprache versteht, weiß, warum Goethe sein unsterbliches Jünglings- und schon Meisterwerk mit meisterlicher Kunst in der Vollendungs-, in der Meldezeitform ausklingen läßt: aus einem bezwingenden Gefühl für die innere Kunstform, die grade an dieser Stelle diesen wie verhallendes Glockengeläut tönenden Schritt der Sprach- und Satzfrage forderte. Ein künstlerischer Grund, keiner der Sprachlehre, gab ihm — man beweist das nicht, man fühlt das — gab ihm diesen einzig richtigen Tonfall in dieser einzig richtigen Zeitform ein.

Man schlage irgendwo in Goethes oder Schillers Werken, besonders in ihren Versdramen auf und prüfe die Zeitformen der Vergangenheit: fast auf jeder Seite wird man eine Stelle, oft grade die bedeutsamsten und kunstvollendetsten, finden, wo die beiden Zeitformen gegen die bestimmte Regel verstoßen.

Und wenn der Mensch in seiner Dual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide (Tasso).

Hier wird zweifellos nicht ein Geschehen, ein Vorgang erzählt, sondern eine in der Vergangenheit abgeschlossen liegende, auf die Gegenwart nachwirkende Tatsache wird ausgesprochen; trotzdem nicht: **Sat** mir ein Gott gegeben, sondern **gab**.

Und dieses Tieres Schnelligkeit entriß
 Mich Banners verfolgenden Dragonern.
 Mein Vetter ritt den Scheden an dem Tag,
 Und Roß und Reiter sah ich niemals wieder.

(Wallensteins Tod 2, 8.)

Ebenso unzweifelhaft müßte im letzten Vers gemäß der strengen Regel stehen: Und Roß und Reiter **hab** ich niemals **wiedergesehen**; denn diese Worte enthalten kein einzelnes Geschehnis der Vergangenheit, sind nicht mehr Erzählung eines Ereignisses, sondern ein Überblick aus der Gegenwart auf eine lange Zeitkette, eine abschließende Tatsachenangabe.

Der bekannte Einwand in solchen Fällen der Berufung auf gewichtige Dichterstellen — sie könnten für unsre Frage einen Band füllen — lautet: Die Abweichung von der Regel geschah (warum nicht: ist geschehen?) wegen der Verlegenheit um den Versbau. Ich verweise hierzu auf das in der Einleitung auf S. 41 Gesagte und bemerke in diesem Zusammenhange: Kein großer Dichter hat je aus einer Versverlegenheit einen groben Verstoß gegen eins der Grundgesetze seiner Sprache begangen, und nach den Sprachmeistern wäre ja die Vertauschung der 1. und der 2. Vergangenheitsform einer der schwersten Stöße gegen eine der Tragsäulen des deutschen Satzgefüges. Hätten Goethe und Schiller die Unverbrüchlichkeit des von den Sprachmeistern aufgestellten und durch eine Regel umzirkelten Unterschiedes gefühlt, so hätten sie künstlerische Mittel gefunden, diesen Unterschied ohne Schaden für die Schönheit der sonstigen Ausdrucksform festzuhalten. Und, was ebenso schwer ins Gewicht fällt: hätten die Millionen gebildeter deutscher Leser jenen Unterschied so empfunden, wie die Sprachmeister verlangen oder als selbstverständlich, als handgreiflich voraussetzen, so hätten sie längst Anstoß nehmen müssen an jeder der zahllosen Stellen, wo sie die angeblich streng geschiedene Bedeutung der zwei Vergangenheitsformen verwischt, ja mißachtet fanden. Das ist nicht geschehen; für die beiden Stellen im Tasso und im Wallenstein bin ich vielleicht der erste, der darauf hinweist, daß eine nach der Meinung der Sprachmeister falsche Vergangenheitsform dasteht. Somit stellt sich heraus, daß die Meister der deutschen Sprache und das Volk dieser Sprache mit übereinstimmendem Sprachgefühl auf der einen, die Sprachmeisterer mit ihrer Erklärung,

ihrer Regel, ihrer Fehler anstreichenden roten Tinte und etlichen Grobheiten auf der andern Seite stehen. Das Ganze nennt man den Zustand des Neuhochdeutschen in der Gegenwart.

Wie wirkliche Verstöße gegen Grundgesetze deutscher Sprache aussehen, das mögen zwei andre Dichterstellen zeigen. In Scheffels Trompeter steht:

Ach Gott, und doch wär's besser,
Es würd' ein Andrer sein.

Daß es hier wäre statt sein würde heißen muß, weiß jeder, und jeder sprachgebildete Leser hat sich an dieser Nachlässigkeit gestoßen. Auch die Unangemessenheit der Bestimmtheitsform in Heibels schönen Versen:

Und sei's als letzter Wunsch gesprochen,
Daß noch dereinst dein Aug' es sieht,
Wie übers Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer dein Adler zieht

ist schon gleich nach dem Bekanntwerden des Gedichtes gerügt, vom Dichter nicht verteidigt worden.

Mögen die vielen Schreiber, die bisher unter der ewig geschwungenen Fuchtel der Sprachmeisterei sich bei jeder 1. oder 2. Vergangenheitsform vor einem groben Fehler gesürchtet haben, aus diesen Darlegungen die Sicherheit schöpfen, daß sie sich im allgemeinen auf ihr Sprachgefühl, zumal auf das an unsern großen Meistern geschulte, auch in der Wahl der Zeitformen verlassen dürfen und sich nur vor offenbaren Schnitzern hüten müssen, über die kaum zweierlei Meinung besteht.

Hefstig getadelt wird die Zeitform in Anzeigen wie: Ich erhielt frische Heringe und stelle sie . . . Abgesehen von der größern Kürze (statt: Ich habe . . . erhalten), die grade für Zeitungsanzeigen aus mehr als einem Grunde wünschenswert ist, hat sich diese ursprünglich allerdings bedenkliche, weil zu gewichtig klingende Form für ein sehr großes Gebiet des Sprachlebens so durchgesetzt, daß auch das Sprachgefühl des Lesers sich, wie man das heute nennt, auf sie um- und neu eingestellt hat. So allgemein übliche Abweichungen von einer ehemaligen Regel heißen nicht mehr Sprachfehler. Auf ähnliche Weise sind viele andre Wandlungen unsrer Sprache ent-

standen, die heute keinem Menschen mehr auffallen. Daß für das Sprachgefühl starke Umsetzungen der Zeiten möglich sind, beweist der ständige Gebrauch der Gegenwart statt der Zukunft: ‚Du gehst jetzt sofort hin und holst mir . . .‘, oder: ‚Ich denke, er kommt erst morgen‘; oder die kaufmännische Briefformel: ‚Anbei empfangen Sie (statt: werden Sie empfangen)‘; beweist auch die Vertretung der Sei-Form der Gegenwart in sehr vielen Fällen durch die der Vergangenheit (vgl. S. 291).

Den besten Beweis aber für die Überspannung der Regel über 1. und 2. Vergangenheit liefern uns die Sprachmeister selbst, die Menschenalter hindurch einander widersprechen, mithin zeigen, daß das Sprachgefühl — und jeder von ihnen hat doch irgendeines — selbst bei Fachmännern nicht mit Sicherheit über 1. oder 2. Vergangenheit entscheidet, sondern daß zur Entscheidung Vernunftgründe, also außerhalb der Sprache liegende, zu Rate gezogen werden müssen. Es bleibt uns hier wie überall nichts andres übrig, als den obersten Sprachmeister anzurufen: den guten Sprachgebrauch der gutschreibenden Schriftsteller und gutschprechenden Redner.

Für die süddeutsche Umgangssprache gibt es überhaupt keine Zweifelsfrage auf diesem Gebiet der Sprache: man spricht dort die 1. Vergangenheitsform gar nicht, erzählt und meldet in der 2. Form, und selbst süddeutsche Märchen beginnen: ‚Da ist einmal ein König gewesen, der hat eine Tochter gehabt.‘ Daß dies für die Schriftsprache unmöglich ist, folgt aus deren jezigem beherrschendem Sprachgebrauch. In die landschaftliche Umgangssprache aber haben wir uns nicht tadelnd und bessernd einzumischen. Schillers Briefe zeigen manche Einwirkungen seiner schwäbischen Jugendsprache; dasselbe gilt von den Erzählungen des Alemannen Hebel.

*

Anders als mit der Vertauschung der 1. und 2. Vergangenheit steht es mit der häufigen Verwechslung der Gegenwart und der 2. Vergangenheit der Leideform in Fällen wie: ‚Die Kirche ist gebaut‘, und ‚. . . ist gebaut worden‘ (vergleiche S. 237). Man scheut sich vor der Weitschweifigkeit **ist worden**, glaubt, man dürfe **worden** beliebig auslassen, und begeht einen Fehler, den jedes mittlere Sprachgefühl sogleich empfindet. ‚Die Kirche ist gebaut‘ ist Gegenwart und heißt: der Bau ist jetzt fertig; ‚Die Kirche ist erbaut worden‘ ist

2. Vergangenheit und gibt einen Rückblick auf Thätigkeit und Bauzeit. ‚Die Pferde **sind** gesattelt‘ meldet der Reiterknecht, um zu sagen: sie stehen jetzt gesattelt da; ‚Die Pferde **sind** heute schlecht gesattelt **worden**‘ müßte es richtig heißen, wenn ein Urtheil über die Thätigkeit des Satteln’s abgegeben wird; mit ‚Die Pferde **sind** heute schlecht gesattelt‘ wird nur über ihren jetzigen Zustand geurtheilt. Wer sich vor dem nachschleppenden **worden** scheut, der schreibe statt seiner lieber die 1. Vergangenheit: ‚. . **wurden** heute schlecht gesattelt.‘ In den meisten, nicht in allen Fällen, wird man in der Umgangssprache zur Not auch mit einfachem **ist** und **sind** bestehen.

Das 2. Mittelwort und die Nennform (Infinitiv) lauten in nicht wenigen Zeitwörtern gleich und verführen dadurch zur unachtsamen Verwechslung: ‚Man hat oder wird mich verraten‘ — dies mag beim schnellen Sprechen unbemerkt durchschlüpfen, beim Lesen wird die Unzulässigkeit wohl alsbald entdeckt und übel vermerkt werden. Es bleibt nichts übrig, als zu wiederholen: ‚. . und wird mich verraten‘, oder eine Wendung wie: ‚. . und wird es wieder tun‘.

Unbegründeter Wechsel der Zeitform, besonders der Übergang aus der lebhaft erzählenden Gegenwart in die 1. Vergangenheit oder umgekehrt, wirkt als Stümperei: ‚Um 1 Uhr kommt der Kaiser im Schlosse an, empfängt die Generale und **begab** sich dann . . ‘

Die dritte Vergangenheitsform, die Vorvergangenheit (Plusquamperfectum), wird von einigen Sprachlehrern für gradezu undeutsch erklärt. Das ist eine Übertreibung und widerspricht der Wirklichkeit. Die Form ist allerdings in der Redensprache nicht sehr beliebt, weil ihre strenge Beachtung für geziert gilt; sie kommt aber selbst in der belebtesten Rede vor und ist in der gepflegteren Schriftsprache unentbehrlich. Nur braucht sie nicht überall da zu stehen, wo das Lateinische sie fordert; in sehr vielen Fällen kann die 2. Vergangenheit die 3. vertreten: ‚Als er das **sah**, wurde er zornig‘ wäre im Lateinischen falsch, es müßte heißen: ‚. . **gesehen hatte**; im Deutschen läßt die lebendigere Vergewärtigung des Vorgangs durch die Sprache die 2. Vergangenheit zu: der Zorn wird schon während des Sehens als aufsteigend gedacht. Eine scharfe Untersuchung des Zeitverhältnisses der beiden Vorgänge, des Sehens und des Zornens,

muß der deutschen Fügung den Vorrang der Genauigkeit vor der gerühmten lateinischen geben.

*

Im Lateinischen und Französischen, zwei starrgefügtten Sprachen, herrscht ein Gesetz der Zeitenfolge, das für Nebensätze Übereinstimmung der Grundzeiten mit denen des Hauptsatzes vorschreibt. Auf eine Vergangenheitsform des Hauptsatzes muß eine im Nebensatz folgen. Auch hierin zeigt das Deutsche größere Beweglichkeit, gepaart mit einer der Wirklichkeit näher kommenden Sprachphantasie. Im Lateinischen und Französischen muß es heißen: ‚Er sagte ihm, er wäre (war) mit ihm sehr unzufrieden.‘ So kann das Deutsche auch sagen, und das wäre nicht falsch; nahezu Regel aber ist in solchen Fällen die Gegenwart des Nebensatzes geworden: ‚Er sagte ihm, er sei . . .‘ Die älteren Sprachmeister, die fast alle vom Lateinischen ausgingen, forderten fürs Deutsche dieselbe Zeitenfolge wie fürs Latein, und Schopenhauer schloß sich ihnen an. Eine beliebige Prosaseite Lessings, Goethes, Schillers hätte ihnen allen zeigen können, daß die vielgerühmte lateinische ‚Consecutio temporum‘ (Zeitenfolge) ein enger Eisenpanzer sei (nicht: wäre!), worunter der Atem des deutschen Satzes stoden müsse. Während das Lateinische blindlings den Inhalt jedes abhängigen Satzes in die Zeit des Hauptsatzes verlegt, begabt das Deutsche seine Nebensätze mit der Zeitform, die ihrer lebendigen Zeitvorstellung entspricht. ‚Bismarck erklärte Benedetti, er sei entschlossen, im äußersten Falle . . .‘ Man übersehe den abhängigen (indirekten) Nebensatz mit seiner mittelbaren Beugeform in einen selbständigen (direkten) Satz, so lautet er: ‚Ich bin entschlossen‘, und hieraus wird in der nichtwörtlichen Wiedergabe: er sei . . . Offenbar ist diese Zeitenfolge die natürlichere, die lebensvollere, und es ist nur ein Zeichen gesunden und scharfen Sprachgefühls — nicht, wie der Büttel auch bei dieser Gelegenheit schimpft, der ‚Abstumpfung‘ —, daß das Deutsche mehr und mehr die Sei-Formen der Gegenwart denen der 1. Vergangenheit vorzieht. In dem obigen Beispiel ist zweifellos eine gedachte Gegenwart der Zeitboden, worauf der Nebensatz ruht, nämlich die damalige Gegenwart, in die wir durch die 1. Vergangenheit des erzählenden Hauptsatzes zurückversetzt werden. Diese Zurückversetzungskraft mangelt dem Sprach-

geist des Lateinischen und Französischen. Nur da, wo eine Sei-Form der Gegenwart nicht von der Bin-Form zu unterscheiden ist, muß im guten Deutsch die Sei-Form der 1. Vergangenheit stehen, und dies wird in der guten Rede- und Umgangssprache auch meist beachtet. Selbst in Fällen, wo schon ein Nebensatz mit Sei-Form der Gegenwart vorausgegangen, folgt in einem zweiten Nebensatz die Sei-Form der 1. Vergangenheit, wenn sonst die Sei-Form mit der Bin-Form zusammenfiel: ‚Er fragte mich, ob ich nicht **wisse**, wer er **sei**, und warum ich ihm denn nicht **hülfe**.‘ In diesen Fällen wird die Sei-Form der 1. Vergangenheit durchaus als eine Gegenwartsform empfunden.

3. Bin-Form und Sei-Form

Über die Wahl dieser Kunstausdrücke steht das Nötige auf S. 47. Daß die Leser die deutschen Bezeichnungen ebenso gut verstehen und für ihr Urtheil verwenden werden wie die nichtssagenden Indikativ und Konjunktiv, gilt mir für ausgemacht.

Noch heftiger als über den Unterschied der 1. und 2. Vergangenheit tobt unter den Sprachmeistern der Streit, unter den grobianischen Stocmeistern der Hant, über Unterschied und Unterscheidungswert der Bin- und der Sei-Form. Wer nicht in jedem Falle so scheidet wie der außerlesene Feinmeister, begeht einen ‚plumpen Schnitzer‘; wer einmal die Bin-Form setzt, wo angeblich die Sei-Form allein zulässig wäre, handelt ‚barbarisch‘, und im allgemeinen herrscht ‚Verrohung‘ — bis auf den einen wunderfeinen Grobian.

Die wichtigste, an die Spitze jeder Betrachtung gehörende Frage ist auch hier nicht die: Wie soll geschrieben werden, um keinen ‚Fehler‘ angestrichen zu bekommen?, sondern: Wie wird von der Mehrzahl der Gebildeten gesprochen und geschrieben, ohne das Bewußtsein, ein verrohter Barbar zu sein, und ohne bei den Gebildeten und den wahren Sprachkennern anzustoßen? Schon aus dem Gezeiter der Sprachmeister gegen die vermeintlich zunehmende Fehlerhaftigkeit der Bin-Form dürfen wir schließen, daß wir es hier nicht mit der ‚zunehmenden Dummheit und Roheit‘ einzelner Schreiber zu tun haben, sondern mit einem steten und, wie es scheint, unaufhaltsamen Wandel der innern Anschauung und des daraus

entspringenden Sprachgebrauch. Der Rückgang der Sei-Form ist keine auf Deutschland beschränkte Spracherscheinung: in England ist diese Form so verkümmert, daß sie kaum mehr in Betracht kommt; in Frankreich wird von den Sprachlehrern geklagt, daß die Zahl der Sprechenden und Schreibenden mit richtigem Gebrauch des Subjonctif immer tiefer sinke, und zur Bestätigung hören wir, daß man dort zu spotten beginnt über die Gefuchtheit der Peinlinge *„qui savent manier leur subjonctif“* (die ihre Sei-Form, besonders die unsrer 1. Vergangenheit, des *Passé défini*, zu handhaben wissen). Ähnliche Klagen ertönen in Italien.

In Deutschland schwindet, vor unsern hörenden Ohren noch mehr als vor unsern lesenden Augen, die Sei-Form immer mehr; in der niedern und mittlern Umgangssprache hört man sie — und zwar allein die der 1. Vergangenheit, nicht die der 2. und 3., und nicht die der Gegenwart, geschweige die der Zukunft — fast nur noch in bedingten Hauptsätzen (*Ich wäre ja dumm. . .*) und in Bedingungssätzen mit **Wenn**: *„. . . wenn ich das täte.“* In der landläufigen Schriftsprache kommt die Sei-Form der 1. Vergangenheit noch ziemlich oft vor, die der andern Zeitformen selten. In der edlen Schriftsprache ist es damit reicher bestellt, doch geht es auch da durchaus nicht nach den Forderungen der Sprachmeister, was schon darum nicht möglich ist, weil diese einander in vielen Hauptpunkten schroff widersprechen. Der sprachgebildete Leser empfindet noch das irrtümliche Fehlen der Sei-Form und erkennt den in der That groben Schnitzer, der in manchen Fällen in einer falschen Bin-Form stecken kann. Dies ist der herrschende Zustand, von dem wir ausgehen müssen.

Der Gebildete, ja selbst der nachdenkliche Mittelgebildete fühlt sogleich den Unterscheidungswert der Sei-Form in Sätzen wie: *„Der zweite Teil des Faust verdient, daß man ihn liest; . . verdient, daß man ihn lese.“* Die Bin-Form besagt: Man liest ihn, und er ist auch wert, gelesen zu werden. Die Sei-Form: Man liest ihn nicht, oder doch nicht genug, und doch verdiente (Sei-Form) er (würde er verdienen, lohnen), gelesen zu werden. — *„Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht, Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre (Goethe).“* — *„Vom Auswärtigen Amt muß gefordert werden, daß es die Deutschen im Auslande besser schützt als bisher.“* Es schützt sie also schon besser? Warum dann die Forderung?

Es scheint sie eben nicht genügend geschützt zu haben, daher die Forderung — eines noch nicht vorhandenen, eines erst zu hoffenden Zustandes —, „daß es sie besser schütze“. Daß hier unbedingt die Sei-Form stehen muß (oder: müsse), fühlt jeder, der überhaupt sinnvoll spricht. Ebenso wird fast jeder Anstoß nehmen an der Bin-Form in Goethes Satz: „Es ist sehr Noth, daß man wieder Deutsch schreiben **lernt**.“ Wenn das Noth ist, und wenn es wieder geschehen soll, so geschieht es in der Wirklichkeit noch nicht, also muß die Sei-Form stehen, die da sagt: Es **seil**, nicht: Es **ist**.

Die Hauptregel für den Unterschied der beiden Aussageformen, die ja nur zweien zugrunde liegenden Denkformen entsprechen, ist allbekannt: die Gewißheit, Bestimmtheit, Wirklichkeit wird durch die Bin-Form; die Ungewißheit, Unbestimmtheit, Unwirklichkeit, das Bevorstehen, Werden, die Vermutung, der Zweifel, die Vortäuschung durch die Sei-Form ausgedrückt. Wo diese Denkformen dem Schreiber klar sind, ja wo sie ihm nur leidlich zum Bewußtsein kommen, da wird der Gebildete kaum einen Fehler begehen. Aber die vielen, vielen Zwischenstufen! Und das Denken wie Sprechen der Menschen geht in zahllosen Fällen nicht auf schnurgrader Bahn, sondern auf sehr verschlungenen Pfaden und oft auf schmaler Grenzlinie zwischen zwei Möglichkeiten. Und über allem waltet auch hier die Berge und Zeiten versetzende Phantasie des Sprechenden und der Sprache: sie entrückt uns aus der Gegenwart in die Zukunft, macht diese unsichre Ferne zur bestimmten Gegenwart, setzt uns mitten in sie hinein, so daß wir fühlen: Da bin ich, und fordert von uns den Ausdruck der Bestimmtheit: die Bin-Form. Kein Mensch spricht in lebhafter Rede: „Ich wünsche, daß du endlich einmal Vernunft **annehmest**“, wie alle Sprachlehrer verlangen, sondern: „.. daß du .. **annimmst**“. Niemand sagt: „Nimm ein Licht mit, damit du nicht **fallest**“, sondern jeder, auch der Höchstgebildete, spricht: „.. damit du nicht **fällst**“. Ebenso wird gesprochen: „Wir fürchten, daß er nicht **kommt**.“ Und doch sieht jeder Gebildete ein, daß für die Schriftsprache, allerdings nur für die gepflegte, **annehmest**, **fallest**, **kommt** das „Nichtigere“ ist oder — wäre. „Ich bitte mir aus“, ruft ein Belästigter empört, „daß dieser Mensch nie wieder meine Schwelle **betritt**.“ — **Betrete** muß es heißen!, so warnt ihn der Sprachmeister; aber das nächste Mal, bei gleicher

Gelegenheit, wird jener ebenso sprechen. Schreiben wird er wahrscheinlich in wohlgeordneter Rede auf Papier: *betrete*.

Wo immer ein solcher Zustand der Zweisprachigkeit eingetreten ist, da zeugt alle Erfahrung dafür, daß die Sprechsprache den Sieg über die Schreibsprache davontragen wird (nicht: werde!). Der heutigen Sprechsprache grobe Vorwürfe wegen des Rückganges der Sei-Form zu machen, wagen selbst die gestrengsten Herren von der Sprachmeisterei nicht mehr, sondern sie beschränken sich auf die Forderung, in der Schriftsprache die Unterschiede der Aussageformen überall da zu bewahren, wo das ruhig überlegende, feingebildete Sprachgefühl die Unterschiede der Denkformen deutlich empfindet und deren Ausdrucksformen zu würdigen sich Zeit läßt. Auf diesem Standpunkt stehe auch ich, auf ihn wünsche ich die Leser zu stellen. „Freuen wir uns“, sage ich hier, wie ich es in meiner Deutschen Stilkunst gesagt habe, „dieses geringen Restes alten Formenreichtums; folgen wir dem Rufe der Sprachedeln Folde Kurz: „Tretet zusammen und rettet den Konjunktiv!“ — hüten wir ihn jedenfalls sorgsam. Dulden wir nicht, daß er durch gröbliche Schlamperei vermühtet werde; erlauben wir aber den Regelschmieden nicht, den wirklich beachtensamen Schreibern unnötige Fesseln anzulegen.“ Wir möchten Goethes Verse:

Eines schickt sich nicht für Alle,
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle

beileibe nicht in die Bestimmtheitsform gesetzt sehen. Aber wir haben schwerlich etwas auszusagen an der Form des Satzes: „Ich kann nicht finden, daß Wagners Musik läutert“, mag sie auch einem unfehlbaren Sprachpapst, der einzig „läutere“ fordert, „doppelt beleidigend“ klingen.

Die einzige Frage, die sich der Schreiber unnachlässig stellen und beantworten muß, ist die: Wird die Farbe meines Gedankens in diesem Falle durch die Vin-Form so genau wiedergegeben, daß ein unbefangener Leser, der nicht gerade ein sprachgelehrter Fäbchenzähler ist, sie genau so auf sich wirken fühlt, wie ich es beabsichtige? In dem letzten Beispiel wird der bescheidnen Fehlbarkeit, der Zulässigkeit einer abweichenden Ansicht Genüge getan durch „Ich

kann nicht finden' mit dem Inhalt des Nichtgefundenen in der Bin-Form; die Sei-Form **läutere** würde keine notwendige Dentfarbe hinzufügen, und — wieder muß es gesagt werden — die Künstlerin Deutsche Sprache zieht nur bei einem zwingenden Kunstbedürfnis dem einfachsten Ausdrucksmittel ein andres vor. Die Sei-Form aber erscheint den Schreibenden, auch den gebildetsten, als die weniger einfache Form, weil sie in der Redesprache verhältnismäßig selten ist, und weil alles Seltne für das Sprachgefühl leicht das Gepräge des Schwierigen, ja des Gesuchten annimmt.

In solchen Fällen, wo das Gefühl und das Bedürfnis die Sei-Form fordern, wird sie von den Gebildeten in der Schriftsprache richtig angewandt; wo die Sprachmeister sie entgegen dem schriftlichen Sprachgebrauch verlangen, da begeht der Schreiber keinen Fehler, wenn er dem guten Sprachgebrauch mehr gehorcht als den Sprachmeistern. Jeder leidliche Schreiber weiß, wie sich unterscheiden und wie er demnach zu unterscheiden hat: 'Sie wollte ihm nicht schreiben, daß sie krank **war**', denn sie war es wirklich und wollte ihn nicht beunruhigen — und: 'Sie wollte ihm nicht schreiben, daß sie krank **wäre**' (oder sei), denn sie wollte ihm keine Unwahrheit schreiben. Übrigens würde selbst die zweite Form die Auffassung erlauben, daß eine wirkliche Krankheit bestand. Die endgültig richtige Absicht solcher Sätze ergibt sich nur aus dem Zusammenhang. Heißt es von einem Beamten: 'Er bittet um Urlaub, weil er krank **ist**', so wird man ihm den Urlaub zumeist wohl gewähren, denn da handelt es sich schon um das Urtheil: Er ist wirklich krank. Dagegen würde in dem Falle, wo es hieße: 'Er bittet um Urlaub, weil er krank **sei**', erst ein ärztliches Zeugnis bestätigen müssen, daß die Angabe des Bittenden auf Wahrheit beruhe (oder: beruht!).

Daß sich das größte Werk **vollende**,
Genügt ein Geist für tausend Hände.

Zweifellos nur in der Sei-Form: **vollende**.

'Ich wartete, bis er kam; Ich wartete, bis er **käme**' — zwei ganz verschiedene Arten des Wartens mit ganz verschiedenem Ergebnis: im ersten Falle mit der Bin-Form kam er endlich, und ich konnte aufhören zu warten; im zweiten mit der Sei-Form bleibt ungewiß, wie lange ich gewartet hatte, und ob nicht ganz vergeblich. In solchen Sätzen wird

der Mittelgebildete beide Aussageweisen sogar in der Rede meist unterscheiden, im Geschriebenen immer.

Der Herausgeber ist zu der Ansicht gekommen, daß sich diese Rede Ciceros nicht für die Schule eignet.⁴ Fühlt ein Leser die Notwendigkeit, hier eigne zu setzen? Würde die Farbe des Satzes, der Bestimmtheitsgrad der Ansicht, würde irgendetwas durch eigne geändert werden? Ich denke, nein; aber der selbstsicherste aller Sprachmeister, der „Sichere Mann“, wie Mörike solche Menschen in seinem köstlichsten Scherzgedicht gleichen Titels benennt, fordert bei Strafe des Brangers mit der Schandtafel „Wegen Sprachroheit“: **eigne!** Wie würde der Satz in wörtlicher Wiedergabe jener Ansicht lauten? „Ich bin der Ansicht, diese Rede Ciceros **eignet** sich nicht für die Schule“, und da diese Ansicht keine haltlose Vermutung, sondern eine wohlbegründete bestimmte Überzeugung ist, so steht ihr Inhalt in der Bestimmtheitsform. So soll sie auf Hörer und Leser wirken; so wirkt sie auf jeden, der sich nicht mit einem Drahtverhau von sprachlebensfremden Voreingenommenheiten, Regeln genannt, gegen jedes Eindringen der Sprachwirklichkeit verammelt hat.

Selbst die strengsten Sprachmeisterer müssen zugeben, daß in Wunsch- und Absichtssätzen mit Gegenwartsform, wo also die Erfüllung noch ganz in der blauen Unwirklichkeit schwebt, die Vin-Form des abhängigen Satzes gerechtfertigt ist. „Wir bitten um Ruhe, damit man hören **kann!**“ Es wäre ein starkes Stück, hier **könne** zu fordern, denn kein Mensch spricht so, und ich rate keinem, so zu sprechen, obwohl es bei genauer Untersuchung nicht falsch genannt werden könnte. Nun vergleiche man aber den Satz vom Auswärtigen Amt auf S. 288: dort Sei-Form, hier Vin-Form — läßt sich irgendetwas feste Regel aufstellen, wonach dort die eine, hier die andre Form stehen muß (oder müsse!)? So kommt es denn für eine Unmenge von Sätzen, darunter Wunsch- und Absichtssätzen, letzten Endes einzig auf das Gefühl des Schreibers an, welche der beiden Zeitformen seinem Gedankengange den unzweideutigsten Ausdruck verleiht (oder verleihe).

Ich habe freie Wahl, diesen Satz: „In Goethes Briefen an Frau von Stein findet sich kein Wort, das unbedingt . . .“ entweder mit **beweist** oder mit **bewiese** zu schließen; denn beide Formen drücken gleich genau meinen Gedanken aus. Da ich mich aber beim Schreiben nur für eine Form ent-

scheiden muß und nicht, wie Buridans entschlußloser Esel zwischen zwei gleichen Heubündeln verhungerte, zwischen zwei gleichwertigen Wortformen mit Schreiben aufhören will, so lasse ich mich zur Wahl von **bewiese** nur durch den mir besser klingenden Tonfall des Satzaustrages bestimmen. Der Sprachmeisterer verlangt unbedingt **bewiese** und redet sich ein, dabei Abschattungen des Gedankens zu empfinden, die außer ihm kein Mensch ahnt. Selbst der oft gerügte angebliche Fehler in einem schönen von Brahms vertonten Gedicht von Allmers: ‚Mir ist, als ob ich längst gestorben bin‘ ist, obwohl hart an der äußersten Grenze des noch Erträglichen, doch nicht so fehlerhaft, wie einige Merker schelten: die starke Umformungskraft des Dichters, dazu ein nicht zu verachtendes Stilgefühl für die allzu große Richtigkeit von **sei** hat den trefflichen Allmers, der sicherlich gewußt hat, daß die Alltags-sprachlehre hier die **Sei-Form** fordert, dennoch gezwungen, **bin** zu schreiben, und das unbefangene Gefühl des Lesers oder des Hörers des gesungenen Liedes wird kaum ernstesten Anstoß daran nehmen. Der Büttel mit dem franksinnigen Kritikerohr schmält: ‚Das bringt man doch beim Singen kaum über die Lippen.‘ — Aber man vergleiche: ‚Er schüttelte sich, als wenn ihn ein Grauen überkam‘ (Frenssen)! Hierin wird das innere Ohr jedes Lesers eine Härte fühlen, die nur durch **überkame** gelindert werden könnte.

Nimmt irgendein Leser Anstoß an diesen Versen in Schillers Jungfrau:

Wer sie ist,
Will sie allein dem König offenbaren — ?

Wird hierdurch die Absicht der Rede irgendwie getrübt? Oder würde es etwas andres besagen, wenn es hieße: Wer sie **sei**? Ich glaube, daß kaum ein Leser einen nennenswerten Inhaltsunterschied zwischen beiden Fassungen empfindet. — Ich habe mir eine unschuldige Täuschung erlaubt: Schiller hat zufällig **sei** geschrieben! Wer aber nach dieser Berichtigung auf einmal wunderwelche geheimnisvolle Zwischentöne aus dem **sei** heraus hört, der lebt in einer Gehörswelt, die uns verschlossen ist. Ich wage die Vermutung, daß Schiller eher einem Satze der Sprachlehre zuliebe, wohl gar unter dem alle Welt damals beherrschenden Einfluß Abellungs, als aus innerstem Dichtersprachgefühl heraus **sei** geschrieben hat.

Für mich hat dieses ein ‚Schulschmäddlein‘, wie Mörike verglichen nannte, gleich dem von den Sprachmeistern geforderten sei in dem Gedichte von Allmers.

Und wie denkt der Leser über diesen Vers in Hermann und Dorothea, der wirklich so dasteht:

Sieht man am Hause doch gleich so deutlich, wess Sinnes
der Herr sei —?

Stünde hier ist, so zweifle ich nicht, die Gestrengen von der Sprachmeisterei würden diesen Vers längst als Musterbeispiel für die zwingende Notwendigkeit der Vin-Form nach einem Zeitwort des deutlichen Sehens, also der Gewißheit, benutzt haben. Aber Goethe hat nun einmal sei geschrieben und uns allen damit einen starken Beweis mehr für die unleugbare Tatsache geliefert, uns alle ‚deutlich sehen‘ lassen, daß im Neuhochdeutschen kein völlig sicheres Notwendigkeitsgefühl für den Unterschied der beiden Aussageweisen in allen Fällen besteht (oder: bestehe?). Und ist es nicht beachtenswert, daß Goethes berühmte Verse:

Volk und Knecht und Überwinder,
Sie gestehn zu jeder Zeit,
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit

fast von jedem aus dem Gedächtnis Anführenden gewandelt werden in: . . Ist nur die Persönlichkeit —? Sind alle, die so sprechen und sich etwas Rechtes dabei denken, verrohte Sprachbarbaren?

Das Ergebnis dieser Betrachtungen ist gleich dem über die Vergangenheitsformen tröstlich: die deutschen Sprecher und Schreiber beherrschen ihre Muttersprache nicht so elend, wie die einzig und allein in Alldeutschland richtig schreibenden vier oder fünf Sprachmeister glauben machen wollen. Sie lassen sich vom deutschen Sprachgeiste führen, der sie durch die Abschattungen des Gedankens richtig lenkt auch ohne den Leitfaden der Sei-Form in jedem von einem scheltenden Britschmeister genannten Falle. Die Sei-Form ist doch nicht ein köstlicher Selbstzweck, der Schreiber ist nicht um ihrer willen da, sondern sie um seines unzweideutigen Ausdrucks willen; wenn er diesen ungetrübt mit der Vin-Form zu gestalten vermag, so tut er kein Unrecht. Eine Sprach-

form, die keiner spricht, die uns entgegen der natürlichen Sprachentwicklung von eigensinnigen Tistlern gewaltsam auch da aufgedrängt wird, wo für die auszudrückende Gedankenwelt kein Bedürfnis besteht, ist lebensunfähig, und selbst die Schule, die mit Recht jede brauchbare feine Unterscheidung zu hüten bestimmt ist, soll versinkende Redeweisen nicht zu retten versuchen.

Zu wiederholen ist hier, daß, wo einmal die Sei-Form notwendig erscheint, sie unverkennbar bezeichnet werden muß (vgl. S. 197). Sei-Formen, besonders der 1. Vergangenheit, die sich nicht von Bin-Formen sofort äußerlich unterscheiden, dürfen nicht gebraucht werden. An die Stelle der verwechselbaren Sei-Form der Gegenwart tritt die der 1. Vergangenheit, und kein Schreiber stoße sich daran, in einem Satze beide Zeiten der Vergangenheit nebeneinander zu gebrauchen: 'Ihm war's, als läge er im Sarge und der Jüngste Tag sei angebrochen.' Allerdings ist hier läge ohne Not statt liege gesetzt, ohne darum falsch zu sein.

Zu dem Verbot von wenn mit würde ist zu ergänzen, daß es sich nicht auf die Fälle bezieht, wo würde nicht Hilfszeitwort der umschreibenden Beugung, sondern das selbständige Zeitwort Werden ist: 'Wenn alle Blätter der Bäume zu weißem Papier würden . .' ist richtig; falsch wäre: ' . . zu weißem Papier werden würden'. Richtig ist es auch als Sei-Form von wurde in der Beideform: 'Wenn du plötzlich in ein finstres Loch geworfen würdest . .'

Das Vorwort

Über den von den Vorwörtern bedingten Fall des folgenden Einzelwortes handelt ein früherer Abschnitt (S. 170); das hier Folgende gilt ihrer Bedeutung im vollen Satz.

Das Vorwort wird auch Verhältnisswort genannt, und nur der Kürze wegen wird hier der bequemere zweisilbige Kunstausdruck vorgezogen. Es bezeichnet die mannigfachen Verhältnisse, räumliche, zeitliche, ursächliche, bewirkte, gesellige, zwingt also den Leser, sich bei jedem neuen Auftreten eine neue Beziehung sinnlich oder gedanklich vorzustellen. Daher die Warnung: nicht zu viele Vorwörter auf einen mäßig langen Satz! ,Der durch die von ihm mit leiser Stimme an ihn gerichteten Ermahnungsworte bekehrte Knabe . . , Auf die an ihn aus der vor dem Schlosse versammelten Menge gestellte Frage . . ‘; ein Satz dieser Art ist, abgesehen von seiner Schachtelerei, schon darum schlecht, weil er die Vorstellungstätigkeit des Lesers hin und her heft; er erzeugt ein geistiges Schwindelgefühl wie bei heftigem Schaukeln. Sonst gutgebaute, nichtgeschachtelte Sätze mit zu vielen Vorwörtern ermüden ungemein. ,Bei den im Nachsatz gegen das Ende auftretenden Abweichungen von der Regel über die Zeichensetzung im Zusammenhang mit . . ‘: solche Verwicklungen lehnt das Lesergehirn mit Recht ab. Nun gar die als echt überlieferte Überschrift einer alten Predigt, ,von der an dem bei der in dem Dorf Berche entstandenen Feuersbrunst geretteten Ziegenbocke erwiesenen Gnade Gottes!‘ Verbürgen kann ich mich für die Echtheit des folgenden Satzes: ,Hauptmann leidet in für die in Deutschland verbreitete poetische Kultur ganz ungewöhnlicher Weise . . ‘ (M. Bartels).

Keine öftere Wiederholung desselben Vorworts kurz nacheinander! ,In einem Hinterhause in der Kaiserallee in Wilmersdorf . . ‘ ist unmöglich.

Der Leser ist berechtigt, das unmittelbar auf ein Vorwort folgende Begriffswort für das vom Vorwort abhängige zu

halten; er bekommt einen sehr unliebsamen Ruck und muß den Satz zum zweitenmal nachprüfend überlesen, wenn von der Regel abweichend zwischen die zwei eng zusammengehörigen Wörter ein andres eingeschoben wird, das fälschlich vom Vortwort abhängig erscheint: ‚Dort stand die Alte mit einer Kröte nur gar zu ähnlichem Gesicht.‘ Der erste Eindruck ist der, daß die Alte mit einer Kröte da stand. Ich bin von meinem Bruder, der in der Nähe wohnt, befreundeten Leuten besucht worden. — Die Truppen Chiles werden nach dem preussischen Reglement ähnlichen Vorschriften ausgebildet. — Mit der Größe des hohen Zieles entsprechenden Fähigkeiten. — Bei dem Verderben oder hoher Fracht unterliegenden Waren.‘ Ein Schreiber, bei dem Verstöße dieser Art oft vorkommen, wird ungenießbar.

Eine Ausnahme von dem Verbot der Einschießel nach dem Vortwort bilden Umstandswörter, die zur genaueren Umgrenzung des Begriffswortes dienen. Es ist erlaubt zu schreiben, und alle Welt schreibt: ‚in fast allen Fällen‘; aber der Sprachmeisterer fährt keifend dazwischen und gebietet aus willkürlichster Selbstherrlichkeit: ‚Es ist eine Barbarei, so zu schreiben‘, so daß hierdurch endlich ein Beweis für das allgemeine Barbarentum in Deutschland — immer mit Ausnahme dieses einen Klassikers unsrer Sprache — herbeigebracht wäre. ‚Dieses Gesetz geht durch alle Sprachen‘, verkündet der Sprachgewaltige. Dieses Gesetz gilt nicht für Griechisch, Englisch, Scandinavisch, Französisch, Italienisch, Spanisch! Mit derselben Willkür verfügt er gnädig, daß steigernde Umstandswörter ohne Barbarei eingeschoben werden dürfen. Nach ihm darf also geschrieben werden: ‚in sehr vielen Gegenden‘, nicht: ‚in nicht vielen Gegenden‘! Er verlangt durchaus nur: ‚nicht in vielen. .‘ Falsch wäre: ‚Ich miete die Wohnung auf mindestens drei Jahre‘; richtig: ‚. . auf höchstens drei Jahre‘. Falsch wäre: ‚mit fast keinen Vorkenntnissen‘, richtig: ‚mit gar keinen. .‘ Man dürfte also nicht sagen: ‚zum nicht geringen Theil‘; wohl aber: ‚zum sehr großen Theil‘. Noch klarer wird der Unsinn jener Willkürregel aus Beispielen, die so recht zeigen, wie erhaben die Sprache über dergleichen Schurigelei ist: ‚Das bekommst du kaum in einer Stunde fertig‘ (es dauert länger); ‚Das bekommst du in kaum einer Stunde fertig‘ (es dauert kürzer). Was sagt der Leser zu dieser selbstherrlichen Verbietererei

und Erlauberei? Und es gibt Zehntausende, die sich solche Bleigewichte haben aufladen lassen. Den uns allen geläufigen großen Unterschied zwischen: ‚Der Reim entwickelt sich kaum in zehn Tagen‘ — und: ‚. . in kaum zehn Tagen‘ braucht ein allwissender Sprachmeister nicht zu kennen.

Natürlich dürfen nicht beliebige Umstandswörter eingeschoben werden; doch dafür sorgt bei fast allen Schreibern das gesunde Sprachgefühl, und sie bedürfen keines Schlimmbessrers.

Nützlich ist die Warnung vor dem unmittelbaren Nebeneinanderstellen zweier Vorwörter; übertrieben und nicht durch den guten Sprachgebrauch gerechtfertigt ein allgemeines Verbot. Der Leser begreift, daß und warum man nicht schreiben soll: ‚Durch von ihm gestellte Forderungen; Der Saft von aus Italien stammenden Zitronen; Herder mußte durch den mit von erkünstelter Frömmigkeit triefenden Redewendungen.‘

Es gibt aber zulässige Ausnahmen, die sich aus dem herrschenden Sprachgebrauch ergeben. Verbindungen wie: ‚Ein Dampfer von über 10000 Tonnen, — Die Ausgabe beläuft sich auf über 1000 Mark, — mit an sich löblichem Eifer, — von zu Hause gebliebenen Kindern, — Ich halte das für im höchsten Grade bedenklich‘ sind nicht anstößig, und das Sprachgefühl des besinnlichen Lesers, das mindestens so fein ist wie das der meisten Sprachselbstherrscher aus eignen Gnaden, erkennt den Grund, warum die Sprache solche Ausnahmen zuläßt: es handelt sich überall beim zweiten Vorwort nicht um eine neue Verhältnisrichtung, sondern um eine feste Redewendung, die kaum als Vorwortsfügung im gewöhnlichen Sinne gefühlt wird. Wendungen wie: ‚mit auf offener Hand liegenden Beweisen, Werke von vor Zeiten berühmten Meistern, mit vor Freude strahlendem Gesicht‘ stehen an der Grenze des Erlaubten. Von zu Hause kommt bei Keller vor, und viele Gebildete sprechen so. ‚Ich freue mich auf zu Hause‘ ist nicht falsch, und ‚Tapfere Worte von hinter dem Ofen‘ widersprechen nicht den Geboten guter Fügung. Wem der Zusammenstoß zu hart klingt, der braucht ihn ja nicht mitzumachen; er schelte aber die nicht, deren Sprachgefühl und inneres Ohr dadurch nicht beleidigt werden.

Muß das Vorwort wiederholt werden, wenn mehr als ein abhängiges Begriffswort folgt? Eine feste Regel gibt es nicht, das Gefühl für die Tragkraft des Vorworts auf größeren Abstand und die engere oder weitere Zusammengehörigkeit

der abhängigen Wörter entscheidet. Man mute dem Vorwort lieber zu wenig als gar zu viel zu. Jede Wiederholung, die nicht offenbar überflüssig ist, steigert die Durchsichtigkeit des Satzes.

Nach Vorwörtern, die mit dem Geschlechtswort verschmolzen sind (*im, am, zum, zur* usw.) muß das Vorwort nicht unbedingt wiederholt werden, doch wird die Wiederholung aus Vorsicht nie etwas schaden. ‚Im Felde und dem Garten‘ wird nicht als musterhaft, aber nicht als fehlerhaft empfunden; wohl aber bei wechselndem Geschlecht: ‚im Felde und der Heide‘ ist ungut.

Über die Zulässigkeit, ein Wort von zwei Vorwörtern mit verschiedenem Fall abhängig zu machen, wurde schon gesprochen (S. 171). Hier sei nur bemerkt: entscheidend ist die Schonung des Sprachgefühls. Man will nicht durch die verschiedene Form des abhängigen Wortes mit der Nase drauf gestoßen werden, daß eigentlich die Übertretung eines Grundgesetzes vorliegt. Daß in seiner Beugung unauffällige Wort schlüpft unbemerkt durch: ‚mit oder ohne Geld‘ ist zulässig, ‚mit oder ohne mich‘ sehr bedenklich, wenigstens in der Schriftsprache. Am ehesten erlaubt sind Wendungen ohne Geschlechtswort: ‚mit oder ohne Vater‘ ist erträglicher als ‚mit oder ohne den Vater‘. Goethes ‚um und neben dem Hochaltar‘ mutet uns hart an. Die Redensprache mildert manche Härte durch ihre besonderen Mittel: Gebärde, Stimmton, Gesichtsausdruck.

Mit einigen Vorwörtern wird aus Nachlässigkeit zuweilen grober Unfug getrieben; ein noch so siegreicher Hengst geht nicht *mit*, sondern *unter* lautem Hurra durchs Ziel; ein Kind muß nicht *durch*, sondern *wegen* Krankheit aus der Schule wegbleiben, weil es *durch* Krankheit dazu gezwungen ist. Nürnberg ist u. a. *wegen* seiner Lebkuchen berühmt, *durch* seine Lebkuchen berühmt geworden, aber nicht *für* seine Lebkuchen. In Oberdeutschland gibt der Mann seiner Frau Geld *auf* ein Kleid; die Schriftsprache fordert *zu* oder *für*.

Zu Unrecht — der Sprachmeister ruft dazwischen: *mit* Unrecht! — wird getadelt: ein Jahresbericht *für* 1918; dies ist ebenso gut wie *über*, denn man spricht von Berichten, die *für* ein Jahr gelten.

Bei Ausdrücken der Liebe und Neigung kann ebensowohl *für* wie *zu* stehen; bei Achtung ist *für* statt *vor* kein Fehler.

Schritt vor Schritt wird getadelt, es müsse heißen Schritt für Schritt; aber Goethe schreibt Schritt vor Schritt, Uhland schreibt Schritt vor Schritt in seiner ‚Schwäbischen Kunde‘, und der heutige gute Gebrauch spricht es ihnen nach. Derselbe Gestrenge, der die Liebe und Neigung für etwas verpönt, empfiehlt als das Bessere: ‚Ich gehe zu Hause‘, nicht nach Hause, und rügt, daß man Kinder zur Schule, statt in die Schule schickt. Was soll man danach tun? Aufhören mit Sprechen und Schreiben, oder sich löblich unterwerfen? Ich denke, der Leser wird wissen, wie er schreiben soll: so wie er alle Gebildeten sprechen hört und schreiben sieht.

Satzbau

Es gibt kein Land mit mehr Lehrbüchern des Stils und des Satzbaues als Deutschland, und in keinem wird so wie in Deutschland geklagt über schlechten Satzbau. Ob dieses Urtheil wahr ist oder nicht, bleibt hier ununtersucht; lernen aber sollte man aus solchem Urtheil endlich, daß es nicht möglich ist, einen musterhaften Satzbau zu erlernen, sonst müßten wir Deutsche den besten der Welt haben. Zum Glück ist es ebenso unnötig wie unmöglich, den oder einen Satzbau zu erlernen: da er so zum innersten Wesen des Menschen gehört wie Gang, Gebärde, Stimme, Handschrift; und da im Begriff des Sprachgefühls der Besitz eines Satzbaus enthalten ist, so hat jeder regelmäßig Schreibende einen Satzbau, und zwar den seinigen. Ist dieser nicht durch falsche Spracherziehung oder durch üble Nebenabsichten, z. B. durch auffällsüchtige Eitelkeit, verzerrt und verderbt; glaubt der Schreiber nicht, die höchste Kunst des Satzbaus bestehe im weiten Abbiegen von der natürlichen Rede, so wird ein deutscher Schreiber einen Satz bauen können, der vielleicht nicht immer ein Kunstwerk, aber doch meist der klare, wohlgeordnete und wirksame Ausdruck seiner Gedanken ist. Ein Führer durch Falsch und Richtig zu gutem Deutsch hat also weit weniger die Aufgabe, den besten Satzbau zu lehren, als vor dem schlechten zu warnen und liebreichen Rat zu dessen Vermeidung zu geben.

Obenan steht dieser: Ein Satz ist ein Satz, keine Abhandlung; und ein Satz ist ein Satz, nicht ein Satzhaufen oder ein Satzturmbau. Vaut kurze Sätze! Dieser Spruch sollte in leuchtenden Goldbuchstaben auf dunklem Grunde den Schreibtisch jedes Durchschnittschreibers zieren. Damit ist nicht gemeint, daß ein geübter Schreiber nicht Sätze von beliebiger, im richtigen Verhältnis zum Gedankengehalt stehender Länge bauen dürfe. Auch nicht, daß der weniger Geübte, der Nichtberufsschreiber sich immer nur in ganz kurzen Sätzen ergehen solle. Es ist ein allgemeiner, von Begabung, Beruf und

Übung absehender Rat, über den kein Schreiber erhaben ist; einer, den ich mir mein Leben lang, sooft ich die Feder führte, zur Richtschnur genommen; den ich mir selbst beim Schreiben oder Diktieren dieses Buches täglich und stündlich ungeschrieben vor Augen hatte.

Ein Satz spricht einen Gedanken aus, und es gibt keinen Gedanken so gewaltig, daß sein vielverschlungener Gang und reicher Gehalt nur durch einen, ungeheuern, Satz ausgedrückt werden könnte oder gar müßte. Selbst der weltumspannende Gedanke rollt sich im Gehirn als ein Nacheinander ab, und dieser Gedankenkette entspricht ein Sprachgefüge, das aus Sätzen, nicht aus einem Satze besteht. Und sollte es selbst einen Schreiber von so ungeheurer Verdichtung des Denkens geben, daß er eine ganze Gedankenwelt auf einmal zu erfassen und bis ans Ende zu denken vermöchte, — sobald er sie ausspricht, untersteht er dem Hauptgesetz alles Schreibens: man schreibt für Leser, nicht für sich selbst, folglich sind die durchschnittlichen Fähigkeiten der Leser im Überschaun, Aufnehmen, Verstehen für den Schreiber maßgebend. Der Schreiber muß seinen Satzbau so entwerfen und zimmern, daß nicht er allein, der ja den Inhalt schon kennt, sich darin zurechtfinde; sondern er hat zuerst und alsdann und zuletzt an den Leser zu denken. Für diesen aber sind kurze Sätze, also die von einer bequem überblickbaren Länge, die angenehmsten, und er ist jedem Schreiber dankbar, der ihm keine größere Anstrengung zumutet, als der Stoff erheischt.

Der sehr lange Satz eines Meisters kann so wohlgegliedert sein, daß der Leser über dem leichten Verstehen die Länge gar nicht merkt. Solche Sätze gibt es bei Lessing und Schiller, seltner bei Goethe, bei dem das Mittelmaß die Regel ist. Man erforsche und genieße die feine Kunst des Satzbau's an diesen langen Sätzen — ob Vers oder Prosa, macht keinen Unterschied — und lerne daraus, soweit aus Vorbildern Kunst gelernt werden kann.

Es strebe von euch jeder um die Wette, die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag zu legen; komme dieser Kraft mit Sanftmut, mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun, mit innigster Ergebenheit in Gott, zu Hilf; und wenn sich dann der Steine Kräfte bei euern Kindeskindeskindern äußern, so lad' ich über tausend Jahre sie wiederum vor diesen Stuhl. . (Lessing).

Denn wir können die Kinder nach unserm Sinne nicht formen; so wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben, sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren; denn der eine hat die, die anderen andere Gaben; jeder braucht sie, und jeder ist doch nur auf eigene Weise gut und glücklich (Goethe).

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht; wenn der Gebrückte nirgends Recht kann finden, wenn unerträglich wird die Last, greift er hinauf getrostes Mutes in den Himmel und holt herunter seine ew'gen Rechte, die droben hangen unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne selbst, usw. (Schiller).

Alle diese Meisterstücke sind vollkommen übersichtlich und durchsichtig; hingegen kann ein ziemlich kurzer, aber schlecht gebauter Satz vermorren erscheinen und verwirrend wirken, z. B. dieser von einem sehr berühmten, aber sehr schlechten Schreiber: „Der scharfe Widerspruch, zu dem er vielen gegenüber, deren Annahmen er zurückweist, sich für genötigt hält, zeigt . .“

Wie man aber im kürzesten Satz eine Fülle von Wissen und Gedanken verdichtet und doch für jeden Leser klar aussprechen kann, das lerne man aus berühmten Stellen von Männern, die außergewöhnlich viel zu sagen hatten und dies ohne Ausspinnen in lange Sätze fertig brachten. Kant: Wir sind auf Erden nicht dazu da, glücklich zu werden, sondern unsre Pflicht zu tun. — Goethe: Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages. — Bismarck: Die Politik ist die Kunst des Möglichen. — Clausewitz: Der Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln. Zum Aussprechen jedes dieser Gedanken, hinter deren jedem eine Gedankenwelt wogt, würde der Langsatzbauer je einen Satz von einer Druckseite brauchen und — schwächer auf uns wirken als der Meister vom kurzen Satz.

Einer unsrer klarsten Prosaschreiber, Schopenhauer, hat das Geheimnis des guten Satzes in einen von kaum zwei Zeilen gefaßt: „Der leitende Grundsatz sollte sein, daß der Mensch nur einen Gedanken zurzeit deutlich denken kann.“ Hieraus folgt, daß man beim Niederschreiben eines Gedankens stets darauf bedacht sein muß, das Durchdenken und Zuendedenken nicht zu durchkreuzen oder abzulenken durch Nebengedanken. Der Hauptgedanke muß sich, wie die Glocke aus der Hülse, blank und eben aus seiner Form, dem Satze, schälen. Nichts,

was den Gedankenkern nicht stärkt, gehört in den Guß der Wortmasse mit hinein. Jeder Schreiber weiß noch allerlei Nebensachen, die in weitem oder engem Zusammenhang mit dem im Satze auszusprechenden Gedanken gebracht werden könnten, wenn es sich ums Ausstramen von Wissen und nicht einzig ums Aussprechen dieses einen Gedankens handelte. Man halte seinem Satz und Satzbau alles fern, was gar nicht oder nicht an dieser Stelle notwendig ist. Man unterscheide streng zwischen dem, was den Gedanken selbst ausmacht, und dem, was ihn allenfalls auspußt, und unterdrücke den Aufpuß zugunsten des Notwendigen. Erscheint das Nebenwerk wichtig genug, um diesen Gedanken noch tiefer einprägen, noch heller einleuchten zu lassen, so stopfe man es trotzdem nicht zwischen das Notwendige, wo es nicht wirkt, nur stört, sondern lasse es in besondern Sätzen folgen.

Aber nicht in Nebensätzen zum Hauptsatz! Der Hauptsatz ist das Grundgerüst alles Schreibens; der Nebensatz ist, was er besagt: nebensächlich. Der beste Satzbau in Schriftform ist der dem Satzbau gebildeter Menschenrede am nächsten kommende. Jener braucht sich nicht ganz mit diesem zu bedenken; entfernt er sich aber so weit von der Rede, daß man sich ihn überhaupt nicht gesprochen denken kann, so ist er schönbeschriebenes Papier, klingende Schelle, aber er hat der lebendigen Liebe nicht. Die Menschenrede bevorzugt nicht nur den Hauptsatz, sondern sie legt eigentlich nur auf ihn großen Wert. Man beobachte, wie gebildete Menschen sich unterhalten: jeder Nebensatz ist in der belebten Rede eine Ausnahme. Man lese Luthers Bibel, Grimms Märchen, Dramen mit Wiedergabe der wirklichen Gesprächssprache — überall wiegt der Hauptsatz vor. Was zwar nebensächlich im Vergleich mit der Hauptsache, aber wichtig genug ist, gesagt zu werden, das wirkt stärker in einem nachfolgenden Hauptsatz als in einem eingeschobenen Nebensatz. Die meisten Leser lesen Nebensätze flüchtiger als Hauptsätze; der weise Schreiber, der doch selbst ein Leser ist, beherzige seine eigne Leseerfahrung und baue danach seine Sätze.

Der nicht zufällig aufgeregte Mensch denkt nacheinander, nicht durcheinander: dieser Denkform muß die Schrift-, also die Satzform entsprechen. Mehr Nebenordnung als Unterordnung: dann kommt jeder Gedanke und Gedankensplitter zu seiner Zeit und seinem Recht. Man prüfe seine eignen Sätze

hinterher, ob sich nicht Nebensätze ohne Mühe, ohne Schaden für die Wirkung, nein, meist zu deren Steigerung in Hauptsätze umwandeln lassen. Es gibt auf jeder Druckseite eines durchschnittlichen Buches einen Satz mit daß, in jeder Zeitungsspalte zwei, die sich zu großer Belebung des Stils in Hauptsätze umschreiben lassen. Meist gehören dazu nur ein paar Striche.

Der neuere Satzbau, hierin ungleich dem ältesten und ältern, kommt ohne Nebensätze, sogar ohne ziemlich viele, nicht aus. Der reiche Wechsel von Haupt- und Nebensätzen gibt unserm Stil größere Lebendigkeit und Fülle, auch mehr künstlerische Anmut als dem ältern, mit Ausnahme solcher alter Meister, die mit ihren einfacheren Mitteln mindestens die gleichen Kunstwirkungen erzielten wie wir mit unserm vielverkröppsten Satzgezimmer. Aber nur dann wirkt unser Satz künstlerisch, wenn er das rechte Verhältniß zwischen Haupt- und Nebensätzen durch die Satzform wiedergibt. Wir brauchen selbständige Sätze und brauchen abhängige; aber wir brauchen nicht oft von abhängigen abhängende, und wir sollten die Abhängigkeit dritten Grades nur in seltensten Ausnahmefällen zulassen. Ein Nebensatz oder Zwischensatz von nicht unangemessener Länge stört den Eindruck des Hauptsatzes nicht, kann ihn sogar verstärken; wird aber der Nebensatz zum Obersatz eines zweiten Nebensatzes, dieser gar zum Obersatz eines dritten, so verliert der Leser den Hauptsatz aus den Augen. Er liest dann nicht mehr, sondern überfliegt nur noch und schöpft seine Kenntnis des Geschriebenen nicht aus Sätzen, die er ja nicht mehr überschaut, sondern aus Satzsezen oder aus einzelnen Wörtern.

Man bedenke ferner: alles Verstehen des Gelesenen hängt vom Festhalten durchs Gedächtnis ab; es geht über die durchschnittliche Gehirnleistung, beim 30sten Wort noch die 29 vorausgegangenen, gar beim 60sten noch die 59 früheren zu behalten, und es geht über jede vernünftigerweise zu beanspruchende Aufmerksamkeit des Lesers, daß er von einem durch drei dazwischengeschobene Nebensätze auseinandergerissenen Hauptsatz den ersten Sezen so lange treu im Gedächtnis behalte, bis nach endlichem Abschluß der Nebensätze der zweite Hauptsatzsezen herbeigeschlattert kommt und verlangt, an den ersten genau passend angeleimt zu werden. Der Satz ist vielmehr so zu bauen, daß das Verständnis des Lesers ohne viel Gedächtnis-

arbeit alles Voraufgegangene verarbeitet hat, ehe ihm etwas Neues, sei es Nebensatz oder Hauptsatzschluß, zugemutet wird. So geht es beim Sprechen und Hören zu; annähernd so muß es beim Schreiben und Lesen zugehen, wenn auch vom Leser etwas mehr mitarbeitender Anteil verlangt werden darf als vom Hörer, dem alles zu Hilfe kommt, was Gebärdenspiel und Menschenrede an eindringlichen Verständnishilfen darbieten.

Man prüfe folgenden sehr schlechten Satz eines sehr berühmten gewesenen Schreibers — die sehr berühmten Schreiber mit sehr schlechtem Satzbau bleiben gar nicht lange berühmt —: „Er hatte sich schon frühreif und ehrgeizig, wie er war, in allen poetischen Gattungen versucht; er hatte schon den Gesichtskreis, den ihm die Reichsstadt eröffnete, nach allen Seiten erschöpft, einer Kaiserkrönung beigewohnt, mit vielerlei Menschen verkehrt, in soziale Schäden mehr, als ihm gut war, hineingeblickt, wiederholt geliebt und auch Liebestummer erfahren (erst hier kommt die Wende, aber zugleich die Schachtelung), als er, dem Wunsche des Vaters gemäß und eigne Neigung zur Philologie unterdrückend, im Alter von 16 Jahren die Universität Leipzig bezog (man sollte denken, endlich könnte selbst dieser Satz ein Ende finden), angeblich um die Rechte zu studieren, in Wahrheit um (vgl. S. 190) in allen Wissenschaften zu naschen und schließlich nur von einem Künstler, jenem Oser, der einst . . ‘ Hier erlahmt jeder Leser, hier der Abschreiber.

Dabei weist dieser genügend schlechte Satz den Hauptfehler des deutschen Satzbauß nicht einmal in ungewöhnlichem Maße auf, den Gang zur Schachtelung; er ist mehr ein Stopf- als ein Schachtelsatz. Er stopft aus Verworrenheit des Denkens und Zuchtlosigkeit des Ordnenß die allerverschiedensten, in der Zeit weit auseinanderliegenden Begebenheiten und Wissensbausteine in einen einzigen unübersichtlichen, unbehaltbaren, unverständlichen, unverdaubaren, kurz, einen unmenschlichen Wirr- und Wuselsatz, anstatt uns das, was er zu sagen hat, nach und nach in der jedem Bestandteil des Stoffes angemessenen Satzform zu vermitteln.

Noch schlimmer steht es mit dem eigentlichen Schachtelsatz, den man gradezu als den Satz der höheren, besonders der wissenschaftlichen Darstellung in Deutschland bezeichnen kann. Anstatt der ordentlichen Auseinanderwicklung des Stoffes

bietet er uns die unordentliche Ineinanderwicklung der einzelnen Fäden, so daß zuletzt ein Wunderknäul entsteht, das nur Einer entwirren kann, der Schreiber, und — oft auch dieser schon bald nachher nicht mehr. Hier ein paar Beispiele des Sages, wie er durchaus nicht sein soll: ‚San Franzisko, die schöne Metropole Kaliforniens am Goldenen Tor, durch das man vom Stillen Ozean in die von malerischen Küstengebirgen umrahmte Bai von San Franzisko einfährt, ist von einem schweren Erdbeben heimgesucht worden.‘ Ganz so lächerlich wird nicht immer geschachtelt, aber der Satz ist für Grund und Wirkung der Schachtelerei muster-gültig. Wichtig ist im Augenblick der Meldung allein das furchtbare Unglück der Stadt; dieses muß der Leservwelt ohne jede Rücksicht auf etwaige Schwachnervigkeit mitgeteilt werden, nicht wie eine Trauerkunde, die man einem nahen Verwandten schonend, zögernd nach und nach beibringt. Aber der Schreiber, der wohl gar selbst einmal durchs Goldene Tor in die Bai der schönen Stadt eingefahren ist, sieht das Erinnerungsbild in sich aufsteigen und kann, als Schreiber ohne künstlerische Zucht, als Mensch mit der kleinen Eitelkeit, dem Rißel nicht widerstehen, sein besondres Wissen von San Franzisko auszukramen. Er wagt nicht, es in einen selbständigen Satz zu ergießen, weil er dunkel fühlt, hier sei nicht Zeit und Ort dazu; loswerden will er aber sein kostbares Wissen, — so schmuggelt er's denn in einem Nebensatz durch, der viel länger ist als der Hauptsatz mit der Hauptsache. Die Wirkung? Er selbst macht sich lächerlich, die furchtbare Tatsache hat er in die Farbe der Albernheit getaucht.

‚Derjenige, der denjenigen, der den Pfahl, der an der Brücke, die auf dem Wege, der nach Worms führt, liegt, steht, umgeworfen hat, anzeigt, erhält eine Belohnung.‘ Die Echtheit des Beispiels wird bezweifelt, aber auf sie kommt es nicht an, denn es zeigt nur mit einiger Übertreibung, was ein Satzschachtler fertig bringt, der sich die Aufgabe stellt, alles ineinander statt nacheinander zu sagen.

Ganz echt ist dieser Schachtelsatz aus dem Leben: ‚Das Gericht wolle erkennen, der Beklagte sei schuldig, mir für die von mir für ihn an die in dem von ihm zur Bearbeitung übernommenen Steinbrüche beschäftigt gewesenem Arbeiter vorgeschossenen Arbeitslöhne Ersatz zu leisten.‘ — Echt auch dieser nicht sehr lange, aber in seiner Art nicht

minder Knotenreiche Schachtelhalm aus unsern wissenschaftlichen Tümpeln: ‚Er hat den Preis nur darum, weil ein anderer Mitbewerber, welcher ihm, wie allgemein von denen angenommen wird, die über solche Arbeiten ein Urtheil, das auf Wissen beruht, abgeben dürfen, überlegen ist, verzichtet hat, bekommen.‘

Unterbrechen wir unsre Beispielsammlung, um noch eine besonders üble Folge der Schachtelei zu betrachten: das Zusammenklappen der Vorwörter und Zeitwörter: im ersten Beispielsatz 6 Zeitwörter, im zweiten 7 Vorwortverhältnisse (vgl. S. 276), im dritten 6 Zeitwörter. Kein Menschengehirn ist der Anstrengung gewachsen, sich in kürzestem Zeitraum so viele, so mannigfach durcheinander geflochtene menschliche Beziehungen und Anliegen vorzustellen, zumal da jede der vorwörtlichen und zeitwörtlichen Ausdrucksformen in zwei Hälften, zwei Fäden zerrissen ist, die der Leser mit seinem Gehirnschweiß erst wieder zusammenkitten soll. Wir werden in dem Abschnitt über die Wortstellung sehen, wie man wenigstens diesem Übel schlechter Satzbildung zu begegnen hat (vgl. S. 216 und 318).

In einem andern, von dem hervorragenden Deutschforscher Wilmanns angeführten Beispiel, dessen Echtheit auf sich beruhen mag, erzeugt die Schachtelei ein wunderbares Zusammenklappen von Fürwörtern und Geschlechtswörtern: **Der, der den, der den den 18. Mai gesetzten Warnungspfehl ins Wasser geworfen hat, anzeigt, erhält 10 Taler Belohnung.** Was aber verdient der Schreiber solches Sages?

Die volle Schädlichkeit aber der Schachtelei erweist sich erst aus Beispielen wie diesem: **Ich habe** in dem revolutionären Gange der Zeit den natürlichen und verzeihlichen Wunsch, aus einem schlechten Zustand zu einem besseren zu gelangen, nie, wohl aber das einseitige und anmaßende Prinzip, die Welt von frischem wieder anzufangen‘ (Geng). — Bis hierher weiß noch kein Mensch, ob noch und was für ein Zeitwort zu **ich habe** gehört; der ganze Satz schwebt noch in der Luft, der Wortschwall bleibt ohne Sinn, weil der Schlüssel fehlt; als letztes Wort kommt das entscheidende: **gehaßt**. Dieses Nachklappen, diese verwirrende, oft alles Vorherige umstürzende Überraschung ist die notwendige Folge der Schachtelei, die stets verbunden ist mit der zweckwidrigsten Wortstellung.

Noch ärgerlicher ist das Verblüffen durch Schachtelei und

falsche Wortstellung in diesem Satz eines einst berühmten Schriftstellers, Th. Mundt's, gar aus seinem Buche, 'Deutsche Prosa Kunst': 'Unsere Sprache hat allerdings' — was mag sie wohl haben, das wollen und sollten wir so schnell wie möglich erfahren —, 'allerdings außerordentliche Vorteile der Flexion (Beugung), eine ganze volltönende Musik runder und ausgeschriebener Formen' — der Leser freut sich —, 'eine ganze Plastik schwellender und von sinnlichem Leben strotzender Wortfiguren' — der Leser nicht zustimmend; dann aber zuckt er geärgert zusammen —: 'eingebüßt'. Also alles Vorausgegangene ist nicht mehr da, und das sagt uns der Schreiber, der sein Wortgepränge schachtelnd loswerden will, erst im letzten Wort!

Endlich noch dieses Beispiel: Herr von R. hat der (bleibt in der Luft hängen) mit der Verwendung der (bleibt in der Schwebel) zur Unterstützung der Familien der in der Kohlengrube verunglückten Bergleute eingehenden milden Beiträge (wir haben schon vor lauter Einschnachtelung vergessen, wovon sie abhängen) sich befassenden Behörde (bezugleichen) hundert Taler (wir haben schon den gütigen Geber vergessen) zu diesem Zwecke zustellen lassen.'

Oft wird nur mit einem unschuldig aussehenden beiwörtlichen Mittelmort oder einem einfachen Beiwort geschachtelt, wodurch das, schon früher betrachtete, Unheil der sinnwidrigen Vornwegnahme entsteht (vgl. S. 228): 'Die Franzosen planten noch einen letzten erfolglosen Durchbruch', was gewiß nicht ihr Plan war; aber der Schreiber konnte dem Drange nicht widerstehen, die Wirkung in die Tat selbst hineinzustopfen, anstatt den Erfolg oder Nichterfolg in einem bequemen Nebensatz zu erzählen. Oder: 'Der eingesperrte Schneider stahl seinem Meister drei Ellen Tuch. — Am 26. März gebar sie einen in der Hedwigskirche am 7. April getauften Knaben. — Hauptmann ließ 1896 seine im nächsten Jahr gedruckte Komödie aufführen. — Kurz vor seinem 81. Geburtstag unternahm er noch eine Reise zu seiner zum Schmerz der ganzen Familie erst kürzlich verstorbenen Tochter, um das Jubelpaar selbst mit der Silbermyrte zu schmücken.'

Genug! denn der Leser verlangt jetzt zu wissen, wie man sich vor solchen Unglücksfällen behüten kann. Sehr einfach: man stopfe in seinen Satz nichts hinein, was nicht unbedingt gerade in diesen hineingehört, sondern wähle den richtigen Zeitpunkt und Platz. Wichtig sind beide erst, nachdem das

Notwendigere erledigt ist. In dem Beispiel mit der Silbermyrte ist die Reise des alten Vaters die Hauptsache; die Tochter ist erst nach jenem Besuch gestorben; also berichte man ihren Tod nicht vor dem Besuch, sondern nachher in einem eignen Haupt-, allenfalls Nebensatz. Alles ferngehalten einem Satze, in den es nicht hineintaugt, — es gibt ja noch mehr Sätze in der Welt. Und sorgsam die Stellung jedes Satztheiles geprüft! Hierüber sagt der Abschnitt Wortstellung (S. 315) das Notwendigste.

Sonstige Ratschläge sind: Mehr Zeitwörter als Hauptwörter! Das Zeitwort, mehr als das Hauptwort oder irgendein anderer Redetheil, ist das Wort des Lebens, des Wirkens; alle Hauptwörter schweben so lange im Blauen, bis das Zeitwort sagt, wozu sie da sind. Man verstopfe und verschachtle also nicht den Weg und das Wirken des Zeitworts, verammele namentlich nicht den Raum zwischen dem ersten Gliede und dem zweiten in zusammengesetzten Zeitwörtern (Ich erkenne . . folgen 3—4 Druckzeilen . . an; Ich sehe . . 4—5 Druckzeilen . . voraus; Ich weise . . 5—6 Druckzeilen . . zurück); baue keine Drahtverhaue zwischen Hilfszeitwort und Mittelwort oder Nennform (Ich habe . . 3, 4 Nebensätze . . gesehen; Ich werde . . wirres Geschachtel . . gehen).

Das Zeitwort ist der inhaltreichste Redetheil, denn es spricht von handelnden Wesen; es ist das eigentliche Hauptwort der Menschenrede. Haben! ruft das Kind, das noch kein Hauptwort deutlich sprechen kann. Also klebe man durch den Satzbau nicht Zeitwort an Zeitwort, deren jedes eine nicht geringe Gehirntätigkeit fordert; sondern verteile durch die Satzgliederung die Zumutung so, daß auf jedes Zeitwort die gehörige Denkzeit fällt. Es ist nicht immer möglich, auch nicht durchaus nötig, einen kurzen Nebensatz nur so einzufügen, daß nicht auf dessen abschließendes Zeitwort unmittelbar das abschließende des unterbrochenen Hauptsatzes folge; diese Häufung zweier Zeitwörter sollte aber das äußerste Maß der Anstrengung bilden, das ein Schreiber seinen Lesern zumutet. Ich vermeide — warum sollte ich meinen Lesern nicht das Beispiel des ihnen in diesem Augenblick nächsten Schreibers vorhalten? — ich vermeide, wo ich nur kann, schon den Zusammenstoß zweier, und ausnahmslos den dreier Zeitwörter. Den vorletzten Satz hätte mancher Schreiber geschlossen: . . zumutet, bilden. Ich schließe meine Neben- und Zwischen-

sätze möglichst in sich ab; zerreiße sie nicht, zumal dann nicht, wenn schon der Hauptsatz geteilt werden mußte; fühle mich im Denken und Schreiben erst wohl, wenn ich ein Zuhörer erledigt hinter mir weiß, mich also mit voller Aufmerksamkeit dem nächsten Arbeitsteil zuwenden kann. Und in dem mit ‚Ich vermeide‘ begonnenen Satze habe ich mich nicht gescheut, was viele Schreiber aus falscher Scham vermeiden, den durch das Einschleusen gehemmten Gang des Satzes dadurch wieder in Schwung zu bringen, daß ich den von der Spindel abirrenden Faden aufgreifend die erste Masche durch die Wiederholung von ‚Ich vermeide‘ aufnahm und festknüpfte. Dieses Hilfsmittel in Notfällen braucht kein Schreiber zu verschmähen.

Dem besten Redner wird es widerfahren — der gute Schreiber kann sich davor schützen —, daß er im Feuer des Vortrags oder des belebten Gesprächs einen Satzbau zu kühn und hoch und weit zu türmen beginnt, den in der begonnenen Bauform zu vollenden nicht möglich ist. Der feines Stoffes sichre Redner wird dadurch nicht in Verlegenheit gebracht: er läßt liegen, was in der zuerst angelegten Form nicht zu Ende geführt werden kann — was fällt, das fällt —, und setzt ein festes Notdach drauf. Ja es mag geschehen, daß in diesem jähen Entschluß, liegen zu lassen und neu zu vollenden, ein feiner Kunstreiz steckt, den selbst große Dichter absichtsvoll zu nutzen verstanden haben: ‚Ach! der heiligste von unsern Trieben, Warum quillt aus ihm die grimme Pein?‘ (Goethe). In der Gelehrtensprache heißt diese Bauform, die absichtliche wie die zufällige, Anakoluth oder ‚aus der Konstruktion fallen‘; uns genügt fürs Deutsche: Satzbruch, Entgleisung, gemüthlich: Verbruddelung. Der Meister darf den Satz zerbrechen mit weiser Hand, zur rechten Zeit; der Geselle soll im Gleis bleiben und nicht so einfache Satzbauten verbruddeln wie: ‚Ich verspreche dir, daß, so lange ich lebe, soll kein Mensch dir etwas zuleide tun.‘ Wer, wie hier, statt eines Hauptsatzes durchaus einen Nebensatz mit daß einleiten will, der soll ihn auch dem daß entsprechend zu Ende führen. Je einfacher die Sätze gebaut werden, desto sicherer sind sie vor der Verbruddelung.

Ausdrucksformen wie: ‚Dem sein Vater, in Vater seinem Zimmer‘ gehören der läßlichen Umgangssprache an, dürfen in die heutige Schriftsprache keinen Eingang finden, stehen aber jenseit der strengen Prüfung. Bei Goethe, zumal dem jungen,

kommen solche Anklänge an die Volkssprache nicht selten vor. Nur bewußten Nachahmung dieser vollstümlichen Sprachform dient vortrefflich Schillers: ‚Auf der Fortuna ihrem Schiff.‘ (Wachtmeister in Wallensteins Lager).

*

Besondrer Aufmerksamkeit verlangt der Bezugssatz nach Form und Inhalt. Er dient zum Bestimmen, Erläutern, Ergänzen eines wichtigen Wortes (Hauptworts oder Fürworts) im vorausgehenden Satz, muß daher so eng wie tunlich an das Wort angeschlossen werden, zu dem er gehört. Wie z. B. in dem eben abgeschlossenen Satz, wo zwischen **Wort** und **dem** nichts steht, was nicht unbedingt dazwischen stehen muß. Der Satzbau: ‚Die Dachwohnung der Villa, die man erst im Winter bezogen hatte, erwies sich als zu feucht,‘ läßt zweifelhaft, ob das ganze Haus oder nur die Dachwohnung bezogen und feucht war; wenn nur diese, dann muß der Bau — zwar nicht der Villa, aber zunächst des Satzes — geändert werden: ‚In der Villa erwies sich die Dachwohnung.‘

Eine recht häufige Verbrüdelung kommt in Sätzen mit dieser Fügung vor: ‚Einer der edelsten Menschen, **den** ich gekannt habe. ., Einer der größten Fehler, **der** begangen werden kann, ist dieser.‘ Die Aufmerksamkeit des Schreibers ist so überwiegend auf den Einen verichtet, daß er darüber den Zusammenhang der Form vergißt.

Größte Vorsicht ist nötig bei bezüglichen Fürwörtern mit mehrdeutiger Form: keine Verwechslung des 1. und des 4. Falles! ‚Das Brot, **das** ich gegessen und mir gut bekam. — Ein Buch, **das** bei Cotta erschienen ist und ich sogleich gelesen habe. — Ein Spiel, **welches** er als Glücksspiel bezeichnet und auch anscheinend eines ist. — Die Hoffnung, **die** er so lange gehegt hatte und ihn nun doch betrogen hat.‘ Die Wiederholung des Fürworts ist unumgänglich, dem aufmerksamen Leser entgeht solch ein Fehler selten.

Will ein Schreiber sich nicht den Zwang auferlegen, von einem Bezugssatz nie einen zweiten abhängen zu lassen, dann sollte er wenigstens die Vorsicht üben, den zweiten Bezugssatz so knapp wie möglich zu fassen. Einen Satzbau wie diesen wird man nicht beanstanden: ‚Die Römer, die schon in Zeiten, die weit zurücklagen, die Erfahrung gemacht hatten, daß.‘

Was über die Länge des zweiten Bezugsatzes hinausgeht, ist vom Übel.

Achtung vor dem falschen Bezugssatz! Der richtige soll ergänzen, vervollständigen, näher bestimmen, unterscheiden; er soll nicht einen Gedanken fortspinnen, soll nicht etwas ganz Neues zum Inhalt des vorangehenden Satzes fügen, namentlich nichts, was in der Zeit nachfolgt. In andrer Form haben wir in den unechten Bezugssätzen denselben Denk- und Ausdrucksfehler wie in den unechten beimörtlichen Mittelmörtern (vgl. S. 133). „Man will die Schwurgerichte durch eine besondere Art von Schöffengerichten ersetzen, deren Konstruktion in der Luft schwebt und als völlig unpraktisch erscheint“ (von einem berühmten Rechtslehrer der Gegenwart). Kann jemand eine so offenbar törichte Absicht haben? Keiner hat sie, aber durch den falschen Bezugssatz, der statt eines etwa mit **aber** angeschlossenen Hauptsatzes angeleimt worden, entsteht dieser Irrtum. — „Noch heute enthält dieser Teich viele kleine Fische, an denen sich einst die rings lagernden Kreuzfahrer erquidten.“ (Wunderbar zählebige Fische!)

Nicht immer erzeugen die schlechten Bezugssätze so vollkommenen Unsinn; meist bleibt es bei der Loderung und Verkümmung des Satzgefüges. „Die Pilger überreichten eine Glückwunschadresse, die der Papst beantwortete und dann (worauf er) allen Anwesenden den apostolischen Segen gab. — Die Bücher, die er gelesen und ihnen (denen er) reiche Belehrung verdankte.“ Satzbilder dieser Art finden sich in Goethes Prosa zu Hunderten: „Unglückliche, denen man nicht helfen, sie nicht erquiden kann. — Da droben ist die Taube, nach der Francisco lange geschossen und sie niemals getroffen hatte.“ Sehr bequem, aber heute nicht mehr zulässig. Die Schreiber und Leser des 18. Jahrhunderts hatten weniger strenge Ansichten vom Satzbau, forderten nicht dieselbe Straffheit wie wir. Ob von einem höhern Standpunkt der Stilkunst jene oder wir im Rechte, steht hier nicht zur Entscheidung; die Gegenwart hat ihr eignes Stilgesetz, und ihm hat sich der Durchschnittschreiber zu unterwerfen. Für den Klassiker — auch nicht für den, der sich dafür hält — schreibt man keinen Führer zu gutem Deutsch.

Schließlich sei wiederum erinnert an die gelenkigen und nützlichen Bezugswörter **woran, worauf, wobei, worin, wofür, woraus, worum, wogegen** usw., die eine wohl-

tuende Abwechslung und Beflügelung in das ewige Einerlei von **der, die, das oder welcher, welche, welches** zu bringen geeignet sind. Viele Schreiber machen nie davon (von ihnen!) Gebrauch, woraus (aus welchem Umstande!) zu schließen ist, daß sie sie entweder gar nicht mehr kennen oder sie für unfein und niedrig halten (vgl. S. 164). Ferner wird auch hier bemerkt, daß **wo** ebensogut als zeitliches wie räumliches Bezugswort (oder Umstandswort) dient (vgl. S. 163).

Als Hilfsmittel für den guten Satzbau muß neben und nach dem eignen scharfen Durchdenken des Stoffes und der pflichtmäßigen Sorgfalt die Durchforschung solcher Schriftsteller empfohlen werden, deren Satzbau mustergültig ist, trotz gelegentlichen Eigenwilligkeiten und selbst Nachlässigkeiten. In meiner Sammlung **Deutsche Meisterprosa** stehen die besten Namen und bei diesen ihre besten Proben.

Die Wortstellung

Mir ist selten, wenn überhaupt je, ein Ausländer begegnet, der bei noch so guter Kenntniß des deutschen Wortschatzes und der deutschen Fügungsgesetze unsre Wortstellung vollkommen beherrscht hätte. Das ist sehr begreiflich und entschuldbar, denn die Wortstellung im Deutschen ist nicht nur schwierig, sie ist auch, soweit meine Sprachkenntnisse reichen, die schwierigste, zugleich die merkwürdigste unter denen aller großer Bildungssprachen. Aber gerade in dieser so schwer oder nie durch Unterricht zu erlernenden Kunst begeht selbst der einfachste Mann in Deutschland nur selten einen groben Fehler — im Sprechen! Er beherrscht spielend Satzgebilde, deren Erklärung und Geseßgebung den tiefsten Sprachforschern Schwierigkeiten bereiten, und oft staunt der Buchgelehrte, mit welcher Sicherheit und Feinheit Redner aus dem Volke ohne besondere Spracherziehung gerade den Satzbau und die mit ihm zusammenhängende Wortstellung meistern. Das ist ein Glück; denn sie aus Büchern zu lernen, ist so gut wie unmöglich, und in allen Lehrbüchern unsrer Sprache sind die Abschnitte über Wortstellung die hilflosesten. Alle Sprachlehrer, die sich von der Unmöglichkeit überzeugt haben, die Wortstellung zu lehren, begnügen sich vernünftigerweise mit einigen wichtigen Winken und Warnungen; ihrem Beispiel folge ich aus der gleichen Überzeugung und tröste mich, wie sie es tun, daß der Deutsche die Wortstellung seiner Sprache triebmäßig beherrscht, ohne ihre letzten Gründe zu kennen. Nur gewisse meist anerzogene, durch Verbildung angeflogene Unarten dem Schreiber abzugewöhnen, ist Aufgabe eines Führers zu gutem Deutsch; der Sprecher bedarf meist keiner Unterweisung.

Daß dieser Unterschied zwischen dem schreibenden und dem sprechenden Deutschen besteht, hat seinen Grund in dem für noch manches andre Gebrechen des Ausdrucks verantwortlichen Aberglauben, man dürfe nicht nur nicht so schreiben, wie man spricht, sondern man müsse möglichst anders schreiben, als man spricht. Ein Schreiber hat keinen bessern Nachprüfer seiner

Wortstellung als sein inneres Ohr: er lese sich laut oder stumm alles Geschriebene vor und unterwerfe es der Goldprobe, ob es in fließender Rede, im gepflegten Gespräch mit Gebildeten so gesprochen werden könnte, ohne gesucht, unnatürlich, — kurz, geschrieben zu klingen. Ein schlagendes Beispiel: Ich kenne einen Schriftsteller, der beim Schreiben grundsätzlich die Fürwörter **mich, dich, ihn**, besonders **sich** möglichst weit nach hinten, möglichst dicht vor das Zeitwort setzt, — eine dem deutschen Sprachbaugesetz schnurstracks zuwiderlaufende Gekerei, begangen aus Auffallsucht. Ich habe ihn im lebhaften Gespräch beobachtet, wie er als natürlich redender Mensch oder als Redner in freien Vorträgen seine Muttersprache behandelt —: genau so wie ich und alle Welt! Er setzt im Sprechen, wie sich's gehört, wie unsre Sprache es aus leicht nachweisbaren Gründen unbewußt meisterlich übt, alle **mich dich sich** so weit nach vorn, wie sein Väterjunge und sein Dienstmädchen. Sobald er aber mit der Feder am Schreibtisch sitzt, verrenken ihm Eitelkeit und Biererei allen Sinn für die vernünftige, die natürliche, die einzig richtige Wortstellung, und der gewandte Sprecher wird zum hinkenden, schnörkelnden Schreiber. Übrigens bleibt es dem gesunden Leser unsaßbar, welche Art der eiteln Verdrehtheit wohl in solcher verdrehten Wortstellung Befriedigung suche.

Das unverbildete Sprachgefühl zwingt jeden Deutschen von selbst, das oberste Wortstellungsgegesetz sicher zu beobachten: Jedes zum schnellen und klaren Verständnis des Satzes unerlässliche Wort muß so früh wie möglich gebracht, keines darf ohne zwingenden Grund verspätet werden. Das ältere Deutsch ging in der Anwendung dieses Grundgesetzes viel weiter als wir; wichtige Fürwörter in Beugungsformen standen weit vor dem Zeitwort, das sie beherrschte; das Zeitwort stand an der Spitze des Satzes, also in einer Fragestellung, die keine Frage, sondern die nachdrücklichere Hervorhebung des Tuns bezweckte (vgl. S. 192), und andres mehr. Die Dichtung hat manche schöne Freiheiten dieser Art bewahrt, aus der Alltagsprosa sind sie so gut wie verschwunden. Der Zeitgedanke aber der deutschen Sprache: Wichtiges voran und an seinen möglichst frühen Platz, ist geblieben, und jeder Schreiber, gleichviel auf welcher Stufe, sollte es treu bewahren. Jede willkürliche Abweichung rächt sich durch die Verschiebung des Gedankens, oft durch unfreiwillige Lächerlichkeit.

Jemand will einen Vortrag ankündigen über die Abstammung der Affen in Gibraltar und faßt die Zeitungsanzeige so ab:

Vortrag:

Die Abstammung der Affen in Gibraltar

Von

Lehrer Wilhelm Pfeife.

Ungeheure Heiterkeit aller Leser des Anschlages. Etwa weil der trennende Punkt nach Gibraltar fehlt? Keineswegs; sondern weil zur Ankündigung eines Vortrags vor allem die Angabe gehört, wer ihn hält. In andrer als Anschlagsprache würde es doch heißen: Am . . wird der Lehrer W. P. einen Vortrag über . . halten. Gerade auf einem Anschlag wollen wir zuerst den Menschen, dann seine verheißene Leistung bezeichnen finden.

Die Wortstellung des Geschriebenen muß den größten Teil der Hilfen ersetzen, welche die mündliche Rede vor der schriftlichen voraus hat. Oberster Zweck beider Sprachgattungen ist das schnelle und lückenlose Verständnis; jedes hierzu dienende Mittel muß angewandt werden, denn jede eigenwillige oder achtlose Verschmähung wird durch Unklarheit bestraft. Was so eng wie möglich beisammen stehen muß, weil es im Gedankengange dicht aufeinander folgt, das trenne man nicht: das bezügliche Fürwort — ich wiederhole dies (vgl. S 812) — rücke man ängstlich so nahe an das bestimmende Wort, wie der Satz es irgend gestattet, also nicht etwa: ‚Ein Kindermädchen wird gesucht für ein Kind von einem Jahr, das nähen und stricken und in der Wirtschaft behilflich sein kann. — Gestern Abend großer Ball im Schlosse beim Herzog, der sehr voll war.‘

Man stelle an die Spitze des Satzes keine Hauptwortform, deren Beugungsverhältnis nicht sogleich deutlich erkennbar ist oder wird, sondern sich erst weit hinten, oft verblüffend und umkehrend, offenbart. Der Leser ist nicht im Unrecht, wenn er in dem folgenden Satze ‚Die Frau‘ eine Weile als 1. Fall auffaßt, und er bekommt einen Ruck, wenn er erst ziemlich spät seinen unverschuldeten Irrtum erkennt: ‚Die Frau, die er elf Jahre hindurch schwärmerisch verehrt hatte, der er jede Regung . . , von der er . . , sah er plötzlich in einem Lichte . . ‘

Das Zeitwort hat meist eine späte Stelle im deutschen Satz, und diese Grundregel des Deutschen läßt sich nicht will-

kürlich umstoßen. Unbedingte Vorschrift ist die ganz späte Stellung des Zeitwortes nicht, und in manchem Falle wird das schnelle Verstehen eines langen Satzes wesentlich erleichtert durch feinsinniges Voranziehen, besonders im gehobenen Stil. In Fichtes Reden an die deutsche Nation findet sich dieses Mittel oft zu starker Wirkung und zum Vorteil für den Satzbau angewandt: ‚Denket, daß in meine Stimme sich mischen die Stimmen eurer Ahnen aus der grauen Vorwelt, die mit ihren Leibern sich entgegengestemmt haben der heranströmenden römischen Weltherrschaft, die mit ihrem Blute erkämpft haben die Unabhängigkeit der Berge, Ebenen und Ströme.‘

An die Nichttrennung zusammengesetzter Zeitwörter (vgl. S. 217) muß bei dieser Gelegenheit wieder erinnert werden. Eine Gewohnheit darf die Nichttrennung nicht werden, und der Alltagschreiber hüte sich lieber ganz davor, denn ihm stehen andre Mittel zu Gebote.

Das verneinende, das einschränkende, das steigernde Umstands- oder sonstige Wort gehört möglichst dicht vor das Wort, auf das es sich bezieht. Besondere Aufmerksamkeit schenke man den Wörtchen nicht, nur, allein, kaum, fast, selbst usw.; doch gibt es keine Verbotregel gegen die Einschlebung eines notwendigen ergänzenden Bestimmungswortes (vergleiche S. 297), ja selbst eines ganzen kurzen Zwischensatzes: ‚Er war nicht, wie man in Weimar glaubte, in Karlsbad geblieben, sondern . . ‘

Aufeinander Angewiesenes, also Zusammengehöriges trenne man nicht. ‚Das verlassene Haus . . ‘ Wann verlassen? Die Antwort hierauf muß dicht bei ‚verlassen‘ stehen, also nicht ‚Das verlassene Haus seit dem Tode des Besitzers‘, sondern nur: ‚Das seit dem Tode . . verlassene Haus.‘ Ebenso nicht ‚Verbotener Weg für Radfahrer‘, denn der Weg soll eben keiner für Radfahrer sein, er soll ihnen oder für sie verboten sein, also nur: ‚Für Radfahrer verbotener Weg.‘ — ‚Der geschädigte Kaufmann in seinem Ansehen‘ . . Geschädigt und Ansehen bilden die Begriffseinheit, der geschädigte Kaufmann bleibt dunkel; erst das Hinzutreten von Ansehen macht geschädigt voll verständlich, also: ‚Der in seinem Ansehen geschädigte Kaufmann.‘

Eine Zeitung überschreibt einen Aufsatz: ‚Propaganda gegen den Krieg in Südrußland.‘ Beim ersten, ja noch beim zweiten

Lesen bedeutet dies seiner Wortstellung gemäß: Es wird dagegen gearbeitet (wo?), daß in Südrußland Krieg geführt werde. Der Aufsatsschreiber hatte sagen wollen, man arbeite, werbe, mühle in Südrußland gegen den Krieg, der irgendwo, vermutlich im übrigen Rußland, geführt wird. **Propaganda in Südrußland** ist ein einheitlicher Begriff; diese Einheit darf nicht durch ein Einschleusen zerrissen werden. Der Einwand, daß auch **Propaganda gegen den Krieg** eine Einheit bilde, trifft in diesem Falle nicht zu: der Schreiber wollte den Bezirk besonders hervorheben, wo die Propaganda vor sich gehe; die Angabe des Bezirks ist in diesem Falle das Unterscheidende, folglich hat die mit **Südrußland** hergestellte Einheit den Vorrang. Die Wortstellung des Schreibers hätte nur dann einen Sinn, wenn ein Krieg in Südrußland tobte und man ihm durch eine Propaganda irgendwo anders ein Ende machen möchte.

Ich pflegte ihn fast jeden Tag einen Monat lang zu besuchen': der richtige Sinn wird erkannt, aber doch nur, nachdem der Unsinn des allerersten Eindrucks verwischt worden. Hervorgehoben werden soll vornehmlich, daß der Besuch fast täglich geschah, die Dauer dieser Gepflogenheit kommt in zweiter Reihe; folglich bilden **fast jeden Tag und besuchen** die nicht zu zerreißende Begriffseinheit, und die richtige Wortstellung ist: **Ich pflegte einen Monat lang ihn fast jeden Tag zu besuchen.** Die scheinbar launenhafte deutsche Wortstellung folgt sehr zarten, aber sehr mächtigen innern Gesetzen.

Von zwei oder mehr Beiwörtern eines Hauptwortes muß in der nächsten Stellung das stehen, das die engere Begriffseinheit mit dem Hauptwort bildet. **Die tapferen deutschen Soldaten** haben Wunder der Ausdauer getan', nicht **Die deutschen tapferen** .'. Die Tapferkeit soll von den deutschen Soldaten im allgemeinen ausgesagt werden, diese bilden die Begriffseinheit, und das näher bestimmende Beiwort **tapfere** tritt vor diese Einheit. **Die deutschen tapferen Soldaten** würde aus der Allgemeinheit der tapferen Soldaten der Welt die deutschen herausheben; oder auch nur einen Teil der deutschen Soldaten tapfer nennen. — **Der schwere südlüche Wein** muß es heißen, wenn von mehreren Südweinen einer als schwer herausgehoben werden soll; **der südlüche schwere Wein** bezeichnet von mehreren schweren Weinen einen als Südwein. Man schreibe mehr als ein Beiwort niemals

vor ein Hauptwort, ohne sich die Frage vorzulegen, woraus die mit einem auszeichnenden Beiwort zu versehenende innigere Begriffseinheit besteht.

Man lasse wichtige Orts- und Zeitbestimmungen nicht an beliebiger Stelle des Satzes und in beliebiger Form schludrig nachschlottern. Ein ehemals berühmter Schreiber subelte hin: ‚Man will heute Goethes Verhältnis zu Bettina damals so auffassen.‘ Dies wäre selbst im nachlässigsten Gespräch unter Gebildeten unerlaubt. — Von demselben: ‚Die Natur scheint sich selbst zu widersprechen oftmals. — Unter diesen Umständen beendet er sein Werk, um die Aufstellung durchzusetzen jedoch, muß er erst noch einmal nach Rom.‘ Wortstellungen solcher Art erinnern an die zerbrochenen Glieder eines Geräderten. Freilich gibt es Satzgebilde, die keine noch so richtige Wortstellung retten kann vor der angeborenen Lächerlichkeit: ‚Sie klopfte mit ihrem bekümmerten Herzen an die Stubentür‘; hier sitzt der Fehler tiefer, und das Unglück wird erst erkannt, wenn es zu spät ist. In solchen Fällen hilft nur eins: streichen und neu bauen, etwa ‚Bekümmerten Herzens.‘ Oder ein landrätliches ‚Verbot, das Vieh im Stall mit brennenden Zigarren und offenen Lichtern (l. vgl. S. 107) zu füttern‘. Die öffentliche Wohlfahrt stimmt aus zwei Gründen solchem Verbote zu, die Sprache erhebt Einspruch. — ‚Menalkas führte seine Herde brüllend durch den Hain.‘ Dies ist allerdings ein noch ärgerer Fehler als bloß einer der Wortstellung.

Beisätze gehören in eine so enge Verbindung mit dem Wort, dem sie als beigelegt gelten sollen, daß keine falsche Beziehungen entstehen. ‚Angesüllt mit edlem Rheinwein überreiche ich Eurer Majestät diesen Willkommbecher‘, was an den vollen Herzog statt des vollen Balles erinnert (S. 317). Die untrennbare Begriffseinheit ‚angesüllt mit edlem Rheinwein‘ und ‚Becher‘ zerreißt der Redner, schiebt sich zwischen beide, und die Folgen sind schlimm.

Kein deutscher Fürst oder Minister, wohl auch kein Geheimrat, verlangt, daß man aus Ehrerbietung die Grundgesetze deutscher Wortstellung verletze: ‚Indem Eurer Majestät dieses ehrfurchtsvolle Gesuch ich unterbreite . . ; . . so wagen Eurer Erzellenz unsre Bitte nochmals wir vorzutragen‘; ‚wenn dem Herrn Geheimrat den Bauplan ich empfehlen darf.‘

Die Satzzeichen

Sie sind eine verhältnismäßig junge Bereicherung der schriftlichen Wiedergabe der Sprache: in den ältesten Inschriften und Handschriften fehlen sie; erst das gesteigerte Bedürfnis größerer Bequemlichkeit und sichern Verständnisses hat sie erzeugt. Sie sind kein Selbstzweck, könnten also überall da wegbleiben, wo das Verständnis ohne sie genau dasselbe bliebe. Die Schule hat uns aber erzogen und gewöhnt, Satzzeichen regelmäßig auch da zu setzen, wo in gewissen Fällen ohne sie ein langsameres oder falsches Verstehen möglich wäre, und an diese Zeichensetzung muß sich wohl oder übel jeder halten, der sich schreibend an Andre wendet.

Die Satzzeichen dienen zur sichtbaren Gedankengliederung und zu sprachlichen Unterscheidungen. Überall da, wo sie hierfür unentbehrlich oder selbst nur nützlich sind, soll man sie sorgsam verwenden. Wie vollständig der Sinn eines Satzes durch die Zeichen bedingt sein kann, lehrt der bekannte Kinderscherz: „Es schrieb ein Mann an eine Wand: Zehn Finger hab' ich an jeder Hand, Fünf und zwanzig an Händen und Füßen, Wer dies liest, muß zu lesen wissen“, — und wer's schreibt, muß es zu schreiben wissen.

Die mündliche Rede kennt keine sichtbaren Satzzeichen, wohl aber vernehmbare: die Satzpausen. Was die Pausenzeichen in der Notenschrift, das sind die Satzzeichen in der Redeschrift: sie bezeichnen die Pausen und Übergänge, die Mäße der Wort- und der Satzfügung, der Trennungen und Zusammenhänge. Der gute Satzzimmerer ist fast immer ein guter Zeichensetzer; der schlechte Zeichensetzer vielleicht, ausnahmsweise, ein guter Satzbauer, aber ein Schreiber ohne Rücksicht auf seine Leser. Wenn in der ältern deutschen Sprache und Schrift die Zeichensetzung dürftig war, so schadete das wenig oder nichts, weil der Satzbau damals so einfach und durchsichtig war, daß er kaum der sichtbaren Nachhilfen bedurfte. Unser sehr viel reicherer und verwickelterer Satz kann der

mannigfachen Gliederungszeichen nicht entraten, und grade der Schreiber, dem der gute Satzbau schwer fällt, sollte auf die genaue Zeichensetzung als eine sehr nützliche Erleichterung des Verständnisses achten.

Das wichtigste Satzzeichen ist der Punkt. Mancher sonst nicht üble Schreiber ist schwer lesbar, weil er zu sparsam mit den Punkten umgeht. Ruhen und ruhenlassen — der Schreiber selber beim Abspinnen und Aufzeichnen der Gedanken, er den Leser bei ihrer Aufnahme. Nur kein Gedränge, keine atemlose, pausenlose Überstürzung. Ein um so wohligeres Gefühl geht vom Schreiber auf den Leser über, je mehr Punkte, also Ruhepunkte, ihm geboten werden. Im Hirn hängen die einzelnen Gedanken keineswegs so fest zusammen, wie die enblosen, punktlösen Sätze schlechter Schreiber es erscheinen lassen, und in der mündlichen Rede werden bei weitem mehr Punkte gemacht als in der schriftlichen. Lasse sich jeder Schreiber seine Sätze vor, oder andern, strengen Hörern, so würde er bald erfahren, daß er und die Andern mehr Punkte brauchen.

Fast ebenso notwendig ist der Absatz, der schon von weitem besagt: hier, o Leser, kannst du verschlafen, wie der Schreiber selbst es getan und dir's anrät. Viele Absätze geben Lust zum Weiterlesen; volle ungeteilte Seiten nacheinander schrecken ab. Ich hoffe, daß in diesem ganzen Buch kaum eine Seite ohne Absatz, erst recht keine ohne drei und mehr Punkte geblieben ist. Der Stoff ist ermüdend genug, die Form soll die Ermüdung nicht steigern, sondern mindern. Allgemeiner Rat: wo der Schreiber schwankt, ob Absatz oder nicht, da wähle er doch lieber den Absatz, und wo er zwischen Punkt und irgendeinem andern Zeichen schwankt, da setze er getrost den Punkt: unter zehn Fällen ist er neunmal das Bessere.

Das häufigste Satzzeichen im Deutschen ist der Beistrich (Komma). Er ist in unsrer Schrift häufiger als in irgendeiner andern und wird oft recht überflüssig gesetzt. Grade in dem Falle, wo die Schulregel ihn aufs strengste vorschreibt, ist er ganz entbehrlich: vor einem Nebensatz mit **daß**, denn dieses unterscheidet sich schriftlich so deutlich vom Geschlechtswort und Bezugswort **das**, sagt so unverkennbar, hier bin ich und bedeute den Beginn eines neuen Satzgliedes daß es keiner weitem Hilfe fürs Auge bedarf — wie ich soeben durch das Weglassen des Beistrichs bewiesen zu haben glaube.

Weniger entbehrlich ist es vor den Bezugswörtern der, die, das wegen der Gleichheit der Form mit dem Geschlechtswort. Vor welcher könnte man den Beistrich ebensogut entbehren wie die Franzosen und Engländer vor ihren Bezugswörtern. Natürlich darf der Einzelne keine selbstherrliche Eigenbrötelei treiben, sobald er für Andre schreibt.

Die peinliche Setzung des Beistrichs zwischen mehreren aufeinanderfolgenden Beiwörtern ist nur da nützlich, wo ein Nacheinander, nicht ein Nebeneinander bezeichnet werden soll. **Mit gutem altem Wein** bedarf keiner Trennungspause durch Beistrich; wohl aber soll sie angedeutet werden in Fällen, wo auch der Sprecher absetzt, wo einem Beiwort ein zweites, ein drittes folgt, das eine wesentliche Erweiterung des Begriffes darstellt: ‚Mit immer neuen, größeren, schwierigeren Aufgaben befaßte sich sein rastloser Forschertrieb.‘ — ‚Ein sicheres sittliches Gefühl‘ muß ohne Beistrich bleiben; ‚ein ängstliches, feines Sprachgefühl‘ wird durch den Beistrich deutlicher: ein feines Sprachgefühl ist nicht notwendig ängstlich, ein ängstliches nicht immer fein. ‚Eine unverhüllte selbstsüchtige Begierde‘ — ohne Beistrich: ‚selbstsüchtige Begierde‘ ist ein Einheitsbegriff, vor diesen tritt das schärfer kennzeichnende ‚unverhüllte‘. ‚Ein feiner dramatischer Zug‘ — ohne Beistrich, aus demselben Grunde. Aber: ‚ein plötzlicher, nachwirkender Eindruck‘, weil nicht jeder plötzliche Eindruck ein nachwirkender, nicht jeder nachwirkende ein plötzlicher ist.

Komma heißt Schnitt, Einschnitt, Glied: man zerschneide und gliedre nichts, was nur ungetrennt einen Sinn gibt. ‚Auf solche Reden wäre es verkehrt etwas zu antworten‘ — oft findet man in Fügungen dieser Art einen Beistrich vor dem Satzteil mit zu, also hier vor etwas. Das ist gradezu falsch, denn der erste Satzteil für sich ist unvollständig und unverständlich; seine notwendige Ergänzung darf nicht durch Beistrich abgegliedert werden. Hieraus folgt aber nicht, daß der Beistrich überall vor zu mit der Kennform des Zeitwortes fehlen darf. ‚Er verbot dem Gefangenen Briefe zu schreiben‘ —: wurde dem Gefangenen das Briefschreiben verboten, oder wurde Andern das Schreiben von Briefen an den Gefangenen verboten?

Die Schulvorschrift, daß vor und ein Beistrich stehen muß an der Spitze eines angeschlossenen neuen Satzes mit einem neuen Satzträger (Subjekt), ist ziemlich überflüssig: eine

Umkehrung des Verständnisses entsteht durch das Fehlen des Weisstriches nicht. Allerdings deutet der Weisstrich vor und sogleich an, daß der Satz eine neue Wendung machen will. Bei engem Zusammenhang des Gedankens kann der unterschiedlose Weisstrich vor jedem solchem und störend wirken; man vermutet eine stärkere Ausbiegung des Satzes, als tatsächlich eintritt. Die Sprache ist zu mannigfaltig, als daß eine starre Zeichensetzung auf jede ihrer Erscheinungen passen könnte. Das Zeichen tötet, der Geist macht lebendig.

Ein Pausenzeichen, dessen Dauerwert und Gliederungskraft zwischen dem Punkt und dem Weisstrich, aber näher dem Punkte stehen, der Punktstrich (Semikolon), wird von den guten Schreibern, die auch das zu jeder Kunst gehörende Handwerk gründlich beherrschen, gern und zu nützlicher Wirkung angewandt; von den weniger guten selten oder gar nicht oder falsch gesetzt. Ein hoher Staatsmann hat mir vor Jahren gesagt, daß ihm die Bildung jedes seiner Beamten verdächtig sei, der nie ein Semikolon setze. Möchte dies auch etwas übertrieben sein, ein Kern wahren Urteils steckt darin; es besagt: wer nicht große und kleine Satzglieder zu unterscheiden vermag, versteht nichts vom Satzbau, ist also ein mittelmäßiger Schreibersmann. Eine Satzgliedergruppe oder selbst ein größeres Satzglied in Hauptsatzform muß durch den Punktstrich abgeschlossen werden, ehe der Hauptgedanke weiter geführt wird, sonst erscheint dieser den vorausgegangenen Satzgliedern gleichgeordnet. „Der Spruch: Es soll der König mit dem Dichter gehn, hat längst seine Wahrheit verloren, wohl aber soll der Künstler seiner Zeit angehören, von deren Geisteswehen erfüllt sein, nur wenn er ihres Wesens Tiefe zur Anschauung bringt, ist er ein Künstler.“ Nichts als Weisstriche, und doch sind die Gedanken- und Satzglieder grundverschieden an Eigenart und an Gliedwert im Satz. Schon hinter verloren ist der Weisstrich zu schwach, weil ein entschiedener Gegensatz folgt und das Vorangehende die mittlere Länge eines selbständigen Hauptsatzes erreicht hat. Hinter erfüllt sein muß ein Punktstrich stehen; ja selbst ein Punkt wäre hier nicht zu viel, denn mit nur wenn er hebt ein neuer Gedanke an. Im Vorlesen solches Satzes stolpert jeder: bei erfüllt sein hätte er den Ton sinken und vor dem Übergange zu nur wenn er eine Pause eintreten zu lassen; dies merkt er, zu spät, erst bei bringt und kann nun nicht mehr

mit dem Vortragston umschwenken: der ganze Satz ist sprecherisch verbrübelt, weil der Schreiber den Leser hilflos gelassen.

Einer der gar zu gern verbieternden Sprachmeister erklärt mehr als Einen Punktstrich im Satze für falsch. Dieses Verbot ist falsch: es gibt vortrefflich gebaute Sätze mit zwei reichen vollen Vordergliedern, deren jedes für die Abgliederung durch bloßen Beistrich zu gewichtig ist, und auf die ein Nachsatz folgt, der von den Vorderätzen nicht durch den völlig trennenden Punkt abgeschnitten werden darf. Was ist z. B. gegen diesen Satz und seine Zeichensetzung zu sagen: „Einen unmittelbaren Angriff auf das Deutsche Reich wagte Ludwig damals noch nicht, um die Rheinbundfürsten nicht zu erschrecken; er wollte sie nicht dadurch abwendig machen und gegen sich aufbringen; er brauchte sie noch“ (Moltke). Wohl könnte hinter **erschrecken** schon ein Punkt stehen; aber er **brauchte** sie noch schließt sich dem vorherigen Gedanken- gange sehr dicht an. Dagegen wäre der Beistrich hinter **erschrecken** gradezu falsch, weil zu schwach.

Der Doppelpunkt wird nach der Schulregel nur vor wörtlichen Anführungen und Aufzählungen gesetzt. Seine Geltung reicht viel weiter: er darf stehen, und steht nützlich überall da, wo aus einem Vorderatz eine Folgerung, eine Nutzenanwendung gezogen wird — wie z. B. in diesem Satz nach **viel weiter** —, die man nicht durch einen Nebensatz mit Bindewort anschließen will. Der Doppelpunkt dient zur Belebung des Stils, indem er die Zahl der Hauptsätze auf Kosten der Nebensätze vermehrt, und er verhilft dem Leser auf die leichteste Weise zur Einsicht in den gedanklichen Zusammenhang, besonders in einen von Ursache und Folge. Wer beim Lesen an meinen Doppelpunkt gelangt, steht wie vor einer sich in den zwei Punktangeln öffnenden Thür, die zum angekündigten Inhalt des **viel weiter** führt. „Kinder wissen beim Spiel aus allem alles zu machen: ein Stab wird zur Flinte, ein Stückchen Holz zum Degen“ (Goethe). Kein andres Satzzeichen käme hier dem Doppelpunkt an Zweckmäßigkeit gleich.

Auch zur Rückschau auf Vorangegangenes leitet der Doppelpunkt. „Alle echte Dichtung sollte aus dem eignen Erleben fließen: dies ist der Kern der Auffassung Goethes von der Schöpfungstunst des Dichters.“ Der Leser findet in diesem Buch Duzende solcher Doppelpunkte: sie sind eines der unentbehr-

lichen Satzzeichen eines Führers aus Voraussetzungen zu Folgerungen.

Anführungszeichen „“ (Gänsefüßchen) sind hergebrachtes Mittel zur Bezeichnung wörtlicher Anführungen, um sie zu unterscheiden von nicht ganz wörtlichen. Bei der Häufigkeit ihrer Anwendung in diesem Buch begnügte ich mich mit dem halben Zeichen ‚. Überflüssig ist es überall da, wo sich's von selbst versteht, daß es sich um einen Titel handelt: der erste Akt des Tell, in den Kranichen des Jöhlus, Hauptmanns Weber, der Kreuzer Emden bedürfen keiner Anführungszeichen, um uns erkennen zu lassen, daß etwas angeführt; d. h. mit Namen genannt wird. Noch sonst könnte man viel spärlicher mit dem Zeichen umgehen, das den gleichmäßigen Schriftsatz auffällig unterbricht. Hingegen bedarf es in Lehrbüchern über Sprachformen, wie diesem, unbedingt eines Mittels, um Darstellung und Beispielwort auf den flüchtigsten Blick zu unterscheiden, es sei denn, daß die Beispiele sich durch eine so auffällig verschiedene Schriftart abheben wie oft in diesem Führer.

Daß die zufällig gesetzten oder nicht gesetzten Gänsefüßchen keinen bestimmenden Einfluß auf die Beugung des angeführten Wortes haben dürfen, sei hier nachdrücklich wiederholt (vgl. S. 118). Wer sich scheut, was verkehrt wäre, zu schreiben: ‚In Goethes Natürlicher Tochter‘, was untadlig ist, der schreibe überflüssigerweise: .. ‚Natürlicher Tochter‘; er rede sich aber nicht ein, daß er durch noch so viele Gänsefüßchen so elendes Deutsch wie: ein Aufsatz in „Die Gegenwart“, die Redaktion des „Berliner Tageblatt“ richtig macht. Wer aus unverständlichen Sprach- oder Gewissensbedenken durchaus nicht schreiben will ‚In Goethes Natürlicher Tochter‘, dem bleibt nichts übrig als die Umständlichkeit, die ihm niemand danken wird: In Goethes Drama ‚Die natürliche Tochter‘.

Ehedem herrschte die Anschauung, eigentlich sei der Gedankenstrich das allerfeinste Zeichen, und gar eine ganze Reihe von Gedankenstrichen verrate eine besond're verborgene Geistestiefe des Schreibers, die zu gleicher Gedankenfülle bei dem dazu angespornten Leser führen solle. Mit Ausnahme einiger dichterischer Stümper, die ihre Gedankenleere hinter einem dichten Lattenzaun von Gedankenstrichen verbergen möchten, denkt man heute in der Schreibervelt anders über dieses Zeichen: man wendet es fast nur noch da an, wo sonst

zwei Beistriche oder Klammern stehen würden, und setzt in die Klammern nur solche Angaben, die sonst als besondere Anmerkungen unter der Seite zu geben wären. Unentbehrlich ist der Gedankenstrich als Pausenzeichen zum kurzen Stoden vor Überraschungen: „Raum einer von zehntausend Lesern weiß, warum die Römer sagten *ad Kalendas graecas*; um so vornehmer erscheint der deutsche Mann, der es schreibt und es in zehntausend Fällen gegen einen — auch nicht weiß.“

Beistrich Gedankenstrich (, —) sind ein nützliches Zeichen für das jähe Abbrechen eines Vordersatzes und das unvermittelte Beginnen eines Nachsatzes, wo ein Punktstrich zu schwach wäre: „Sieht man ihn bald . ., bald . ., bald . ., — wer könnte da ernst bleiben?“

So wenig wie möglich Ausrufzeichen! Auf dem Papier — wie in der Rede — soll gesprochen, nicht geschrien werden. So selten wie möglich Unterstreichung: wer immer gleich unterstreicht, unterstreicht nichts; wer alles für äußerst wichtig erklärt, macht alles gleichmäßig unwichtig. Die Irrenärzte haben längst als eines der Anzeichen der Geistesstörung die Vorliebe für massenhafte Ausrufzeichen und Unterstreichungen festgestellt. Im Druck wirken die häufigen, gar die langen Sperrungen, die nicht äußerst Wichtiges scharf unterscheidend, besonders betonend herausheben, unruhig und ermüdend. Es ist Sache des Satzbaumeisters, durch Bau und Wortstellung das Sperren (Unterstreichen) entbehrlich zu machen.

Das Häkchen (') sollte nur stehen, um anzuzeigen, daß ein Buchstabe ausgefallen ist, der bei unverkürzter Schreibung des Wortes dastehen würde. Also ein Häkchen in: „Das Wasser rauscht“, das Wasser schwoll“, weil Goethe sich hier die Freiheit genommen, statt *rauschte* zu schreiben: *rauscht*. Allenfalls ist es noch zulässig im 2. Fall der Eigennamen auf Hischlaute (vgl. S. 104), um uns über eine Schwierigkeit wegzuhelfen. Dagegen ist es nicht nur überflüssig, sondern falsch in *Schillers Tell*, *Goethes Leben*; unnötig in *durchs*, *fürs*, *mirs*, denn hier läßt man nichts aus Läßlichkeit weg, sondern zu einem guten Stilzweck: zur Belebung des Satzes. Allenfalls ist es berechtigt und nützlich in *sei's*, *gibt's*, um die sonst ungewöhnlichen Formen sofort richtig zu lesen. — Im Satzanfang: *'s ist*, nicht etwa: *'S ist*.

Guter Stil

Es gibt eine Wissenschaft vom Stil, und die ist erlernbar; der Stil selbst ist eine der schönen Künste, die man als Naturgabe besitzen muß, um sich in ihr zu vervollkommen, die man aber nicht erlernen kann wie eine fremde Sprache. Dennoch ist es kein unberechtigter Wunsch jedes schreibenden Deutschen, außer gutem Deutsch einen guten Stil zu beherrschen. Bis zum gewissen Grade ist dieser Wunsch erfüllbar, vorausgesetzt, daß man sich fest vorsetzt und ausführt: nur seinen Stil zu schreiben, keines Andern Stil nachzuahmen oder nachzuäffen, seiner Natur auch im Schreiben getreu zu bleiben und alles zu meiden, was nicht aus ihr fließt, sondern eitel gewollt und gesucht ist. Man schreibe nicht, „wie einem der Schnabel gewachsen ist“, denn man schreibt nicht für sich, sondern für Andre; man schreibe aber nicht, wie man niemals sprechen würde, wie kein Mensch wirklich spricht. Dieses Buch, das im Gegensatz zu manchem andern die wirkliche Sprache als obersten Gerichtshof für fast jede Zweifelsfrage anruft, kann am Schluß auch nur eindringlich raten, sich mit seinem Stil ans Leben der Sprache zu halten. Jeder hat ein sehr feines Ohr für die Bitterkeit der Andern: er versuche, durch strengste Selbstprüfung herauszuhören, ob seine Sprache irgendwo unnatürlich, nur gemacht klingt, und tilge die leiseste Spur der geschriebenen papiernen Unnatur aus. Guter, ja schöner Stil ist immer nur der dem eignen Sprachwesen entsprossene. Wessen Sprache nicht blühend ist, der versuche sich nicht in Redebäumen; wer im Leben schlicht und recht spricht, der quäle sich keine Geistreichigkeiten oder gar Witzchen ab; wer ein tüchtiger Mensch von dieser Erde ist, der versuche nicht in den Wolken zu wandeln und den Dichter in Prosa zu spielen. Alle solche Unechtheiten werden vom Leser gar bald erkannt, und die ganze erquälte Erhabenheit oder Geistreichelei oder Scheinpoeterei versinken in ihr Nichts.

Gutes Deutsch ist die selbstverständliche Voraussetzung zum guten Stil, Sprachrichtigkeit die zur Sprachschönheit. In den andern Bildungsländern verstand es sich allzeit von selbst, daß, wer gut schreiben wolle, zuvor seine Muttersprache fehlerfrei, fleckenlos schreiben müsse; in Deutschland beginnt diese Überzeugung sich eigentlich erst seit einem Menschenalter allgemein durchzusetzen. Zu jeder edlen Kunst gehört die vollkommene Herrschaft über das Handwerk dieser Kunst: das der Stillkunst heißt Sprachrichtigkeit — in dem immer wiederholten Sinne dieses Buches, daß nicht die Sprachmeister, sondern der Sprachgebrauch der Gebildeten am letzten Ende entscheidet, was falsch, was richtig ist. Daß sich hierbei herausgestellt hat, wie sicher in den meisten Fällen der gute Sprachgebrauch seinen Weg durch Falsch und Richtig zu finden weiß, wird hoffentlich den allermeisten Lesern zur Freude gereicht haben. Mit der wohlbegründeten Überzeugung, daß in Deutschland nicht so schlecht gesprochen wird, wie die Kritiker und Merker es ihrem Volke seit Geschlechtern aufgeredet haben, wird vielleicht eine neue Spanne der deutschen Sprachpflege anheben; nennen wir sie die der Sprachfreude.

Fehlerloses Deutsch, soweit Fehlerlosigkeit in einer so überaus reichen und biegsamen Sprache zu erreichen ist. Die Zahl der unzweifelhaft groben Fehler im Deutschen ist zum Glück in der Rede und Schrift viel viel kleiner, als gemeinhin angenommen wird. Nicht die Hälfte, nicht der vierte Teil der hochfahrend 'Sprachdummheiten' geschimpften Abweichungen vom Geschmac des einen einzig Makellosen und Unfehlbaren sind wirklich das, was man Sprachfehler nennen dürfte. Es sind vielfach Schwankungen, die sich zu befestigen beginnen; Neubildungen, die sich durchgesetzt haben; Bequemlichkeiten, die den berechtigten Bedürfnissen des Lebens, also auch der Sprache als der Ausdrucksform des Lebens, entsprungen sind. Die Fehler jedoch, die in der That so und nicht anders heißen müssen, ist jeder deutsche Schreiber ehrenhalber verpflichtet zu erkennen und abzulegen. In diesem Buche ist hoffentlich keiner übergangen, kein besonders schlimmer zu milde beurteilt worden.

Sprachrichtigkeit, gutes Deutsch, guter Stil — sie alle drei sind, das sei am Schlusse wie im Anfang gesagt, untrennbar vom reinen Deutsch. Man könnte vielleicht allen wissenschaftlichen Streit über Recht oder Unrecht des Welisch in-

mitten der deutschen Sprache auf sich beruhen lassen, weil ihn wahrscheinlich die Allgewalt des Geschmackwandels dadurch schlichtet wird, daß die jetzige Fremdwörterei einem besser erzogenen Geschlecht so abgeschmackt klingen wird wie uns die Alamodesprache des 17. Jahrhunderts. Für uns Lebende und die zunächst folgende Jugend gilt jedenfalls das höchste Gesetz alles schriftlichen Verkehrs, alles Stils: man schreibt, um verstanden zu werden; und vollkommen verstanden, mit jedem Wort von jedem Leser, wird der deutsche Schreiber nur mit den Ausdrücken seiner Muttersprache. Die geringste Trübung des Verständnisses — und fast jedes Fremdwort ist trüber als das deutsche — trübt den Stil, so wie trübe Farben das bestgemalte Bild verderben. Dazu kommt die wissenschaftlich festbegründete, von keinem, auch von keinem Welscher bestrittene schnelle Vergänglichkeit der allermeisten Welschwörter. Unzählige Stellen in Goethes wissenschaftlicher Prosa sind heute ihrer welschen Bestandteile wegen nur noch mit übersehenden Anmerkungen verständlich, ohne diese selbst vielen Hochgebildeten unverständlich. Es gibt eine Volksausgabe von Goethes Werken mit einem beigefügten Fremdwörterbuch! In meiner Volksausgabe seiner Werke war ich gezwungen, viele Hunderte von Welschwörtern durch Anmerkungen zu erhellen, weil sonst ganze wichtige Sätze Tausenden von Lesern unverständlich geblieben wären. Welch ein gefährlicher Zustand unsers wertvollsten Schrifttums! Jedes Buch in welscher Sprache, hinter dem nicht ein weltberühmter Name schützend steht, versinkt innerhalb eines Menschenalters, weil es unverständlich wird.

Dazu kommt ein Zwang zu reinem Deutsch, der erst jetzt entscheidende Kraft gewinnt. Die Bewegung von verschmutzter welscher Sprache weg zu reinem Deutsch wächst zusehends an Breite, Stärke und Tiefe. Jeder Welscher kann oder sollte heute damit rechnen, daß ein zunehmender Teil der Leser, an die er sich wendet, sein schmutziges Welschdeutsch lächerlich oder verächtlich oder ekelhaft findet. Alle Verteidigungen der Welscher: dieses und jenes und die tausend andern undeutschen Wörter enthalten ‚Müankßen‘, die es im Deutschen nicht gibt, mit denen sich kein deutsches Wort ‚deckt‘, wirken auf den deutschgerichteten deutschen Leser nicht mehr, denn dieser entgegnet den Welschern ruhig, aber bestimmt: Das Deutsche enthält alle Farben und Töne, du beherrschest es nur nicht

genügend, — ich mag deine Buntflickensprache nicht! Was nützen dem Welscher seine herrlichsten Fremdbroden, wenn ein neues, sprachlich sauberer fühlendes Lesergeschlecht sie verschmäht? Die deutsche Sprachfrage wird allmählich eine Massen-, also eine Machtfrage. Die Masse des Volkes siegt über die welschende Minderzahl; das Volk macht seine Versführer unschädlich, indem es sie verwirft. Diese Entwicklung vielleicht gefördert zu haben, wäre mir eine der stolzesten Lebensfreuden. Die gehässigen Angriffe meiner erbosten welschenden Gegner in einigen heimparisischen Blättern sind mir eine hohe Ehre.

Dem Alltagschreiber ist nachdrücklich zu sagen: der Vorgesetzte, die Behörde, der gebildete Handelsherr, die Käufer, die Zeitungsleser, an die und für die du schreibst, haben aufgehört, das Welschdeutsche für ein Zeichen der Bildung zu halten; sie finden es gemein, rückständig, geschmacklos, eitel, dumm, und wenn du dich damit spreizest, so giltst du denen, auf die du Rücksicht zu nehmen hast, für das was du bist: für einen sprachlich schlechterzogenen Menschen oder für einen Gefen. Niemals aber wirst du bei irgendeinem Leser, nicht einmal bei einem Verteidiger des Welsch, Anstoß erregen, wenn du reines gutes Deutsch schreibst: dies nämlich versteht jeder Deutsche, selbst wer es selber nicht schreibt. Die Zeit zieht herauf, wo verschmutztes Deutsch im Schriftleben wirken wird wie unsaubres Außere im persönlichen Menschenverkehr. Je früher du deinen schriftlichen Ausdruck auf diese neue, saubere, deutsche Zeit einstellst, desto besser für dich und für dein Vaterland. Daß reines Deutsch der echtere, wahrere, lörrigere, wirksamere Ausdruck deiner Gedanken ist, davon wirst du dich beim Durchlesen des Geschriebenen selbst überzeugen, und das werden deine Leser in allen Lebensstellungen sogleich erkennen.

Reines Deutsch allein wirkt sprachlich ganz wahr, denn der Deutsche empfindet noch jetzt, trotz jahrhundertelanger Sprachverbildung, nur die deutschen Wörter — und allenfalls ein paar Duzend eingebürgerte Halbblehnwörter — nach ihrem vollen Inhaltswert. Du brauchst dich nicht zu scheuen, Natur, Religion, Minister, Musik, Konzert, Literatur, Drama, Politik, General zu schreiben; aber ein gebildeter Deutscher amüsiert sich nicht mehr, enthusiastiert sich nicht, orientiert sich nicht, auch nicht ‚neu‘; und wie bald wird er sich schämen, Interesse für etwas zu haben, sich für etwas zu interessieren,

etwas interessant zu finden und unter den Interessenten zu figurieren.

Streng wahrhaftige Sprache mit welschem Wortschatz gibt es nicht, und Wahrheit ist die oberste der unerläßlichen Eigenschaften des guten Stils. Kein schöner Stil ohne Wahrheit. Schönheit des Stils ist die innere Einheit zwischen Inhalt und Form; nur wenn die Form wahr ist, d. h. nicht mehr besagen will als der Inhalt, bekommt der Leser das wohlthuende Gefühl der Sicherheit, ohne die es keinen schönen Stil gibt.

An deiner Sprache rüge
Du schärfer nichts als Lüge,
Die Wahrheit sei ihr Hort! (Uhland).

Also kein breiter Wortschwall um einen sehr dünnen Kern herum: der Leser sucht nach dem großartigen Gehalt, den das Gerede vortäuschen will, findet ihn nicht und ist mit dem unwahrhaftigen Schreiber fertig. 'Die Sonne ist aufgegangen' ist ausreichend für die Meldung der Tatsache; 'Auroras Rosengewand ist von Helios' Brandpfeilen versengt, und der siegreiche Sonnenwagen fährt donnernd über die Bogenbrücke des neuen Tages' heißt Schwall, Schwallst, Geschwätz, nicht schöner Stil. Alles Notwendige sagen, es in der angemessensten, deutlichsten Form sagen, aber darüber hinaus nicht etwa durch Glitterschmuck die Wirkung verstärken wollen; sie kann dadurch nur geschwächt, ja vernichtet werden.

Keine Mätzchen, um dich selbst ins Licht zu setzen und wichtig zu machen. Der Leser will die Sache, nicht dich. Gib ihm die Sache, so voll, so deutlich, zugleich so bequem, daß er sie wohligh eindringen fühlt, so wird er den guten Schreiber ohne dessen Aufbringlichkeit durch die Sache hindurch erkennen, schätzen, lieb gewinnen. Dazu gehört natürlich, daß der Schreiber seinen Stoff bis in die schreibenden Fingerspitzen zueigen hat; denn nur aus der vollkommenen Herrschaft über die Sache erwächst die vollkommene Form, die guter Stil heißt. Darum: mache dir vor dem Schreiben klar, ob du etwas zu sagen hast, was des Aufschreibens wert ist; werde dir bewußt, was du sagen willst; durchdenke es mehrmals, um es in lichter Klarheit vor deiner Seele stehen zu sehen, und dann schreib's nieder — so schlicht wie nur möglich, so schlicht, wie alle unverbrämte Wahrheit ist.

Viele Schreiber ahnen nichts von dem hohen sachlichen und künstlerischen Wert der schlichten Einfachheit; reden sich ein, man müsse das Geschriebene irgendwie verschönern, ausputzen. Man lese alle erhabensten Stellen der paar ewigen Schriften der Menschheit und überzeuge sich, mit wie einfachen Mitteln die größten Wirkungen hervorgebracht werden. Es gibt keinen gewaltigeren Satz in allem Schrifttum der Völker als: ‚Und Gott sprach: Es werde Licht! und es ward Licht.‘ Wo ist da nur die Spur eines sprachlichen Schmuckes? wo nur ein Wort, eine Silbe zu viel? In der Ursprache stehen nur sechs Worte!

Man brauche gewöhnliche Worte und sage ungewöhnliche Dinge, lautet der tiefste Satz von Schopenhauer über das letzte Geheimniß des guten Stils. ‚Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!‘ schrieb Goethe: lauter ganz gewöhnliche Wörter, nicht eins, das besonders dichterisch, erhaben, ungewöhnlich klinge; und doch wie trifft dieser Anfang eines Gedichtes, für das Goethe sogar auf den Schmuck des Reims und eines stark ins Ohr fallenden Versmaßes verzichtete, unser Herz; wie unauslöschlich haftet es seit bald anderthalb Jahrhunderten in der Seele des deutschen Volkes. ‚Es trägt Verstand und rechter Sinn Mit wenig Kunst sich selber vor, heißt einer der gehaltreichsten Aussprüche Goethes über Stil. Wozu ließt und bewundert man solche Kleinode der Weisheit, wenn man aus ihnen nicht auch für die eigne Ausdrucksform etwas Grundlegendes gewinnen will?

Erster und letzter Zweck alles Schreibens ist: unsre Gedanken auf den Leser zu übertragen, ihn, wie Schopenhauer das ausdrückte, zu nötigen, genau ebenso zu denken wie ich. Dies ist unmöglich, wenn das Geschriebene nicht durchsichtig klar im Ganzen und im Einzelnen ist; wenn nicht jeder Satz, jedes Glied, jedes Wort verständlich ist, nur auf eine Art verstanden wird. Ein berühmter römischer Stillehrer, Quintilian, kein Meisterer, sondern ein Meister und ein Meisterlehrer, forderte mit der Übertreibung der äußersten Strenge: ‚Selbst nachlässig Zuhörenden muß ein Vortrag klar sein, und ein andermal: ‚Nicht bloß verstanden, sondern unter keinen Umständen mißverstanden soll man werden.‘ Der letzten Forderung entspricht mancher Rat in diesem Buche. Gleichviel, ob das Verstehen, und zwar das schnelle, das unzweideutige, das vollständige, durch die ungenaue Wortwahl oder die

undeutliche Fügung oder den undurchsichtigen Satzbau gestört wird, — einen guten Stil hat kein Schreiber, der nicht von allen Lesern verstanden wird, an die er sich wendet. Auch hierbei muß gesagt werden, daß Wörter aus fremden Sprachen für die Mehrzahl der Leser weniger verständlich sind als die der Muttersprache; daß also ein welschender Schreiber gegen eine Grundforderung des guten Stiles verstößt, nicht jedes sprachliche Mittel zur vollen Verständlichkeit angewandt zu haben.

Der Ausdruck sei der Sprache genau angemessen. Es gibt für jeden Gedanken einen allerbesten Ausdruck: nach diesem suche der sorgsame Schreiber, denn mit ihm bringt er die Sache zur stärksten Geltung und überträgt er seinen Gedanken am genauesten auf den Leser. Für den deutschen Leser ist der allerbeste Ausdruck das deutsche Wort, denn dieses fühlt der Schreiber und der Leser am innigsten, über dieses bestehen weniger Zweifel als über das einer fremden Sprache. Der Schreiber beruhige sich nicht mit dem erstbesten ihm einfallenden bequemen Wort, — denn das tut der Welscher, der Interesse, Element, Moment, Apparat, System, Individualität, subjektiv hinschmiert, lauter Schwammwörter, allgemeine Redensarten, statt für die bestimmte Sache das eine scharfbestimmte Wort zu suchen, das nur ein deutsches sein kann. Das erste Wort ist nicht immer das beste. In meinem Verdeutschungswörterbuch „Entwelschung“ stehen bis über 80 deutsche Wörter für ein welsches Schwammwort: ein Beweis für den unendlichen Reichtum des Deutschen, für die verblasene Armseligkeit des Welsch.

Keine Abgedroschenheiten und Plattheiten, sondern möglichst das eine Wort, das trotz seiner Unbekanntheit an dieser Stelle als das einzig treffende und darum mit dem Reiz der Neuheit angetane wirkt. Die Wörter der täglichen Umgangs- und Bildungssprache werden trotz ihrer immerwährenden Benutzung nicht abgedroschen; das geschieht nur den Modewörtern, die bei jeder, auch nicht passender, Gelegenheit wie aus unwiderstehlichem Zwange hingeklappert werden, weil man zu bequem ist, das angemessene Wort zu suchen. Tadellos, schneidig, ausgeschlossen, voll und ganz, selbstredend, auf der Bildfläche erscheinen, eine Fahne hochhalten, vor allem aber die mit besonderm Nachdruck eingestrichen Welschwörter: Imponderabilien, Neuorientierung, Synthese, impressionistisch, sub-

ektiv, individuell sind jedem Leser und Hörer von Geschmack ein Greuel. Beim ersten Gebrauch, wohl gar aus dem Munde eines großen Mannes, wie die Imponderabilien Bismarcks, mochten sie Wirkung tun; sinnlos von jedem und immerfort nachgeredet, werden sie zu leeren Wortstrohhalben und wirken vernichtend auf Inhalt und Form.

Der Leser soll vom Schreiber gefesselt werden, sonst ist alles Schreiben verfehlt: der Leser läßt das langweilige Blatt sinken oder vergift dessen Inhalt bald nach dem Lesen. 'Eine langweilige Schrift ist allemal auch sonst wertlos' (Schopenhauer). Es bedarf keiner weither gesuchten Reizmittel der Sprache und des Stiles zum Festhalten des Hörers und Lesers: Stoffbeherrschung, strenge Sachlichkeit, lebendige Sprache, belebter Satzbau, Klarheit genügen.

So schnell wie tunlich mitten in den Kern der Sache hinein: der Leser wartet ungeduldig darauf. Ist die Sache verwickelt, so darf eine vorbereitende Einleitung ihn zur richtigen Aufnahme des Folgenden stimmen; aber keine Umschweife, die mit der Sache nur von fern zusammenhängen.

Lebendig ist eine Sprache, die dem Leser mehr sinnenhaftes Leben als übersinnliches Denken vermittelt. Jede Sprache hat zwei Hauptgattungen von Begriffswörtern: Ding- und Denkwörter (im Gelehrtenwelsch: Konkreta und Abstrakta). Die Abstrakta sind die von den Dingen 'abgezogenen' Denkwörter für Begriffe: man ziehe so wenig wie möglich ab, gebe lieber die anziehenden Dinge selbst. Bei den Dingwörtern sieht der Leser, bei den Denkwörtern sieht er nichts; Sehen ist lebendiger als Denken, also lasse man den Leser recht viel sehen.

Die meisten bloßen Denkwörter endigen im Deutschen auf ung, igung, tum, heit, feit, igkeit, schaft: man versuche, ob man sie nicht oft durch mehr dingliche Wörter ersetzen kann. Schon das ewige Wiederholen (Wiederholung) der Ungen und Heiten wirkt auf das Ohr ermüdend; man kann sie zuweilen, wie in diesem Satz und häufig sonst geschehen, durch eine Zeitwortform ersetzen, die immerhin lebendiger wirkt. In diesem Buch hatte ich fast nur mit unsichigen Begriffen zu tun, mußte also nach einem andern Mittel des Belebens trachten: der kurze, nicht schleppende Satz und das engste Annähern an die gebildete Redesprache mußten mir dienen. Man prüfe diesen Satz eines einst sehr

berühmten Schreibers über Schillers Freund Körner: „Er war es noch mehr durch die unbedingte Zuverlässigkeit und Bravheit, durch die Gleichmäßigkeit, Ruhe und Überlegtheit seines Wesens, durch die Nüchternheit seines Verstandes, durch die Anspruchslosigkeit und Uneigennützigkeit, mit der er bei aller Sicherheit seines Selbstgefühls . . . ufm. mit lauter Heiten und Reiten, bei denen wir nicht das Mindeste zu sehen, zu fühlen bekommen. Werden gar verblasene, schwammige, vieldeutige Welschwörter, wie Element, Faktor, Material, Moment, organisieren, interessieren, individualisieren, typisieren eingestreut, so hört man nur noch Worte, vielmehr Wörter, und aus der lebendigen menschlichen Rede wird hohles Geräusch. Schülermaterial, Offiziermaterial, Laienelement, politische Faktoren statt Schüler, Offiziere, Laien, Kräfte im Staatsleben wirken wie verschmutzte Fensterscheiben oder dicke Schleier zwischen Augen und Dingen.

Man sage, was man zu sagen hat, ganz (nicht: voll und ganz!), sage es genau, deutlich, wirksam, aber man tue nicht mehr, nichts Überflüssiges. Man treibe den angemessenen Ausdruck auf die Höhe seiner Kraft, aber man übertreibe nichts. Man schreibe oder spreche, aber man schreie nicht. Schreibstil in lauter Höchstgraden der Beiwörtersteigerung, mit oft eingeschobenem **außerordentlich, furchtbar, riesig, ungeheuer, unvergleichlich** wird von einem feinen Ohr schon im Gespräch als — außerordentlich? furchtbar? riesig? — nein, „als unangenehm empfunden“ genügt. Das abscheulichste, wirklich allerabscheulichste Schreimort des schlechten deutschen Sprechstils ist, natürlich, ein Welschwort: das uns von unsern Feinden höhnisch aufgemaupte Koll-loss-ssaaal!!! Es sollte für jeden gebildeten Deutschen zum unverbrüchlichen Anstandsgesetz werden, dieses gemeine Wort nie wieder über die Lippen zu bringen. Die allzu häufige Höchststeigerung, gleich dem zu häufigen Unterstreichen, wirkt nicht mehr steigend und belebend, sondern schwächend und abstumpfend, und obendrein — „Jeder Superlativ (Höchstgrad, Übertreibung) reizt zum Widerspruch“ (Bismarck). Der Sprecher wird gehört, der Schreier überschreitet sich und wird überhört. Die Schreierei des Ausdrucks hat es in Deutschland soweit gebracht, daß Widersinn wie **riesig Flein** und **kolossal wenig** kaum noch auffällt.

Kein notwendiges Wort zu wenig, aber ebensowenig ein

überflüssiges Wort bloß um der Fülle, d. h. der Wortmacherei willen. Unfre Sprache liebt in manchen Redensarten eine gewisse behagliche Breite: Saft und Kraft, Mann und Maus, Kind und Kegel, gäng und gäbe, Art und Weise, Grund und Boden, frank und frei, los und ledig, klipp und klar, hoch und heilig, steif und fest, gut und gern, Schutz und Schirm, Hohn und Spott, Sack und Pack. Meist sind es Fügungen mit Anlautreim, womit das Deutsche von jeher gern gespielt hat. Anders steht es mit der reinen Überflüssigkeit, der Doppelsagerei (Pleonasmus, Tautologie). ‚Zuerst anfangen, zuletzt beendigen, er soll angeblich . . . noch einmal wiederholen‘ sind in der Schriftsprache vom Übel. Nach Zeitwörtern, die schon eine Farbe der Tätigkeit enthalten, braucht nicht doppelt gefärbt zu werden: ‚gewöhnlich pflegen; befehlen, tun zu sollen; gestatten, tun zu dürfen; imstande sein, tun zu können‘ sind doppelgedrehte, überdrehte Stricke, die schlechter halten als einfache. ‚Er war außerstande, ihm dabei helfen zu können; Ich hatte die Erlaubnis, ins Theater gehen zu dürfen; Du hast keinen rechten Mut, dies anfangen zu wollen; Sie besaß eine besondere Gabe, ihn verstehen zu können; Es ist mir zu meinem Bedauern leider nicht möglich, Ihnen das Buch schon morgen bringen zu können; Er war genötigt, schon heute abreisen zu müssen‘ — so schreiben die Wortmacher.

Nichts als geschwollene Wichtigtuerei und Marktschreierei sind Ankündigungen wie: ‚Aufführung des Kappeltopfs, unter persönlicher Leitung des Komponisten.‘ Gibt es auch eine unpersönliche? In keiner andern Sprache kommt dieser lächerliche Mißbrauch vor, obwohl die Marktschreierei in andern Ländern nicht geringer ist; aber die Achtung vor der Sprache ist anderswo größer.

Dagegen sind gar wohl Sprechweisen erlaubt, die nicht als Wiederholung, sondern als Verstärkung beabsichtigt sind und wirken. ‚Das kleine Gärtchen‘ steigert den Eindruck der Kleinheit, ‚das winzige Rindchen‘ erst recht, und ebenso steht es mit dem ‚kleinen (dünnen) Büchlein, dem ungeheuren Riesen‘. Die Sprache ist kein Professor der Mathematik und der Logik. Daß im ältern Deutsch zwei Verneinungen verstärkend, nicht aufhebend wirkten (vgl. S. 168), sei hierbei in Erinnerung gebracht. Ginge es nach den Wortklaubern der Sprachlehre, so wären ‚grobe Fehler, Gedankenlosigkeit,

Schwulst, Unfinn, Roheit' harmlose feste Wendungen wie: 'Loslösen, Ruhepause, Warnungszeichen, Abwehrmaßregel, unser deutsches Vaterland, die deutsche Muttersprache, unsre deutsche Jugend'. Das Benörgeln solcher Ausdrücke ist nichts als Müdenselbstei, und dieselben Müdenselbstei verschlucken die garstigsten Kamele, wenn sie nur aus Belschland stammen.

Der Satz sollgefügt und gebaut, aber nicht zusammengeflückt werden: bloße Gliedwörter ohne allen Wert für Sinn und Klang des Satzes dürfen nicht geschrieben oder müssen sogleich weggestrichen werden. Alles, was den Satz nicht stärkt, schwächt ihn.

Eine alte Stilregel lautet: keine Wiederholung eines Wortes in zu kleinem Abstände; dies gilt besonders für bedeutungsarme Wörter. Das Wiederholen eines gewichtigen Ausdrucks an der rechten Stelle kann sehr stark wirken: 'Erst jetzt zum ersten Male, im Jahre 1812, waren alle Deutschen ohne Ausnahme einem fremden Herrn dienstbar, mußten alle deutschen Staaten ohne Ausnahme einem fremden Herrn Truppen stellen und einem fremdem Befehl untergeben, um für eine fremde Sache zu kämpfen' (Moltke). Man scheue sich nicht vor dem Wiederholen eines gewichtigen Wortes, statt daß man ein schlechtes Fürwort anwende. 'Und sehet ihr nicht das Leben ein, Nie wird euch das Leben gewonnen sein', schrieb Schiller. Der sich vor jeder Wiederholung fürchtende Kangleischreiber würde sagen: „. . nie wird euch dasselbe — oder das letztere — gewonnen sein.“

Eine andre kleine Schulregel verbietet die Häufung von einsilbigen Wörtern. Im Gespräch achtet kein Mensch darauf, weil sich die einzelnen kurzen Wörter zu Gruppen zusammenfügen; in der Schrift fällt ein Haufe von Einsilbern vielleicht dem Auge auf, doch schadet er dem Satze nichts, wenn jedes Wort am rechten Orte steht. Wohl das merkwürdigste Beispiel eines nicht schlecht klingenden Satzes mit lauter Einsilbern, 20 hintereinander, sind diese Verse Goethes:

Wohl hast du Recht, ich bin nicht mehr ich selbst,
Und bin's doch noch so gut, als wie ich's war.

*

Die Anordnung des Stoffes, ein wichtiges Erfordernis des guten Stils, richtet sich nach dem Zweck: dem Leser die Aufnahme zu erleichtern, das äußere Behalten und innere

Verarbeiten zu sichern. Nichts hinschreiben, was nicht für sich oder durch das Vorausgegangene verständlich ist, sondern erst weiterhin ganz klar wird. Keinen Schritt vorwärts tun, ehe der Fuß nach dem letzten Schritt festen Boden gewonnen. Dies gilt nicht bloß für die Darstellung im Ganzen; es gilt schon für den einzelnen Satz, dessen erster Teil nicht unverständlich in der Luft schweben darf, bis vielleicht aus dem letzten Wort des zweiten Theiles das erhellende Licht auf jenen fällt.

*

Nicht nur einen guten Stil will man schreiben, er soll auch ‚schön‘ sein, wobei sich jeder etwas anderes denken kann. Zumeist denken die mittelmäßigen Schreiber dabei an den blumigen und bilderreichen Stil, der in allen Farben prangt, in allen Lichtern glitzert. Es gibt keinen an sich ‚schönen Stil‘, wie es keine an sich ‚schöne Sprache‘ gibt. Schön ist die Sprache, durch die ein Gedanke vollkommen richtig, unmißverständlich und in knappester künstlerischer Form ausgedrückt wird; schön eine Darstellung, die in der angemessensten Form dem Inhalt gerecht wird. Bloße sogenannt schöne Sprache ist leerer Klingklang. Und dann: es gibt keine Schönheit des Richtigen; wertloser Inhalt in äußerlich schöner Form ist ein Greuel vor Gott und Menschen. Lessings schon einmal angerufenes Wort: ‚Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit‘ gilt heute wie vor 150 Jahren, wenn wir auch hinzudenken müssen, was sich für Lessing von selbst verstand: die größte Deutlichkeit dessen, was verdient geschrieben zu werden, also des irgendwie Wertvollen. Für den einfachen Schreiber kann dies schon der kleinste Brief sein.

Es gibt Schreiber, selbst manche berühmte Schriftsteller, besonders älterer Zeit, die ohne eigne Dichtergabe durchaus in Prosa dichten, malen, bildhauen wollen. Der schlichte Ausdruck dünkt sie zu flach, zu blaß, zu gewöhnlich; er muß farbig übermalt werden, und handelte es sich um die bedeutungslosesten Alltagsdinge. Nach so vielen ernststen Betrachtungen soll der Leser auch einmal seinen Spaß haben, wie ihn der Verfasser beim Sammeln dieses Bilderbogens deutschen Stiles gehabt hat. Manches Bildchen ist nicht ganz echte Lebenskunst, sondern absichtsvoll neben dem Leben her gemalt; lehrreich ist aber auch diese Gattung. Ich durch-

lebte dornenvolle Rinderschuhe. — Endlich eine Friedensstaube aus bester Quelle. — Wann wird endlich die Friedenspalme unterzeichnet werden? — Der Dreizack des meerbeherrschenden Albion ist von starker Faust erfaßt und droht den Händen des britischen Löwen zu entgleiten (der Fachmann, 'Nautikus' in der Neuen Freien Presse 1916). — Ein roter Faden (sehr beliebtes, meist unverstandenes, höchst gefährliches Bild) von Blut und Eisen durchzog bereits seine Jugendzeit (aus einer Jugendschrift über Bismarck). — Dieser Grund ist wie eine Dase in eine Wüste hineingeschnitten (Reichstag). — Er floß von überaus trockenen Auseinandersetzungen über. — Das ins Meer gestürzte Pferd machte übermenschliche Anstrengungen, sich über Wasser zu halten. — So erlebte denn Goethe noch 50 Jahre nach seinem Tode endlich die erste Aufführung seines Jugendwerkes. — Die Varen lecken ihr Junges so lange und so anhaltend, bis es ihrer Gestalt gleichkommt. So wirke auch du, christlicher Lehrer, auf deine Zöglinge, daß sie dir im Gutsein ähnlich werden! — Das Unternehmen hatte die Rinderschuhe abgestreift und faßte mit frischem Wind in den Segeln überall festen Fuß. — Kann man denn die bittere Pille des Steuerzahlens nicht mit dem billigen Mantel der Höflichkeit versüßen? — Während dieses Weltkrieges steht die deutsche Bevölkerung mit einem Fuß im Zuchthaus, mit dem andern nagt sie am Hungertuch. — Sie beichtete sich bei der Gelegenheit allen Sauerteig vom Herzen herunter. — Die englische Politik ist ein wahrer Brutofen für Kriege (ein Reichskanzler im Reichstag, 19. 8. 1915). — Bentnerschwer lastet auf unsrer Presse das Auge der Zensur. — Es ist endlich an der Zeit, diesem Bopf in unsrer Verwaltung den Star zu stechen (preussisches Abgeordnetenhaus). — Sie konnte die eisige Kälte, die noch immer in ihrem Herzen glimmte, nicht loswerden. — In die großen braunen Augen senkte sich das Bild hinein und senkte sich langsam auf einen Fahrstuhl, um dort sitzen zu bleiben und wann? wieder emporzutauchen (Vilencron!). — Mit der Art von Fauche, die der geehrte Herr Vorredner im Auge gehabt hat, läßt sich auch keine Seide spinnen (auf einer landwirtschaftlichen Versammlung). — Die Wiege dieses für unsre Landwirtschaft so wichtigen Huhnes hat in Spanien gestanden' (aus einer Landwirtschaftszeitung).

Knüpfen wir an dieses Huhn und seine spanische Wiege

die Untersuchung der Quelle — halt, ein Bild!, also Vorsicht, — der Quelle, aus der diese falsche Wilberei fließt, nicht etwa: wächst! Das Deutsche ist die bilbreichste aller Sprachen: mehr als die Hälfte aller Zeitwörter, besonders die zusammengesetzten, sind einst bildlich gewesen und zeigen ihre Bildnatur noch heute: besaßen, begreifen, ergründen, vorziehen, überlegen; und die bildlichen Redewendungen wie: einen Boß schießen, den Nagel auf den Kopf treffen, den Vogel abschießen, aufß Eis führen, übers Ohr hauen' sind nicht zu zählen. Jean Pauls Satz: 'Jede Sprache ist ein Wörterbuch erblasster Metaphern' (Wilber) gilt von keiner so sehr wie von der deutschen. Wir alle, auch die nüchternsten Alltagsmenschen, sprechen und schreiben immerfort in Wilbern, meist in fertigen und bewährten, so daß wir vor blühendem Blödsinn wie dem in unsrer Sammlung geschützt sind. Hierdurch ermutigt und verführt will der Schreiber, der kein Maler ist, durchaus auch einmal malen, wie er rings um sich her malen sieht — bald hätte ich geschrieben: hört —, und da er nicht malen kann, so bringt er Zerrbilder zustande. Niemand ist verpflichtet zu malen, niemand braucht blumig zu sprechen — 'Blumenkohl' nannte diese Redeform ein verstorbener Sprachforscher. Niemand sollte zu bilbern anfangen, der nicht 'im Bilde' zu bleiben versteht. Man prüfe jedes besonders bildhafte Wort, das aus der Feder fließt, ehe man es zum Satze — 'ausspinn't? nein, ganz bildlos: gebraucht.

Man schreibe nicht ungeschulte, ungefühlte Bildwörter hin und überlasse sie ihrem Schicksal im Verlauf des Satzes. Die Bildkraft der meisten Wortbilder schlummert nur, wird durch das Satzgefüge aufgeweckt und kann dann an der falschen Stelle gefährlich werden. Ein so unschuldig klingendes Wort wie 'verdanken' erinnert immer noch an seine Wurzel **Dank** und rächt sich an dem Nachlässigen, der es mißbrauchend schreibt: 'Das schredliche Unglück verdankte einer Unvorsichtigkeit seinen Ursprung.' Oder man nehme ein Wort wie 'herunterkommen', bei dem niemand mehr an die bildhafte Urbedeutung denkt: 'Die Leute sind schon so heruntergekommen, daß sie jetzt vier Treppen hoch wohnen müssen.' Gipfel bleibt Gipfel, also ein Höhenpunkt, und der aufmerksame Leser lachelt bei dem 'Gipfel einer Demütigung'. Tiefe bleibt tief und ist der Gegensatz von hoch, also nicht: 'Wer bringt bis in die letzten Tiefen seines Hochmuts?'

Bewußt scherzhaft aufgetischt, wirkt solch Blumentohl überaus lustig: „In Afrika liegt der Tabakbau noch tief in den Windeln. — Darf ich Ihnen mit etwas Kölnischem Wasser unter die Arme greifen?“ Aber wo ist die Grenze zwischen bewußter und unbewußter Drolligkeit? Darf man von einem **eingefleischten Vegetarier** sprechen? Darf man kalte Bäder warm empfehlen? Und wie steht es mit der berausenden Bilderpracht der Börsensprache: „Stiller Kasse, ruhige Schweine, Lämmer stramm, Stiere nachgebend, Laura versteift, Phönix lustlos“? Ich denke, dagegen ist gar nichts zu sagen, denn die Börsensprache, gleich mancher andern engen Fach- und Standessprache, steht jenseit von Gut und Böse.

Endlich der fließende Stil, den manche für ein erstrebenswerthes Hochziel halten. Er ist keine besondre Gattung des Stils, sondern fließend soll bis zum gewissen Grade alles Geschriebene sein: es soll fließen, nicht holpern, stolpern, poltern, rumpeln, humpeln, blubbern, stammeln, hacken, stoßen, stoßen. Der gute Schreiber wählt seine Ausdrücke und baut seine Sätze so, daß der Leser nicht durch die Schuld des Schreibers größere Schwierigkeiten zu besiegen habe, als im Stoffe liegen; daß er nicht grübeln müsse über die Bedeutung der Wörter, den Zusammenhang des Gefüges, die Beziehungen im Satze. Der Leser will und soll nicht gegen Pflöcke und Blöcke, Knubben, Stubben und Steine taumeln, sondern gemächlich ausschreiten. Muß er Sätze oder Satzglieder oder Wörter zweimal, dreimal lesen, um sich über Sinn und Fügung klar zu werden, so klagt er mit Recht über Mangel an Flüssigkeit. Selbst ein schwieriger Stoff läßt sich so darstellen, daß zwar bedachtjam gelesen und von Zeit zu Zeit innegehalten wird, um das Gelesene zu durchdenken und zu verarbeiten; daß aber nicht gestockt und rückwärts gelesen werden muß, um nur den Wortlaut richtig zu begreifen. Wo der gebildete und geübte Leser hierzu gezwungen wird, da darf er mit Recht die Schuld auf den verworrenen und seine Sprache nicht beherrschenden Schreiber schieben.

*

Die peinlichen Sprachmeister lassen die unschuldigsten Freiheiten und Vorfälle, die sich kraft des Geistes unsrer Sprache ein sonst gewissenhafter und sicherer Schreiber erlaubt. Nur einem solchen sind sie gestattet; einem ohnehin

nachlässigen und stümpernden Schreiber ist überhaupt nicht zu raten.

Die ‚Fügungen nach dem Sinn‘ fordern, grade weil sie den Regeln widersprechen, besondere Vorsicht, und bei jedem ernststen Zweifel sind sie lieber zu meiden, denn unbedingt notwendig ist keine. Wenn aber die Sprachbüttel solche Fügungen verbieten, die sich aus einem allgemeinen Verkehrsbedürfnis, nicht bloß in Deutschland, herausgebildet haben, so höre man nicht auf sie, sondern schreibe z. B. Müller-Meinungen, wie man einst Schulze-Delitzsch geschrieben hat, und lasse sich durch keine Rüffeleien mit ‚Abgeschmacktheit, Unfitte, dumme Mode, Hohn auf den gesunden Menschenverstand‘ einschüchtern. Abgekürzte Ausdrücke wie ‚die Universität Leipzig, Zirkus Renz, Bad Gms‘ sind kein ‚Mißbrauch‘, sondern nützliche, der Sprache nicht schädliche Bequemlichkeiten. ‚Ersatz Preußen‘ für ein neues Schiff an Stelle eines früheren gleichen Namens will nicht vollendete Prosa sein, sondern nur kurze Fachsprache, der ähnliche Freiheiten zustehen wie der Drahtsprache. Gegen solche Bequemlichkeiten gleich mit ‚Sprachzerrüttung, Neger Sprache‘ loszubonnern, ist abgeschmackt.

Millionen deutscher Ladenschilder sind nach folgendem Muster beschrieben:

Friedrich Schulze.

Räucherwaren.

Der Sprachbüttel beschimpft Millionen deutscher Kaufleute wegen ‚Geschmacklosigkeit, Unsinn, Gestammel‘ und unterstellt dem arglosen Friedrich Schulze, sich selbst ‚Räucherwaren‘ zu nennen. Das fällt diesem nicht ein, sondern sein Schild besagt: Ich heiße Friedrich Schulze, und dies ist ein Laden für Räucherwaren. Sollte er etwa sagen: Fr. Schulzes Räucherwaren? Der Büttel würde auch daraus irgend etwas Furchtbares erschnüffeln.

In der Umgangssprache muß es erlaubt sein, zu sagen: ‚Ich wohne Kaiserstraße 12‘; ja selbst so zu schreiben; wäre noch kein Fehler.

Statt ‚einmal‘ zu sagen mal muß zulässig sein, denn — alle Welt sagt so; und im Alltagsstil darf auch so geschrieben werden, eben weil alle Welt so sagt.

Ist ‚die kleinere Hälfte‘ wirklich so ‚vollkommener Unsinn‘, wie der Gestrenge der Sprachmeisterei behauptet? Dann haben schon unzählige ganz vernünftige Menschen den Unsinn

begangen. ‚Hälfte‘ ist für den Sprachgebrauch keine mathematisch genaue, sondern nur eine ungefähre Bezeichnung. Man darf auch ruhig sagen: ‚Ich habe den Saal schon voller gesehen‘, denn ‚voll‘ bedeutet erst recht nichts genau Bestimmtes.

‚Lieber Onkel und Tante‘ ist allerdings, genau betrachtet, nicht richtig; aber ist es ein Fehler? Es entspricht dem, was von Luther bis zu Goethe und darüber hinaus alle große Schriftsteller aus dem Geist unsrer Sprache für erlaubt angesehen haben. — Hierher gehört das zum natürlichen Geschlecht gegenüber dem sprachlichen (S. 243) und zur Wiederholung der Vorwörter nach den mit dem Geschlechtswort verschmolzenen Vorwörtern (S. 299) Gesagte.

Der Beamtenstil

Der Beamte in diesem Abschnitt ist nicht bloß der Staats- und Stadtbeamte, sondern auch der Einzel- und Eigenbeamte, gleichviel in welcher Stellung: fast alle Mängel des Beamtenstils sind den Beamten aller Grade, aller Gattungen gemeinsam. Um der Gerechtigkeit willen sei nicht verschwiegen, daß die Bestrebungen vieler Behörden, den Beamtenstil von seinen Gebrechen zu heilen und auf eine höhere Stufe zu heben, nicht erfolglos geblieben sind: er ist nicht mehr der schlechteste unter den deutschen Stilen, sondern hat diese Rangstufe längst dem Stil der Wissenschaft und der Presse abgetreten. Der allerschlechteste Stil wird zurzeit von den deutschen Kunstschreibern verübt, die undeutscheste Sprache von den Bierden der deutschen Wissenschaft dem deutschen Volke zugemutet.

Die Notwendigkeit grade eines fehlerlosen und guten Beamtenstiles leuchtet ein: der Beamte, zumal der des Staates und der Gemeinde, vertritt sprachlich das Ansehen der wichtigsten Gebilde des öffentlichen Lebens, die im Ansehen stehen wollen und müssen. Aber auch die Eigenbeamten: von Rechtsanwälten, gewerblichen Unternehmungen jeder Art, stellen mit ihren Schriftstücken die Bildungshöhe und Sprachehre ihrer Auftraggeber dar. Es ist ein sehr übler Zustand, daß man sich über Ausdruck und Stil behördlicher Schreiben lustig machen darf oder ärgern muß; vielmehr sollte jedes beschriebene Blatt, das aus einer Kanzlei hinausgeht, in vorbildlichem Deutsch abgefaßt sein. Wer von uns Gehorsam oder Achtung fordert, der soll sich ihrer ebenso mit dem Wort wie mit der Tat würdig erweisen. Guter Stil ist kein entbehrlicher Schmuck der Amtstätigkeit, sondern eine Selbstverständlichkeit, und Fehler in der deutschen Sprache sind für einen Beamten nicht Schönheitsfehler, sondern Ungehörigkeiten.

Obenan steht die Forderung an jeden deutschen Beamten, vom niedrigsten bis zum höchsten, bis zum Reichskanzler,

grade zum Reichskanzler, daß er Deutsch, nur Deutsch, einzig und allein Deutsch spreche und schreibe, wo er sich an Deutsche wendet. Es darf um der deutschen Würde und Selbstachtung willen niemals wieder vorkommen, daß der höchste Beamte des Deutschen Reichs, nun gar inmitten eines Krieges ums deutsche Dasein, sich nicht anders als mit realen Garantien, Désintéressement, Demarchen, absolut aktuell im Deutschen Reichstag verständlich machen kann. Solange die am weitesten hör- und sichtbare Stelle solch beschämendes und verderbliches Beispiel gibt, hat man nicht den Mut, gegen irgendwelches Schreiberlein einen Vorwurf wegen seines Fremdbrodenstiles zu erheben. Ein Reichskanzler, der sich's zum strengen Gesetz machte, reines Deutsch zu sprechen und zu schreiben, könnte diese eines deutschen Beamten allein würdige Ausdrucksform allen seinen Untergebenen zur Pflicht und gerneübten Gewohnheit machen; aber nur ein solcher. Von der Achtung, die einem solchen Staatsmann schon für diese unausdringliche Befundung seines deutschen Stolzes gezollt werden würde, brauche ich nicht zu reden.

Die heutige Beamtensprache ist unvergleichlich reiner als die jeder früheren Zeit. Sie lateinert nur noch ein Kleinwenig mit pro, sub, in, peto, reproducatur, in duplo; aber auch diese Zeugen ehemaliger fremdsprachiger Wichtigtuerei müßten bis auf den letzten Rest verschwinden. Wenn im englischen Gerichtsverfahren hier und da ein altfranzösischer Brocken unterläuft, so ist das entschuldbarer als ein lateinischer im deutschen Staatsleben, denn England war einmal französisch, Deutschland aber niemals römisch.

Unsre Staatsbehörden und viele städtische sind bemüht, ihre Amtsprache von der welschen Verschmutzung zu säubern; aber es geschieht mehr ruckweise durch einzelne Erlasse — oft von solchen Stellen, die sich selber an ihre Verordnungen nicht lehren —, als durch stetige Übung. Die Behörden bedenken nicht, daß jeder deutsche Bürger ein Recht auf reines Deutsch in jedem amtlichen Schriftstück hat, das sich an ihn wendet, und daß eine Anordnung in andrer als deutscher Sprache eigentlich der vollen innern Rechtskraft entbehrt. Eine Staatsbehörde, eine hamburgische, die im Kriege einen wichtigen Erlaß über Lebensmittelverteilung hinausgibt und darin immerfort von Zerealien welscht, kann noch von Glück sagen, wenn die Indignität des Volkes dies in Verzehrealien umdeutet; aber die

Lächerlichkeit einer solchen schnurrigen Sprache in bitterernster Zeit verdrießt, und Behörden dürfen sich nicht lächerlich machen. Die Zahl der einer deutschen Amtsstelle allenfalls erlaubten Fremdwörter übersteigt nicht das vierte Duzend; die meisten Behörden kommen mit weniger als hundert Duzenden nicht aus.

Das Hauptgebrechen des Amtstils ist das Neden und Streden. Besonders die einfachen Zeitwörter sind ihm zuwider, genügen nicht seinem Hange zu gespreizter Wichtigtuerei. Mancher Beamte, sonst im Leben ein anspruchsloser Mensch, glaubt es seiner Amtswürde zu schulden, nie Ein Wort zu setzen, wo man dafür zwei, drei oder noch mehr durch Ziehen und Zerren zustande bringen kann. Die einfachen Zeitwörter erscheinen ihm im Lichte des nicht amtlich Abgestempelten, des nicht Festangestellten; erst durch die Verwässerung und Verquidung mit einem vom Zeitwort abgeleiteten Hauptwort bekommt der Ausdruck für ihn Wert, Würde, Weihe, Wucht. In Wahrheit bekommt er nur das Gepräge der Wichtigtuerei. Getretener Quark wird breit, nicht stark (Goethe). Nichts und niemand erscheint, betrachtet, nimmt an, führt durch, hebt auf, meldet an, verkauft, kauft, versteigert, fällt weg, erwägt; sondern: es tritt in die Erscheinung, nimmt in Betrachtung, gibt sich der Annahme hin, bringt zur Durchführung, bringt zur Aufhebung, bringt zur Anmeldung, bringt zum Verkauf, bringt käuflich an sich, bringt zur Versteigerung, kommt in Wegfall (meist: in Fortfall, vgl. S. 161), nimmt oder zieht in Erwägung.

Der Beamtenstil haßt besonders solche Kernwörter wie: angreifen, beenden, verhaften; reißt sie aus: in Angriff nehmen, zu Ende führen, in Haft nehmen. Er gibt nichts aus, sondern verausgabt mindestens, bringt aber noch lieber zur Verausgabung; verliest nichts, sondern bringt zur Verlesung; steht nicht ab, sondern nimmt Abstand; untersucht nicht, sondern zieht zur oder nimmt in Untersuchung oder stellt eine Untersuchung an; bebaut nicht, sondern führt der Bebauung zu.

Er hat seine eignen Vorwörter, immer die längeren, die unechten umstandswörtlichen, und verabscheut die einsilbigen. Aus durch wird im Wege (nicht durch, sondern im Wege der Zwangsversteigerung). Aus von wird von seiten, wenn nicht seitens, eines der unentbehrlichsten und doch ganz über-

flüssigen Wörter des Beamtenstils; daneben liebt er die Bildungen mit dem Schwänzchen . . . **seits**: staatlicherseits, feindlicherseits, englischerseits. Aus **wegen** wird im Hinblick auf, aus **Veranlassung**, in Folge von, in Anbetracht. Statt mit heißt es: in **Begleitung von**, statt zu: zum **Zweck**, im Drange nach besondrer, **Kürze**: zwecks, behufs. Aus ‚Das Gelände eignet sich zur Besichtigung‘ wird: . . . zu **Besichtigungszwecken**.

Bezüglich ist eins der beliebtesten Kanzleibörmörter; das entsprechende Umstandswort heißt **diesbezüglich**. Daß **bezüglich** überflüssig ist, beweist die Feldbienstordnung von 1908; ‚In der Zubereitung der Lebensmittel macht der Soldat . . .‘ früher hatte der Satz mit **diesbezüglich** angefangen.

Vor Zahlen wird nie vergessen, ausdrücklich zu sagen, daß sie eine Summe ausmachen: ‚Der Neubau wird die Summe von 100 000 Mark kosten‘; oder es wird in **Höhe von** eingeschoben. Aus ‚eine Sache wird kosten‘ entsteht: . . . wird eine Ausgabe in Höhe von . . . **verursachen**‘ (oder **bedingen**, vgl. S. 222). Bei Zeitangaben darf der ausdrückliche Zusatz nicht fehlen, daß wir es wirklich mit einer Zeit zu tun haben. ‚Geheizt wird vom Oktober bis zum April? Unerträglich kurz, also: ‚Die Vornahme der Heizung erfolgt in der Zeit vom . . .‘ Was nicht erfolgt, sondern schon ist, das ist eben nicht, sondern es **befindet sich**. Und wo nicht **befindet** steht, da **befindlich**: ‚Der Ofen des Zimmers raucht?‘ So spricht ein Mensch; der Kanzleimannd verwandelt dies in: ‚Der im Zimmer befindliche Ofen ist in einem derartigen Zustande, daß beim bezüglichen Heizen eventuell das Rauchen in die Erscheinung tritt.‘

Ein Geschehnis kurzweg durch das ihm gebührende Zeitwort auszudrücken, bringt der Amtstil nur in Ausnahmefällen, **übers Herz**; dazu hat man doch das Allerweltswort **erfolgen**, welches stets das dem Amtstil unentbehrliche Hauptwort **bedingt**. Die Klasse wird nicht geprüft, sondern ‚Die Prüfung der Klasse erfolgt‘; ein Verein wird nicht eingetragen, sondern ‚Die Eintragung (desselben!) erfolgt‘; der Schüler wurde nicht bestraft, sondern ‚Die Bestrafung mußte erfolgen, weil . . .‘ Nämlich bis in die Schule, soweit sie schreibend verwaltet, ist der Amtstil eingedrungen.

Der Lieblingsrebedeil des Beamten ist das Hauptwort, wenn irgend möglich ein Denkwort statt des Dingwortes. Man sehe sich die Sätze 526, 527 des BGB. auf ihre Hauptwörter an!

Und dagegen halte man: Luther hatte im Psalm 19 zuerst geschrieben: „Ihr Ausgang ist vom Ende des Himmels und ihr Umlauf wieder an dasselbe Ende“ (Hauptwörter wie im Hebräischen); hieraus wurde später die jetzige zeitwörtliche Fassung.

Dunstwörter auf **ung** und **Feit** fehlen in keinem längern Beamtenjah; hinzu treten verblasene Zusammensetzungen mit **..nahme**: Inangriffnahme, Kenntnissnahme, Maßnahme, Inanspruchnahme, Anlaßnahme, Einvernahme, Ingebrauchnahme, Stellungnahme, Einsichtnahme usw. Ärgerte man sich nicht über die wäkrige Breitspurigkeit solcher Hauptwörter, so möchte man die nicht geringe Kunst bewundern, womit die sprachlich sonst nicht übermäßig gewandten kleinsten Beamten es fertig bringen, das verhasste kurzgeschürzte Zeitwort zu vermeiden und durch eins mit langer Hauptwortschleppe zu ersetzen. „Der Bau wird genehmigt“ wird ausgereckt in: „Die Genehmigung des Baues darf erfolgen.“ — „Das verkäufliche Fleisch wird durch Plomben gekennzeichnet“ — wird zu: „An dem zum Verkauf zu stellenden Fleisch erfolgt die Kennzeichnung durch Anbringung von (bezüglichen!) Plomben.“ — Aus „Die Schweine des Bezirks sind bis zum 15. Oktober zu zählen“ wird: „Die Zählung der .. hat in der Zeit bis .. zu erfolgen.“ Aus „können“ wird, wo immer möglich, „in der Lage, imstande sein“. Man bedenke: Fast alle Schriftstücke von Behörden richten sich an Volksmassen, also zum größten Teil an sprachlich nicht sehr gewandte Menschen, zu denen man in der einfachsten, klarsten Sprache reden muß, um verstanden zu werden. Aber grade zu diesen spricht der Amtstil in Ausdrucks- und Satzformen, deren volles Verständnis selbst Hochgebildeten nicht immer möglich ist.

Jede Sprachform der Bestimmtheit und Entschiedenheit wird tunlich umgebogen in Unsicherheit und Ängstlichkeit, daher z. B. das zaghafte **dürfte** statt **ist** (vgl. S. 238). Aber schon die Tatform des Zeitwortes ist, eben weil sie ein Tun bezeichnet, mißliebig: die unsichtigere Leideform ist die bevorzugte des Beamtenstils. Das Amt ordnet nicht an, sondern: **Seitens ..** wird angeordnet. — „Der Sachverständige darf 100 Mark Entschädigung beanspruchen“ wird zu: „Seitens des .. darf .. in Höhe von .. in Anspruch genommen werden.“ Mit dem Zurücktreten der Leideform würden auch das unvermeidliche **seitens** und seine Geschwister: **von seiten, .. seitig, .. seits, diesseits** allmählich verschwinden.

Und der letzte Grund dieser Absonderlichkeiten grade des Beamtenstils? Er ist mehr als jeder andre dem wirklichen Leben sprachlich entfremdet, schreibt durchweg nicht Lippen- und Zungensprache redender Menschen, sondern Papiersprache, — er ist ein gradezu unmenschlicher Stil. Nur die Einsicht des schreibenden Beamten, daß er ein Mensch für Menschen und unter Menschen ist, daß er zu lebenden Menschen, nicht zu Aktenbündeln spricht, kann den Beamtenstil von Grund aus umgestalten, nämlich vermenschlichen. Der Stil ist der Mensch, und jeder Mensch hat seinen Stil. Je mehr Mensch der Beamte in der ganzen Auffassung seines Verhältnisses zu Menschen wird, desto mehr wird sich sein Stil der Menschenrede annähern; damit werden ganz von selbst alle Verkälfungen, Versteinerungen und Verzopfungen verschwinden, die wir jetzt fast in jeder Zeile eines amtlichen Schriftstückes beklagen. So allgemeine schwere Gebrechen einer Ausdrucksform wie die in diesem Abschnitt betrachteten lassen sich nur durch eine vollständige Umwälzung der Geistesverfassung, nicht durch noch so eindringliche Lehren über Einzelheiten heilen. Bis das geschehen, kann allerdings jeder Beamte für sich eine Sprache und einen Stil schreiben lernen, die seiner selbst und seiner Stellung würdig sind. In den Prüfungsordnungen für Beamte aller Grade sollte eine Bestimmung stehen, wonach jeder Prüfling seine Fähigkeit nachweisen muß, ein beliebiges amtliches Schriftstück um ein Drittel zu kürzen.

Der Kaufmannstil

Einen so ausgeprägten Eigenstil wie der Beamte schreibt der Kaufmann nicht, zumal da es sich bei ihm fast nur um Briefe an Einen, nicht um Erlasse an Alle handelt. Dennoch hatten ihm einige wenig erfreuliche Eigentümlichkeiten an, die zu erkennen und abzulegen eine Ehrensache des deutschen Kaufmanns ist. Ja wohl eine Ehrensache, denn mehr als irgendein andrer Stand ist der Kaufmann dazu berufen, die Ehre der deutschen Heimat samt ihrer Sprache in der ganzen Welt zu vertreten. Es geht nicht mehr an, den deutschen Kaufmann nur sanft zu mahnen, er möge doch gütigst den deutschen Namen dem Auslande gegenüber nicht schänden; vielmehr ist es jetzt an der Zeit, ihm rundheraus zu erklären, daß die Ehr- und Würdelosigkeit nicht länger geduldet werden darf, womit er sich auf Waren deutschen Ursprungs, die er in die Fremde schickt, aber auch im heimischen Handel und Wandel sprachlich als Knecht des Auslands erweist und uns alle dadurch in Unehre bringt.

Es ist nicht wahr, daß der Kaufmann sich im Welthandel nur durch Preisgabe seiner völkischen Würde behaupten könne. Kein Volk der Erde benimmt sich so hundedomütig wie das deutsche im Handelsverkehr mit den andern Völkern, daß es seine Sprache verleugnend den Ausländer spielt und so das Ansehen und die Arbeitsleistung Deutschlands schädigt. Was täte ein deutsches Bündhölzwerk, das einen Weltabsatz hätte wie das in Jönköping? Es würde seine Schachteln nach Schweden mit der Aufschrift Utan svafvel och fosfor bekleben und stolz darauf sein, zu jedem Volk in dessen Sprache zu reden, aber zu keinem in der eignen deutschen, und — würde sich in einem neuen Weltkriege des Todes verwundern, warum man einen so krummbuckligen Sprachlakaien des Welthandels so arg verachtet, so ungerecht beschimpft. Solange wie das Gesetz diese sprachliche Selbsterniedrigung dem deutschen Kaufmann nicht verbietet, was längst hätte geschehen

sollen, muß dem Kaufmannstande geraten werden, auf irgend-eine Weise Selbsthilfe zu üben gegen solche Berufsmitglieder, die zwar in der Minderheit, aber zahlreich genug sind, um den deutschen Namen aller zu beflecken.

Des deutschen Kaufmanns Aufgabe ist der Vertrieb von Waren, nicht die Sprachwissenschaft, und es ist eine doppelte Gederei, wenn er mit Bröckchen aus toten und lebenden Sprachen um sich wirft. Seine pro, par, per, pour, à, sub sind in einem Grade albern, daß man sich wundern muß, warum so kluge Menschen das nicht fühlen. Pro und per und sub sind lateinisch, meine Herren Kaufleute, und es sollte euch schwer fallen, uns zu überzeugen, daß ein Mitglied der deutschen Handelswelt durchaus lateinisch schreiben muß, um für und auf und unter auszudrücken. Und dasselbe gilt von den mindestens 3000 Fremdbrocken aus 5—6 Sprachen, ohne die der deutsche Kaufmann in Deutschland selbst im Verkehr mit uns und mit seinesgleichen nicht aussprechen kann, daß er ein Pfund Zucker zu (à) 40 Pf. verkauft und mit pour acquit dankend quittierend die 40 Pf. akzeptiert hat. Zur Ausmerzung dieser Schande der Kaufmannsprache gehört nichts weiter als ein Wille; denn daß der deutsche Kaufmann ebensowohl Deutsch sprechen könnte, wenn er wollte, wie der englische Englisch, der französische Französisch spricht, das haben ihm deutschgesinnte Kaufleute von Bildung und Einsicht durch Lehre und Beispiel schlagend bewiesen; ich erinnere nur an die zwei Preiſſchriften ‚Kaufmannsdeutsch‘ von Engels und Eizen und das neue Buch von Wetſche (vgl. S. 356).

Natürlich wäre die undeutsche Sprache des deutschen Kaufmanns unmöglich, wenn der deutsche Käufer sie nicht duldete. Der deutsche Handel erdreistet sich, auf Welsch, im ‚Sunlicht-Stil‘, zum deutschen Volke zu reden, weil dieses sich ihn gefallen läßt und die wenigen deutschen Kaufleute, die Deutsch sprechen, nicht genügend unterstützt. Sonst würde der Wettbewerb, die Seele des Handels, bald dafür sorgen, daß nur noch einige rückständige Winkelkrämer sich einer Sprache bedienten, deren sich jeder saubere Mensch schämen müßte, überdies einer Sprache, die als Schwindelsprache, als Hilfsmittel des Betruges noch von jedem gebrandmarkt worden, der über das deutsche Welsch geschrieben hat, — von mir in meiner Deutschen Stilkunst in einem besondern Abschnitt S. 174—182.

Ohne seine greuliche Welscherei wäre der Kaufmannstil gar

nicht übel. Er leidet nicht an der Versteifung des Amtstils, nicht an der Verworrenheit des wissenschaftlichen Satzbaus, nicht an den lächerlichen Verstiegenheiten des Kunstschreiberstils, sondern sagt, was er zu sagen hat, 'wie ein Mensch von dieser Welt'. Noch mehr als jetzt sollte sich der Kaufmann, dessen meiste Schriftstücke Briefe sind, bewußt werden, daß der Brief ein Gespräch in die Ferne ist, wie denn Goethe Korrespondenz durch Briefgespräch verdeutschte, Lessing den Brieffschreibern anriet: 'Die ganze Kunst, schöne Briefe zu schreiben, ist die, daß man sie ohne Kunst schreiben lernt.' Er meinte: ohne Künstelei, denn: 'Schreibe, wie du redest, so schreibst du schön' heißt es schon in einem Brief des Studenten Lessing an seine Schwester.

Mit dieser Natur des Briefes vertragen sich ebensowenig gewisse falsche Bescheidenheiten wie geschmacklose Spreizungen des Kaufmannstils. Es ist schlechtes Deutsch und gar kein Stil, das **Ich** und **Wir** zu unterdrücken (vgl. S. 149), und das ständige **Ihr Wertes** ist nicht gebotene Höflichkeit, sondern eine ausgedroschene Strohülle ohne allen Wert. 'Hoffe mein letztes Schreiben in Ihrem werten Besitz; — Bekenne mich zu Ihrem geehrten Gestrigen vom . . , — Schätze Sie im geehrten Besitz meines ergebensten Gestrigen; — Im Verlauf meines Jüngsten . . ; — Ohne Mehrveranlassung für heute . . ' — solches Zeug schreiben einander kluge Männer, die sonst im Leben ein strenges Auge für Abgeschmacktheiten haben.

Wenn für irgendeine Gattung des schriftlichen Verkehrs, dann sicherlich für den des Standes, dessen Leitsatz lautet: Zeit ist Geld, fordert die Anordnung des Stoffes: sogleich mitten in die Sache hinein, ja selbst mit der Tür ins Haus! Jede nicht mißverständliche Kürze ist Schönheit für den Kaufmannstil, weshalb gar nichts zu sagen ist gegen das Eindringen der Drahtsprache in den Geschäftsbrief. Man kann es nicht einmal formlos nennen, wenn es im Kaufmannstil, nicht bloß in Drahtungen, heißt: 'Schweine steigen, Hammel träge', denn dies ist die nicht unangemessene Form für diese Sache. Um so mehr befremdet jede breite Geschwägigkeit: 'Wir ersuchen Sie, den Wechsel, sobald er Ihnen vorgelegt werden wird (fehlt nur noch: vorgelegt worden sein wird!), gefälligst einlösen zu wollen', statt: 'Wir ersuchen Sie, den Wechsel einzulösen.'

Des Kaufmannsstiles Hochziel ist nicht die Schönheit, sondern die straff angepasste Zweckmäßigkeit; diese ist eben die Schönheit seiner Gattung. Daraus folgt nicht, daß der Kaufmann sich einer schlampigen Sprache bedienen dürfe; im Gegenteil: wie grade der Kaufmannstand auf saubre Wäsche, feine Kleidung, gute Umgangsformen Wert legt, so sollte er ohne Schönheitelei und Blumensprache auf schlichtes, anständiges Deutsch halten und gemeine Ausdrücke wie: 'Wir machen in Einemand, Wir übermachen Ihnen per Fracht' nicht dulden. Selbst im schlechtesten Amerikanisch gibt es keine ähnliche Verwilderung des Ausdrucks.

Daß die Sprache der kaufmännischen Anzeigen, abgesehen von der häufigen Marktschreierei, erbärmlich ist, daß sie eine tägliche Massenanklage gegen den Stand des Geschmacks und der Bildung des Kaufmanns ist, fühlt jeder, der den Anzeigenteil selbst der größten Blätter durchfliegt. Den Sprachkenner, der die Anzeigen der Auslandspresse damit vergleicht, überkommt die Scham. Daß größere Anzeigen ganz ohne Welschbroden erscheinen, gehört zu den vereinzeltsten Ausnahmen. Ist es nicht schon Schmach genug für uns Deutsche, daß die Presse unsrer Feinde mit Recht höhnen darf: 'Wenn die Deutschen über Kunst und Wissenschaft schreiben wollen, so müssen sie sich des Französischen bedienen' (im Temps), und daß ein Lumpenblatt wie der *Matin* das 'Boche tel qu'on le parle', das in Deutschland gesprochene halbfranzösische 'Bosch', begeistert? Dürfen sie auch der ekelhaften Wahrheit gemäß grinsend feststellen, daß der Deutsche keinen Hering verlangen oder feilbieten, keinen Lehrling, keine Magd suchen, oder keinen Unterricht, selbst den im Deutschen, ankündigen kann, ohne fremde Sprachen nachzustammeln und die eigne zu verschandeln? Anzeigen wie diese aus einem deutschen Weltblatt und von einem deutschen Welt Hause sind so alltäglich, daß sie eben nur einem Sammler mit bestimmtem Zweck auffallen: 'Photo-Apparate für Militärs und Zivil, Kameras für jedes Format. Kataloge über Apparate sowie diverse Photo-Artikel gratis und portofrei.' Wir sind jetzt so weit, daß die deutschen Wörter gradezu als Fremdwörter im landesüblichen Welsch erscheinen. In Deutschland gilt dergleichen vorgebliches Französisch und zweifelhaftes Deutsch sogar für ausnehmend fein.

Über die Drahtsprache ist nur zu sagen, daß sie ihre eignen Gesetze hat, die alle aus dem Zweck folgen: höchste Deutlichkeit bei äußerster Kürze. Die unnütze Verteuerung durch jedes entbehrliche Wort zwingt zur Kürze, die große Gefahr eines Mißverständnisses zur Wachsamkeit. Selbst kleine Abweichungen von der strengen Beugungslehre sind erlaubt, und unter Umständen darf ein Fürwort fehlen, das in jedem andern Schriftstück stehen müßte. Aber wie große Vorsicht nötig ist, weiß jeder erfahrene Kaufmann; der weniger erfahrene lese Hans Hoffmanns reizende Geschichte ‚Die Friedensfeier‘ in dessen Sammlung ‚Von Frühling zu Frühling‘ und lerne daraus, welche Gefahr im drahtlichen Weglassen eines Fürwortes lauert.

Hilfsmittel zu gutem Deutsch und gutem Stil.

Die Schule allein ist außerstande, jedem Deutschen ein fehlerloses Deutsch und einen guten Stil auf den Lebensweg mitzugeben; das bringen auch die Schulen des Auslands allein für ihre Sprachen nicht fertig, sondern überall kommt die Fortbildungsschule des Lebens mit Büchern und Zeitungen hinzu. In Deutschland ist der nach musterhaftem Deutsch und gutem Stil Strebende weit mehr als in andern Ländern auf seine ergänzende Selbstfortbildung durch Hilfsbücher und auf Fingerzeige zu den besten Stilquellen angewiesen, und dieser Führer wäre unvollständig, wenn er über sich hinaus dem Leser nicht einigen Rat erteilte, wie er das hier Gelehrte befestigen und erweitern könne.

Kein gebildeter Schreiber sollte ohne eine gute deutsche Sprachlehre und ein wissenschaftliches deutsches Wörterbuch sein. Ich empfehle von Sprachlehren: W. Wilmanns: Deutsche Grammatik; H. Paul: Deutsche Grammatik; D. Lyon: Handbuch der deutschen Sprache; H. Werth: Deutsche Grammatik; Duden: Rechtschreibung (zugleich Wörterbuch); — von Wörterbüchern: Friedrich Kluges ausgezeichnetes Etymologisches (Ursprungs-)Wörterbuch der deutschen Sprache; Weigands und Hirts Deutsches Wörterbuch.

Ferner seien warm empfohlen: W. Fischer: Die deutsche Sprache von heute; D. Behaghel: Geschichte der deutschen Sprache; D. Weise: Unsere Muttersprache; D. Weise: Ästhetik der deutschen Sprache; Th. Matthias: Sprachleben und Sprachschäden; L. Sütterlin: Die deutsche Sprache der Gegenwart; H. Hildebrand: Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule; E. Schill: Hundert Fehler des Amtsstils; W. von Unger: Vom militärischen Stil; A. Engels und Eigen: Kaufmannsdeutsch; Bruno Wetke: Der kaufmännische Stil. 3. verm. Aufl. 1921 (das beste über den Gegenstand).

Für die Selbstausbildung im Stil weiß ich kein bessres Mittel als das Lesen der besten deutschen Bücher, aber keineswegs nur der in Prosa. Das beste Deutsch schreiben unsre

großen Dichter, und kein Geringerer als Gottfried Keller hatte erkannt, daß dies sich nicht auf die Versdichtung beschränke: 'Es hat sich neuerdings herausgestellt, daß fast nur noch die verpönten Versemacher eine ordentliche Prosa schreiben können.' In der That gibt es kaum einen Prosaschreiber höchsten Ranges, Moltke eingeschlossen, der sich nicht auch irgendwie dichterisch versucht hätte. Ob Bismarck eine ganz vereinzelte Ausnahme sei, mag dahingestellt bleiben; Luther, Arndt, Gregorovius, Treitschke, Strauß, Vischer, Niebsche waren keine. Die Dichtersprache ist für die kleinen Zweifel der Beugung und Fügung kein immer zuständiger Richter; für die großen Fragen der Sprache und des Stils halte man sich zunächst an die Art, wie unsre Dichter ihre Gedanken zu höchster Wirkung formen, und schöpfe daraus für die Prosa, was für deren bescheidnere Zwecke aus den höchsten Vorbildern zu gewinnen ist.

Wer in Sprache und Stil so sicher gegen Verführung geworden zu sein glaubt, daß ihm auch die Berühmtheit des Wertlosen, ja des Gefährlichen nichts anhaben kann, der versuche es mit dem von Schopenhauer empfohlenen Lehrmittel: 'Stilfehler soll man in fremden Schriften entdecken, um sie in den eigenen zu vermeiden.' Wie das zu machen sei, habe ich in meiner 'Deutschen Stilkunst' auf 500 Seiten zu lehren versucht, wie denn in jenem umfangreicheren Buche vieles steht, was in diesem nur angedeutet werden konnte. Der Leser wird erkennen, daß beide Bücher sich ergänzen, indem **Gutes Deutsch** den Unterbau zur **Deutschen Stil-Kunst** bildet.

*

Um den Leser nicht ganz im Dunkel zu lassen, was ich im Einklang mit der Geschichte der deutschen Prosa für guten Stil halte, lasse ich als Abschluß einige erlesene Muster edelster Sprache und besten Stiles folgen, die, mit Ausnahme des letzten, meinem Sammelwerk **Deutsche Meisterprosa** (G. Westermann in Braunschweig) entnommen sind. Nach so viel wohlgemeinten Lehren für gutes Deutsch sollen krönend einige der Meister selbst zum Worte kommen, die uns durch die That des Schreibens das allerbeste Deutsch dargeboten haben.

Meisterprosa

Aus dem Anti-Görze Lessings (1777—1779)

Jeder Mensch hat seinen eigenen Stil, sowie seine eigene Nase; und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum besten zu haben, wenn sie auch noch so sonderbar ist. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erlünste, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Kaskaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so mutwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe.

Es kommt wenig darauf an, wie wir schreiben; aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß unter verblühten, bilderreichen Worten notwendig ein schwanker, schiefer Sinn liegen muß? daß niemand richtig und bestimmt denken kann, als wer sich des eigentlichsten, gemeinsten, plattesten Ausdrucks bedient? daß den alten, symbolischen Ideen auf irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben suchen, der Wahrheit schlechterdings schade?

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerte zuzuschreiben! Wie lächerlich also auch, die Überlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns gibt, einem blendenden Stile desselben zuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein gibt echten Glanz; und muß auch bei Spöttelei und Posse, wenigstens als Folie, unterliegen.

Also von der, von der Wahrheit lassen Sie uns sprechen, und nicht vom Stil! — Ich gebe den meinen aller Welt preis; und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler sehr wohl, der ihn von so manchen andern Stilen auszeichnen soll: und alles, was zu merklich auszeichnet, ist Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht, wie Ovid die Kunststrichter, die ihn von allen seinen Fehlern säubern wollten, gerade für diesen einzigen um Schonung anflehen möchte. Denn er ist nicht sein Fehler: er ist seine Erbsünde. Nämlich: er verweilt sich bei seinen Metaphern, spinnt sie häufig zu Gleichnissen und malt gar zu gern mitunter eine in Allegorie aus; wodurch er sich nicht selten in allzu entfernte und leicht umzuformende *tertia comparationis* verwickelt. Diesen Fehler mögen auch gar wohl meine dramatische Arbeiten mit verstärkt haben: denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblühten Ausdruck ein scharfes Auge zu haben; weil es wohl gewiß ist, daß in den wirklichen Gesprächen des Umganges, deren Lauf selten die Vernunft und fast immer die Einbildung steuert, die mehresten Übergänge aus den Metaphern hergenommen

werden, welche der eine oder der andere braucht. Diese Erscheinung allein, in der Nachahmung gehörig beobachtet, gibt dem Dialog Geschmeidigkeit und Wahrheit. Aber wie lange und genau muß man denn auch eine Metapher oft betrachten, ehe man den Strom in ihr entbedet, der uns am besten weiter bringen kann! Und so wäre es ganz natürlich, daß das Theater eben nicht den besten prosaischen Schriftsteller bilde. Ich denke sogar, selbst Cicero, wenn er ein besserer Dialogist gewesen wäre, würde in seinen übrigen in eins fortlaufenden Schriften so wunderbar nicht sein. In diesen bleibt die Richtung der Gedanken immer die nämliche, die sich in dem Dialog alle Augenblicke verändert. Jene erfordern einen gesetzten, immer gleichen Schritt; dieser verlangt mitunter Sprünge: und selten ist ein hoher Springer ein guter ebener Tänzer.

*

Goethes Mutter an Lavater über den Tod ihrer Tochter.
23. Juni 1777

Er gibt den Müden Kraft, und Stärke genug den Ohnvermögenden; was Er zusagt, hält Er gewiß. Ein neuer, lebendiger, dastehender Zeuge sind wir, die wir unsre Cornelia, unsre einzige Tochter, nun im Grabe wissen, und zwar ganz ohnvermutet, Blitz und Schlag war eins. O lieber Lavater! Die arme Mutter hatte viel, viel zu tragen. Mein Mann war den ganzen Winter krank, das harte Zuschlagen einer Stubentüre erschrockte ihn, und dem Mann mußte ich der Todesbote sein von seiner Tochter, die er über alles liebte. Mein Herz war wie zermahlt, aber der Gedanke: ist auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht tut? hielt mich, daß ich dem Schmerz nicht erlag. Ohne den felsenfesten Glauben an Gott, an den Gott, der die Haare zählt, dem kein Sperling fehlet, der nicht schläft noch schlummert, der nicht verreist ist, der den Gedanken meines Herzens kennt, ehe er noch da ist, der mich hört, ohne daß ich nötig habe, mich mit Messern und Pfriemen blutig zu ritzen, der mit einem Wort die Liebe ist — ohne Glauben an den wäre so etwas ohnmöglich auszuhalten. Freilich fühlt sich der Mensch. Paulus sagt: alle Anfechtung, wenn sie da ist, dünket uns nicht Freude zu sein. Aber ein anders ist fühlen, ein anders ist mit Gottes Führung unzufrieden sein und sich denen gleichstellen, die keine Hoffnung haben. Aber wir, die wir wissen, daß über den Gräbern Unsterblichkeit wohnet, und daß unser spannenlanges Leben auch gar bald am Ziel sein kann, — uns ziemt, die Hand zu küssen, die uns schlägt, und zu sagen, zwar mit tausend Tränen: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, sein Name sei gelobet!

*

Goethes letzter Brief an die Gräfin Stolberg-Bernstorff

Von der frühesten, im Herzen wohlgekannten, mit Augen nie gesehenen teuren Freundin endlich wieder einmal Schriftzüge des traulichsten Andenkens zu erhalten, war mir höchst erfreulich-rührend;

und doch zaudere ich unentschlossen, was zu erwidern sein möchte. Lassen Sie mich im Allgemeinen bleiben, da von besonderen Umständen uns wechselseitig nichts bekannt ist.

Lange Leben heißt gar vieles überleben, geliebte, gehasste, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesät und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.

Reblich habe ich es mein Lebenslang mit mir und Andern gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs Höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch getan. Wirken wir also immerfort, solange es Tag für uns ist; für Andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an ihr hervortun, und uns indessen ein helleres Licht erleuchten.

Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unseres Vaters Reiche sind viele Provinzen und, da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt sein; vielleicht gelingt alsdann, was uns bis jezo abging, uns Angesichtslich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue.

*

Vorstehendes war bald nach der Ankunft Ihres lieben Briefes geschrieben, allein ich wagte nicht, es wegzuschicken, denn mit einer ähnlichen Äußerung hatte ich schon früher Ihren edlen, wadern Bruder wider Wissen und Willen verletzt. Nun aber, da ich von einer tödlichen Krankheit ins Leben wieder zurückkehre, soll das Blatt dennoch zu Ihnen, unmittelbar zu melden: daß der Allwaltende mir noch gönnt, das schöne Licht seiner Sonne zu schauen. Möge der Tag Ihnen gleichfalls freundlich erscheinen, und Sie meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht aufhöre, mich jener Zeiten zu erinnern, wo das noch vereint wirkte, was nachher sich trennte.

Möge sich in den Armen des allliebenden Vaters alles wieder zusammenfinden!

Weißenhof, den 17. April 1823.

Wahrhaft anhänglich

Goethe.

*

Schiller an Waggesen. 16. Dezember 1791

Von der Wiege meines Geistes an bis jetzt, da ich dieses schreibe, habe ich mit dem Schicksal gekämpft, und seitdem ich Freiheit des Geistes zu schätzen weiß, war ich dazu verurteilt, sie zu entbehren. Ein rascher Schritt vor zehn Jahren schnitt mir auf immer die Mittel ab, durch etwas anderes als schriftstellerische Wirksamkeit zu existieren. Ich hatte mir diesen Beruf gegeben, ehe ich seine Forderungen geprüft, seine Schwierigkeiten übersehen hatte. Die Notwendigkeit, ihn zu treiben, überfiel mich, ehe ich ihm durch Kenntnisse

und Reife des Geistes gewachsen war. Daß ich dieses fühlte, daß ich meinen Idealen von schriftstellerischen Pflichten nicht diejenigen engen Grenzen setzte, in welche ich selbst eingeschlossen war, erkenne ich für eine Gunst des Himmels, der mir dadurch die Möglichkeit des höhern Fortschritts offen hielt; aber in meinen Umständen vermehrte sie nur mein Unglück. Unreif und tief unter dem Ideale, das in mir lebendig war, sah ich jetzt alles, was ich zur Welt brachte; bei aller geahneten möglichen Vollkommenheit mußte ich mit der unzeitigen Frucht vor die Augen des Publikums eilen, der Lehre selbst so bedürftig, mich wider meinen Willen zum Lehrer der Menschen aufwerfen. Jedes unter so ungünstigen Umständen nur leidlich gelungene Produkt ließ mich nur desto empfindlicher fühlen, wie viele Reime das Schicksal in mir unterdrückte. Traurig machten mich die Meisterstücke anderer Schriftsteller, weil ich die Hoffnung aufgab, ihrer glücklichen Ruhe theilhaftig zu werden, an der allein die Werke des Genius reifen. Was hätte ich nicht um zwei oder drei stille Jahre gegeben, die ich frei von schriftstellerischer Arbeit bloß allein dem Studiren, bloß der Ausbildung meiner Begriffe, der Zettigung meiner Ideale hätte widmen können! Zugleich die strengen Forderungen der Kunst zu befriedigen und seinem schriftstellerischen Fleiß auch nur die notwendige Unterstützung zu verschaffen, ist in unserer deutschen literarischen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angestrengt, beides zu vereinigen; aber es nur einigermaßen möglich zu machen, kostete mir meine Gesundheit. Das Interesse an meiner Wirksamkeit, einige schöne Blüten des Lebens, die das Schicksal mir in den Weg streute, verbargen mir diesen Verlust, bis ich zu Anfang dieses Jahres — Sie wissen, wie? — aus meinem Traume geweckt wurde. Zu einer Zeit, wo das Leben anfang, mir seinen ganzen Wert zu zeigen, wo ich nahe dabei war, zwischen Vernunft und Phantasie in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, wo ich mich zu einem neuen Unternehmen im Gebiet der Kunst gürte, nahte sich mir der Tod. Diese Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zum andern Leben, um mit geschwächten Kräften und verminderten Hoffnungen den Kampf mit dem Schicksal zu erneuern. So fanden mich die Briefe, die ich aus Dänemark erhielt.

*

Aus Fichtes Reden an die deutsche Nation. 1807/8

Ein römischer Schriftsteller läßt es ihre [der Deutschen] Anführer also aussprechen, 'ob ihnen denn etwas anderes übrig bleibe, als entweder die Freiheit zu behaupten, oder zu sterben, bevor sie Sklaven würden?' Freiheit war ihnen, daß sie eben Deutsche blieben, daß sie fortführen, ihre Angelegenheiten selbständig und ursprünglich, ihrem eigenen Geiste gemäß, zu entscheiden und diesem gleichfalls gemäß auch in ihrer Fortbildung vorwärts zu rücken, und daß sie diese Selbständigkeit auch auf ihre Nachkommenschaft fortpflanzten; Sklaverei hießen ihnen alle jene Segnungen, die ihnen die Römer antrugen, weil sie dabei etwas anderes, denn Deutsche, weil sie halbe Römer werden mußten. Es verstehe sich von selbst, setzten sie voraus, daß

jeder, ehe er dieß werde, lieber sterbe, und daß ein wahrhafter Deutscher nur könne leben wollen, um eben Deutscher zu sein und zu bleiben und die Seinigen zu eben solchen zu bilden. —

Sie sind nicht alle gestorben, sie haben die Sklaverei nicht gesehen, sie haben die Freiheit hinterlassen ihren Kindern. Ihrem beharrlichen Widerstande verdankt es die ganze neue Welt, daß sie da ist, so wie sie da ist. Wäre es den Römern gelungen, auch sie zu unterjochen und, wie dieß der Römer allenthalben tat, sie als Nation auszurotten, so hätte die ganze Fortentwicklung der Menschheit eine andere und man kann nicht glauben erfreulichere Richtung genommen. Ihnen verdanken wir, die nächsten Erben ihres Bodens, ihrer Sprache und ihrer Gesinnung, daß wir noch Deutsche sind, daß der Strom ursprünglichen und selbständigen Lebens uns noch trägt; ihnen verdanken wir alles, was wir seitdem als Nation gewesen sind; ihnen, falls es nicht etwa jezo mit uns zu Ende ist und der letzte von ihnen abstammte Blutstropfen in unsern Adern versiegt ist, ihnen werden wir verdanken alles, was wir noch ferner sein werden. Ihnen verdanken selbst die übrigen, uns jezt zum Auslande gewordenen Stämme, in ihnen unsere Brüder, ihr Dasein; als jene die ewige Roma besiegten, war noch keins aller dieser Völker vorhanden; damals wurde zugleich auch ihnen die Möglichkeit ihrer künftigen Entstehung mit erkämpft.

Diese und alle anderen in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte, und so siegt immer und notwendig diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüths ist es, welche Siege erkämpft.

*

Von Freiheit und Vaterland

(Aus E. M. Arndts Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann, Juli 1813)

Und es sind elende und kalte Klügler aufgestanden in diesen Tagen, die sprechen in der Nichtigkeit ihrer Herzen:

„Vaterland und Freiheit, leere Namen ohne Sinn, schöne Klänge, womit man die Einfältigen betört! Wo es dem Menschen wohl geht, da ist sein Vaterland; wo er am wenigsten geplagt wird, da blüht seine Freiheit.“

Diese sind wie die dummen Tiere nur auf den Bauch und seine Gelüste gerichtet, und vernehmen nichts von dem Wehen des himmlischen Geistes. Sie grasen wie das Vieh nur die Speise des Tages, und was ihnen Wollust bringt, dünkt ihnen das Einziggewisse.

Darum heßt Lüge in ihrem eitlen Geschwätz, und die Strafe der Lüge brütet aus ihren Lehren.

Auch ein Tier liebet; solche Menschen aber lieben nicht, die Gottes Ebenbild und das Siegel der göttlichen Vernunft nur äußerlich tragen.

Der Mensch aber soll lieben bis in den Tod, und von seiner Liebe nimmer lassen noch scheiden.

Das kann kein Tier, weil es leicht vergißet, und kein tiertischer Mensch, weil ihm Genuß nur behagt.

Darum, o Mensch, hast du ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wonach deine Sehnsucht ewig tichtet und trachtet.

Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligen Schreden durch die Seele brauseten: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Wo das erste Menschengesicht sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit und des Christentums ins Herz grub: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohnte Armut und Mühe dort mit dir, — du mußt das Land ewig lieb haben; denn du bist ein Mensch, und sollst nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen.

Auch ist die Freiheit kein leerer Traum und kein müßiger Wahn, sondern in ihr lebst dein Mut und dein Stolz und die Gewißheit, daß du vom Himmel stammest.

Da ist Freiheit, wo du leben darfst, wie es dem tapfern Herzen gefällt; wo du in den Sitten und Weisen und Gesetzen deiner Väter leben darfst; wo dich beglückt, was schon deinen Ureltervater beglückte; wo keine fremden Herren über dich gebieten und keine fremden Treiber dich treiben, wie man das Vieh mit dem Stecken treibt.

Dieses Vaterland und diese Freiheit sind das Allerheiligste auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, was ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt.

*

Aus Moltkes Einleitung zur Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges von 1870—71

(Abgefaßt vom Frühjahr 1887 bis zum Januar 1888)

Es sind vergangene Zeiten, als für dynastische Zwecke kleine Heere von Berufsoldaten ins Feld zogen, um eine Stadt, einen Landstrich zu erobern, dann in die Winterquartiere rückten oder Frieden schlossen.

Die Kriege der Gegenwart rufen die ganzen Völker zu den Waffen, kaum eine Familie, welche nicht in Mitleidenschaft gezogen würde. Die volle Finanzkraft des Staates wird in Anspruch genommen, und kein Jahreswechsel setzt dem rastlosen Handeln ein Ziel.

Solange die Nationen ein gesondertes Dasein führen, wird es Streitigkeiten geben, welche nur mit den Waffen geschlichtet werden können; aber im Interesse der Menschheit ist zu hoffen, daß die Kriege seltener werden, wie sie furchtbarer geworden sind.

Überhaupt ist es nicht mehr der Ehrgeiz der Fürsten, es sind die Stimmungen der Völker, das Unbehagen über innere Zustände, das Treiben der Parteien, besonders ihrer Wortführer, welche den Frieden

gefährden. Leicht wird der folgenschwere Entschluß zum Kriege von einer Versammlung gefaßt, in welcher niemand die volle Verantwortung trägt, als von einem Einzelnen, wie hoch er auch gestellt sein möge, und öfter wird man ein friedliebendes Staatsoberhaupt finden als eine Volksvertretung von Weisen! Die großen Kämpfe der neueren Zeit sind gegen Wunsch und Willen der Regierenden entbrannt. Die Börse hat in unseren Tagen einen Einfluß gewonnen, welcher die bewaffnete Macht für ihre Interessen ins Feld zu rufen vermag. Mexiko und Agypten sind von europäischen Heeren heimgesucht worden, um die Forderungen der hohen Finanz zu liquidieren. Weniger kommt es heutzutage darauf an, ob ein Staat die Mittel besitzt, Krieg zu führen, als darauf, ob seine Letztung stark genug ist, ihn zu verhindern. So hat das geeinigste Deutschland seine Macht bisher dazu nur gebraucht, den Frieden in Europa zu wahren; eine schwache Regierung beim Nachbar aber ist die größte Kriegsgefahr.

Aus solchen Verhältnissen ist auch der Krieg von 1870—71 hervorgegangen. Ein Napoleon auf dem Thron von Frankreich hatte seinen Anspruch durch politische und militärische Erfolge zu rechtfertigen. Nur eine Zeitlang befriedigten die Siege der französischen Waffen auf fernen Kriegsschauplätzen; die Erfolge des preussischen Heeres erregten Eifersucht, sie erschienen als Anmaßung, als Herausforderung, und man verlangte Rache für Sabowa. — Die liberale Strömung des Zeitalters lehnte sich auf gegen die Alleinherrschaft des Kaisers, er mußte Bewilligungen zugestehen, seine Machtsstellung im Innern war geschwächt, und eines Tages erfuhr die Nation aus dem Munde ihrer Vertreter, daß sie den Krieg mit Deutschland wolle!

*

Aus Bismarcks Rede im Reichstag am 9. März 1888

Es steht mir nicht zu, meine Herren, von dieser amtlichen Stelle aus den persönlichen Gefühlen Ausdruck zu geben, mit welchen mich das Hinscheiden meines Herrn erfüllt, das Ausscheiden des ersten Deutschen Kaisers aus unserer Mitte. Es ist dafür auch kein Bedürfnis, denn die Gefühle, die mich bewegen, sie leben in dem Herzen eines jeden Deutschen; es hat deshalb keinen Zweck, sie auszusprechen.

Aber das Eine glaube ich Ihnen doch nicht vorenthalten zu dürfen — nicht von meinen Empfindungen, sondern von meinen Erlebnissen —: daß inmitten der schweren Schidungen, welche der von uns geschiedene Herr in seinem Hause noch erlebt hat, es zwei Tatsachen waren, welche ihn mit Befriedigung und Trost erfüllten. Die eine war die, daß die Leiden seines einzigen Sohnes und Nachfolgers, unseres jetzigen regierenden Herrn, die ganze Welt — nicht nur Deutschland, sondern alle Weltteile, kann man sagen; ich habe noch heute ein Telegramm aus Newyork in dieser Beziehung erhalten — mit einer Teilnahme erfüllt haben, die beweist, welches Vertrauen sich die Dynastie des Deutschen Kaiserhauses bei allen Nationen erworben hat. Es ist dies ein Erbtell, kann ich wohl sagen, welches des Kaisers lange Regierung dem deutschen Volke hinterläßt. Das

Vertrauen, daß die Dynastie erworben hat, wird sich auf die Nation übertragen trotz allem, was dagegen versucht wird.

Die zweite Tatsache, in der Seine Majestät einen Trost in manchen schweren Schickungen empfand, war die, daß der Kaiser auf die Entwicklung seiner Hauptlebensaufgabe, der Herstellung und Konsolidierung der Nationalität des Volkes, dem er als deutscher Fürst angehört hatte — daß der Kaiser auf die Entwicklung, welche die Lösung dieser Aufgabe inzwischen genommen hatte, mit einer Befriedigung zurückblickte, welche den Abend seines Lebens verschönt und beleuchtet hat. Es trug dazu namentlich in den letzten Wochen die Tatsache bei, daß mit einer seltenen Einstimmigkeit aller Dynasten, aller verbündeten Regierungen, aller Stämme in Deutschland, aller Abteilungen des Reichstags dasjenige beschlossen wurde, was für die Sicherstellung der Zukunft des Deutschen Reichs auf jede Gefahr hin, die uns bedrohen könnte, als Bedürfnis von den verbündeten Regierungen empfunden wurde. Diese Wahrnehmung hat Seine Majestät mit großem Troste erfüllt, und noch in der letzten Beziehung, die ich zu meinem dahingeschiedenen Herrn gehabt habe — es war gestern —, hat er darauf Bezug genommen, wie ihn dieser Beweis der Einheit der gesamten deutschen Nation, wie er durch die Volksvertretung hier verkündet worden ist, gestärkt und erfreut hat.

Ich glaube, meine Herren, es wird für Sie alle erwünscht sein, dieses Zeugnis, das ich aus eigener Wahrnehmung für die letzten Stimmungen unseres dahingeschiedenen Herrn ablegen kann, mit in Ihre Heimat zu nehmen, weil jeder Einzelne von Ihnen einen Anteil an dem Verdienste hat, welches dem zugrunde liegt.

Meine Herren, die heldenmütige Tapferkeit, das nationale hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitssame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserem dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren, mögen sie ein unzerstörbares Erbe unserer Nation sein, welches der aus unserer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat! Das hoffe ich zu Gott, daß dieses Erbe von allen, die wir an den Geschäften unseres Vaterlandes mitzuwirken haben, in Krieg und in Frieden, in Heldennut, in Hingebung, in Arbeitsamkeit, in Pflicht-treue treu bewahrt bleibe.

*

Blattweiser*) der Namen und Sachen

- Mar** 31
ab 183—184
Abenteuerin 98
aberkennen 216
Ableitungen 95—98
Abfaß 321
Abſcheu 99
abſtürzen 210
Abteil 33
Adelsnamen 118
Adelung 13, 15, 20,
 21, 23, 24, 27, 28,
 29, 55, 56, 57, 124,
 141, 196, 204, 272,
 293
adlig(ich) 83
Admiral 114
Arme 109
Ahorn 40
an 68
alle 67, 154
allein 188
allenfalls 24
allaſſig 62, 131
allmählich 122
Almers 293
als 35, 185—187,
 259—262
als wie 187
altſprachlich(ig) 121
am 177, 179
am . . , den 180, 257
an 40, 177
Anakolut 311
Analogie 23, 130, 225,
 230
anbeſehlen 216
An Bord S. M. Schiff
 99, 101, 249
anders 150
anderthalb 153
anderweit 158 [83
andre, andere 12, 77,
anerkennen 212, 216
Anführungsſtriche 118,
 326
angehen 40, 267
Angel 18
Anhaltiner 53
anhero 39
anklingen 203
ankommen 267
anläßlich 181
anliegen 267
anmuten 267
Anordnung 338
anſcheinend 168
anſchneiden 70
anſtatt 175
anſtech(ſ)en 207
Anſwerfgehen 211
anvertrauen 216
Anzeigen 354
a part 131
apart 131
Apfelbaum 71
Apoſtroph, ſ. Häkchen
arg 68
Armer Sünder 95
Armuth 40
Arndt, E. M. 41, 109,
 357, 362
Athener 53
Atlas 113
auf 167, 177, 299
aufdrängen 199
auflegen 216
Aufklärung 70
aufmachen 168
aufn 179
aufrollen 70
aufß 177, 179
auß 177
ausgenommen 182
ausgeſchloſſen 70
Außkunſt 62
außlöſen 70
Außreiſe 57
Außruſſeichen 327
Außſageform 263 biß
 265
außer 172
Außere(s) 94, 124
Außſprache 79—82
Aysha 55
baden 198
Badfiſch 21, 61
Badenſer 53
bäder 166
balb(e) 166
Bär 102
Balkon 113
Ballon 113
bangemachen 267, 273
Barometer 115
Bartels 296
baß 39
Bauer 101
bay(e)riſch 78
Beamie(r) 95, 111
Beamtenſtil 132, 345
 biß 350
Beamtin 24, 95—96
beanſtanden 210
beanſpruchen 210
bedeuten 267
bedeutsam 69
Bedienter 21, 132, 135
bedingen 198, 222
beſehlen 198
Beſehlsform 220
begegnen 268
beginnen 57, 198
behende 158
behufß 182, 348
bei 13, 40, 181
beiläufig 69
beim 177
beinah(e) 168
Beiſaß 91, 257—263,
 320
Beiſtrich 113, 321
Beiſtrich Gedanken-
 ſtrich 327
Beiwort 13, 18, 20,
 31, 120—137
Bekanntin 96

- Beklagter 96
 beklagtisch 64
 belanglos 58
 Belegung 94
 belegen 59
 belichten 58
 beßen 198
 Benedix 81
 Bereich 99
 bereits 67
 bergen 198
 Berlinisch 79—80
 bersten 198
 beßeren 268 [217
 beschlagnahmen 210,
 beßigen 223, 249
 beßehen 231, 277
 beßmöglich 135
 Betonung 213
 betreffend 132—133
 Betrug 24
 betten 268
 Beugung 100—111
 (Hauptwort), 118,
 171, 195—217
 (Zeitwort), 326
 beunruhigen 212
 bevor 190
 bewegen 198
 bewehrdrücken 210
 bewerten 58, 69
 beziehungsweise 159
 Bezug 24
 bezüglich 132, 182, 348
 Bezugßätze 145, 148,
 312—314, 317
 Bilder 339—342
 Bild(n)er 95
 Binde-ß 18, 31, 68,
 72, 74—77
 Bindemort 185—194
 Bin-Form 237, 287
 bis 295
 binnen 172
 bis 172—173, 190
 bißher 168
 bißlang 168
 Bismard 13, 39, 49,
 57, 63, 85, 106, 157,
 201, 232, 258, 303,
 336, 357, 364 [73
 Bismardbefeldigung
 bißchen 154
 Blafen 67
 blasen 198
 blauer Pflaumenbaum
 22
 bleichen 198
 Blust 67
 Böden 108
 Börne 31
 Börsensprache 342, 353
 Bößewicht 111
 Böte 109
 Brahms 293
 Braten, Brate 17
 brauchen 50, 219, 221,
 263
 Bräutigam 112
 Bremenser 53, 78
 brennen 198
 Brentano 232
 Bröte 108
 Brunnen) 31
 Buch(Bücher)wart 71
 Büchmann 52
 Bühnenaußsprache 80
 bis 81
 Bürger 33, 200, 204,
 272
 Bürgerliches Geßeh-
 buch 22
 Burßch 107
 Café 54
 Campe 23, 56, 60
 Chamisso 109
 Chemiße Brieße 22,
 128
 Chor 99
 Claudius, M. 198
 Claufewiß 303
 dafür 164, 165
 damit 164, 165
 danach 148
 dank 182
 dann 164
 da(r)ohne 148
 daran 164
 darauf 164
 daraus 164
 Darbietung 62, 69
 darein 165
 darin 165
 Darlehn 94
 darnach 148
 darstellen 57, 69
 darüber 164
 darunter 164
 das (waß) 145—146
 daßig 131
 daß 321
 davon 164—165
 da — vor 56
 davor 165
 Degen 56
 Delbrück, S. 33
 dem iß 147
 dem fein 149, 311
 Dentwürter 336, 348
 denn 164, 187
 der 143
 derem 151
 deren 151
 derer 151
 derjcnige 149, 152
 derßelbe 18, 35, 138
 biß 142, 148, 159
 deßem 151
 deßßen 151
 deßßen (dem) ungeachtet
 deuchte 199 [166
 Deutßch, daß 102
 Deutßchin 96
 Deutßchfunde 23
 Deutlichkeit 42
 dezentralißen 210
 die 31, 53, 90
 die Herren Mitglieber
 108
 dießbezüglich 159, 348
 dieß, dießß 152
 dießer 156
 dießßeit(ß) 78, 181, 182,
 349
 diewellen 39, 56
 dingen 199, 200
 Dinger 107
 Dingwürter 335, 348
 Dirne 25
 Dißidentenantrag 254
 doch 187
 Doppelformen 93—94
 Doppelpunft 324
 doppelt 154

- dortig 158
 drängen 199
 Drangsal 99
 Drahtsprache 355
 drein 165
 dreschen 199
 drei, dreier 153
 dringen 199
 Dritte, der 155
 Drittfall 104—105
 dr'sell 140
 Duden 83, 84
 dünten 199, 268
 dürfen 219
 durch 173, 299, 131, 158
 durchbrechen 212
 durchdri(ä)ngen 199, 215
 durchgehen 213
 durchlesen 213
 durchschauen 215
 durchstoßen 212
 durchstreichen 212
 durste 238, 349
 —e (3. Fall) 104—105
 Ebers 156
 ehe 190
 eher 166
 Ehrung 69
 eidesstattlich 131
 eigenartig 69
 Eigennamen 87, 91, 103, 111, 116 (Mehrzahl), 117 bis 118, 121—122
 Eigenschaftswort, siehe Beiwort
 eignen 221
 ein 135
 ein (in der Aussageform) 263—265
 einander 145
 eindringen 199
 einschätzen 69
 Einschleßel (Vorwort) 297
 einsetzen 30, 57
 einst 167
 Einzahl 245—248
 Einzel(n)heit 77
 einzeln 158
 einzigst 135, 154
 Eisbein 22, 61
 eiteln, eitlen 11
 Eizen 352
 eifeln 268
 —el 124
 Elfaß 99
 —em 124
 empfehlen 200
 Engels, M. 352
 Engländerei 55
 entblößen 223
 entbrechen 223
 entgegennehmen 210
 entlang 174
 entmitten 211
 entmittelpunkten 210
 entsprechen 65
 —er 124, 129, 134
 erbleichen 198
 erblicken 222
 erfolgen 348
 erhältlich 131
 erheblich 69
 —erin 97
 erinnern 268
 Erkenntnis 40
 erkiesen 204
 Erlasse 109
 erlöschen 204
 erschrecken 206
 Erstaufführung 73
 erstaunen 222
 ersterer 155
 erstklassig 131
 erwägen 209
 erzählende Vergangen-
 heit 197, 277—284
 erzielen 58
 —es 103
 es 141, 147
 Eschenbach, W. von 271
 es hat 220
 essen 197
 —est 134
 etwa (in) 68
 etwaß 147
 euer, eurer 150
 eure, euer 85, 151
 Euter 99
 eventuell 62, 131
 Fahrgast 30, 33
 Fahrkarte 33
 Faktum 24
 Falsches Deutsch 8, 12, 14
 falten 200
 Farbenbeiwörter 125
 fassen 200
 faulzen 85
 fechten 200
 Fels 93
 fern(e) 56, 158, 166
 Fernrohr 107
 Fichte 361
 findig 31
 Fischer, W. 55, 162
 flechten 200
 Flidwörter 338
 fließender Stil 342
 Flügel 22
 folgen 241
 Fontane 201
 fort 161
 fragst 35
 Fräulein 40, 98, 99
 fragte 24, 35, 196, 200—201
 französischer Unterricht 22
 Freiheit 27, 28
 Freiheiten 343
 Freiligrath 207
 fremdsprachlich(ig) 121
 Fremdwörter (siehe auch Welscherei) 87 (Schreibung), 104, 112—117 (Beugung)
 Frenssen 293
 Freitag 33, 40, 170, 201, 234
 Friede(n) 93
 Friedrich der Große 84
 frieren 268
 frohe Botschaft 45
 frohlocken 214
 frug 24, 33—34, 196, 200—201
 früher 166
 Fünde 109
 Funke(n) 93
 fü(u)nfzehn 153

- fa(u)nfzig 153
 für 21, 173, 299
 Fürstreichskanzler 78
 fürtrefflich 39
 Fürwort 138—152,
 248, 312, 316
 gänzlich 158
 gären 202
 ganz ergebenst 19
 Ganze(s) 94, 124
 Gasometer 115
 Gastin 96—97
 gebären 202
 gebrauchen 221
 Gedanke(n) 98
 Gedankenstrich 326
 gebeißen 40
 gebietet 224, 231, 233
 Gefälle(n) 93
 Gefangenlager 71
 gegen. 170
 gegenseitig 145
 gegenüber 17
 gegenüber von 174
 Gehälter 13, 16, 100,
 107
 gehen 268
 gehuldt 233
 Geist 70
 Geißel 282
 Gelände 30
 Gelassenheit 94
 Gelehrte(r) 16, 95, 111
 gelehrte Laufbahn 22
 Gelehrtin 96
 gelernt 231
 Geliebte 24
 gelten 202, 268
 gemein 25
 Gemeinplatz 60
 gen 174
 General 114
 Genie 70
 Genz 308
 Gepflogenheit 57, 95
 gerade 11, 83
 geritten 232
 Germanisierung 68
 Germanistik 23
 gern(e) 166
 Geschlecht 68, 98—100
 Geschlechtswort 90 bis
 92, 152, 193
 geschickt 77
 Geschmack 108
 geschmeichelt 233
 geschwommen 232
 Gesandtin 96
 Gesicht 107
 gesinnt 202
 gesonnen 202
 gestanden 231
 gesund 133
 geteilte Ansicht 22
 getrauen 268, 274
 Gewalt 40
 Gift 100
 Glöckemeister 34, 157
 glatt 58
 Glaube(n) 93
 gleichförmig 131
 gleichgültig 84
 gleiten 202
 glimmen 196, 202, 203
 Goethe 11, 13 (bei),
 15, 17, 18 (Angel),
 25, 31, 33 (frug),
 36, 39, 40, 41, 44,
 60, 64, 65, 68, 72,
 79, 80, 82, 85, 94,
 95, 100, 106, 109,
 110, 111, 112, 116,
 122 (Beugung), 123,
 124, 125, 126 (Bei-
 wort), 127, 131, 134,
 146, 147, 150, 155,
 157 (. . . weise), 160,
 168, 169, 170 (statt),
 179, 183, 187, 190
 (und), 192, 200, 204,
 216, 217, 219—220,
 225, 226, (Mittel-
 wort) 227, 235, 239,
 243, 244, 248, 249,
 251, 256, 258, 260,
 262, 268, 269, 270,
 271, 272, 274, 277,
 279, 281—282 (Er-
 zählform), 289, 290,
 294, 302—303
 (Sagbau), 311, 313,
 330, 338, 347, 359
 Goetheaner 53
 Goetheforscher 73
 Goethisch 121
 Gottschee 18, 20, 21,
 27, 28, 55, 56, 57,
 59, 196, 204
 Grassmücke 22, 61
 grauen, grausen 269,
 274
 Gregorovius 357
 Griechische Frühlings-
 tage 22, 128
 griechischer Lehrer 22,
 45
 Grillparzer 149
 Grimm, J. 17, 18, 31,
 70, 71, 83, 141, 304
 groß 134
 größtmöglich 135
 gründen 277
 gruseln 269
 gü(t)lig 85
 gut 161
 Gupkow 170
 Gymnastiken 114
 haben 219, 223, 239
 bis 241
 Häkchen 86—87, 104,
 180, 220, 327
 Hälfte 344
 Hagestolz 61
 Hahn 22
 Halblehnwörter 52, 87
 Hallenser 53
 halten 203, 277
 Hand 70
 ha(ä)ngen 202—203
 handhaben 217
 Hapag usw. 55
 Harden, W. 76
 hasten 56
 hauen 196, 203
 Hauff 146 [273
 Hauptmann, W. 117,
 Hauptwort 84, 93 bis
 119, 218
 Hebel 40, 235, 279
 Hebel 284
 Hegellianer 53
 Heilige 96
 Heine 39, 106, 131,
 152, 170, 202
 24

- Heilige, A. 141, 177, 192, 234
 heißen (hissen) 68, 203, 219, 269
 Heizkörper 58
 Held 102
 helfen 197, 219, 269
 hängen 202
 her 35, 159—161
 herabgekommen 160
 herabgesetzt 160
 herabgewürdigt 160
 herablassen 160
 heran 160
 heraus 160—161
 Herausgeber 160
 Herder 15, 28, 41, 175, 227, 245
 Herr 108
 herum 163
 Herzöge 109
 heut(e) 166
 Heyse, B. 33, 56, 197, 201
 hie 167
 hienieden 167
 hierhin 160
 hievon 167
 Hildebrand, R. 41, 66
 Hilfe, Hülfe 77
 Hilfsmittel 356—357
 Hilfszettelwort 188, 234 bis 241
 hin 35, 159—161
 hinnen 160
 hinsichtlich 182
 Hirt(e) 93
 Hirschlag 73
 hochgradig 69
 höhere Mädchenschule 127
 hören 219
 Hoffmann, S. 355
 hoffnungsvoll 18
 Hofmannsthal 161
 Hohelied 95
 Hohepriester 95
 Hummer 110
 hundertjährig 120 bis 121, 155
 hundert(f)te 155
 hunderterste 155
 hundertundeine 153
 Hüste(n) 93
 ich 149, 353
 —ig (lich) 120—121, 167
 Ihr Fräulein Braut 99
 im 177, 179
 Immermann 112, 217
 Imperfektum, f. erzählende Vergangen-heit
 —in 97, 178
 in aller Herren Län-der 170 [211
 Inaugenscheinnahme indem 187
 innegehabt 232
 Innere(s) 94, 124
 ins 177
 Inversion, f. Umkehr-
 irgend 167
 —isch 63, 121, 134
 Italiensche Reise 46
 —jährig 155
 Jean Paul 18, 31, 76, 224, 235, 340
 jedenfalls 24
 jemand 147
 Jenaer 53
 Jenenser 53
 jener 69, 149, 156
 jenseit(s) 78
 Jetztzeit 77
 Junggefell 21
 Käse 102
 Kästen 108
 Kalbsleber 18
 Kalbsleder 18
 Kant 303
 Kanzleistil, f. Amtsstil
 Karthager 53
 Kaufmannstil 135, 351 bis 355
 kaumig 59
 keifen 203
 keinenfalls 24
 keinenwegs 24
 Keller, G. 40, 65, 67, 216, 255, 274, 279, 298
 Klautschou 81
 kiesen 204
 Kilometer 115, 256
 klarmachen 210
 klarmachen 30
 Klassiker 39—41, 44
 kleiden 25, 269
 Kleinkinderbewahran-
 stalt 71
 Kleinod 110
 Kleist, F. v. 40, 270, 279
 klommen 196, 203
 klängen 203
 klipp und klar 14
 Klopstock 18, 123, 274, 279
 kneifen 204
 kneipen 204
 kömmt, kömmt 20 bis 21, 204
 können 219
 Können, das 30, 57, 59, 218
 Kollo 38
 kolossal 336
 Komma 113, 321
 kommen (mich) 25, 270
 Konjunktiv, f. Selb-
 Form
 Korken 110
 kosten 25, 269
 Krägen 108
 Krieg 70
 kündigen . . 271
 führen 204
 Kundin 97, 245
 Kunst 70
 Kurz, S. 290
 Laden 204
 Lächse 109
 Läger 108
 längs 174
 Land 70
 Landkarte 72
 langjährig 120, 129
 Langweile 95
 lassen 197, 271
 laut 174
 lebenslängliches Budt-
 haus 129

- Lebe(n)lang 95
 Lebewesen 57
 Lehen 94
 Lehnwörter 52
 lehren 271
 Leibesform 220
 Lenau 149
 lernen 219
 lesen 197
 Lessing 13, 15, 20
 (kömmst), 22, 29,
 31, 40 (lehren), 42,
 56, 65 (Bescherel),
 70, 80, 94, 106,
 127 (Beiwort), 131,
 148, 154, 156, 157,
 169, 170, 175, 234
 bis 235 (Hilfszeit-
 wort), 243, 247, 251
 (Zweitfall), 253, 264,
 271, 279, 302, 339,
 353, 358
 lesterer 35, 155
 Leutnant 115
 —lich (ig) 120—121,
 167
 Licht 107
 Liebe 70
 Liebediener 18
 Liebedienersich 18
 Liebesdienst 18
 Liebeslust 18
 Lieblosen 212, 215
 lie(u)berlich 77
 Liltencron 225, 340
 links 182
 Litter 115, 256
 Lobpreisen 196
 Löfchen 204
 Logik 21—22, 46, 74,
 173, 225
 Lohn 100
 lohnen 272
 Lorbe(er) 84
 Losvontrombewegung
 71
 Ludwig 3. 239
 Lump 107
 Luther 17, 20, 40, 65
 (Mundart), 75, 94,
 100 (Teil), 106, 140,
 168, 192, 200, 217
 (zusammengesetztes
 Beiwort), 218, 219,
 232, 235 (Hilfszeit-
 wort), 243, 249,
 268, 271, 304, 349
 (Beiwort)
 Lutheraner 54
 machen 272
 MACHENSCHAFT 66
 Mägen 108
 Märtyrin 97
 Major 115
 Mafel 40
 mal 343
 malen 204
 mahlen 204
 man 66, 148
 mang 67
 mangels 188
 Mann 108
 Marschall 25
 Mast 111
 Maße (Beugung) 101
 Maßwörter 255—257
 Matthias, Th. 32, 141,
 234, 270
 Maulwurf 21
 mehr, mehrere 134, 154
 mehrest 156
 Mehrzahl 105—112,
 113—117 (Fremd-
 wörter), 221, 245
 bis 248
 mein 68, 151
 meist 156
 melten 204
 Menschentum 31
 Meter 115, 256
 Meyer, C. F. 154
 minderwertig 58, 69
 Minor, J. 31
 mißachten 215
 mißbilligen 215
 mißbrauchen 215
 mißdeuten 215
 missen 197
 mißfallen 215
 mißtrauen 215
 mißverstehen 216
 mit 174, 299
 mithin 167
 mittels(st) 174
 m(M)ittwoch(s) 167
 Mittelwort 133, 134,
 219, 224—234, 308
 Modewörter 62, 69 bis
 70, 71, 334
 Möbel 110
 mögen 238
 möglich 135
 möglichst 135 [292
 Mörike 41, 150, 235,
 Moltke 13, 49, 57, 157,
 182, 315, 338, 357,
 Moment 116 [368
 monatlich(ig) 121
 Monatsnamen 102
 Monolog 116
 Morgen 110
 morgendlich 131
 mergig 131
 Motor 38, 115
 Mühsal 99
 Müllenhoff 31, 47
 Münster 100
 müssen 219
 Muskel 72
 Mund 109
 „Mundart“ 61
 Mundart 23, 38—39,
 64—69
 Mundt, Th. 308
 Muttern, die 109
 Mutters, Muttern 39,
 104
 nach 175
 Nachbar 16, 101
 nachbörlich 131
 nachdem 69
 nachahmen 273
 nachklappen 216
 Nadelholz 72
 nächst 175
 nahe 158, 182
 —nahme 73, 349
 Name(n) 93
 namens 183
 naschen 197
 nasführen 212
 natürlich 159
 natürliches Geschlecht
 242—245
 24*

- naturgemäß 58, 159
 'naus 159
 nebig 131
 Nerv 116
 Neubildung 57, 59,
 62—63, 70, 73,
 210—211
 neuerdings 167
 Neuorientierung 62
 Neusprachler 62
 Nibelungenlied 243,
 271
 nicht? 169
 nicht 168—169, 190
 bis 191
 nicht nur, sondern auch
 247
 Nichtraucher 33
 Niederdeutsch 38—39,
 64—65, 76, 111
 niemand 147, 150
 niesen 205
 Nießsche 357
 nirgend(s) 167
 nördlich 182
 Novalis 44
 nützen 222, 274
 nur mehr 69
 nützen 222

 ob 175
 obenhin 167
 Obers 66
 Oberst 101
 obig 131, 158
 obgleich 166
 obliegen 212, 216
 öffnen 168
 öfter 131, 158
 Österreich 13, 68—69,
 76, 141, 149, 175,
 offen 167 [274
 offenbaren 205
 offensichtlich 30
 ohne 11, 40, 148, 166,
 170
 ohnedem 166
 ohnehin 31, 167
 Ordnungszahlen 155
 Offa 117
 Ofried 44
 Paar 154, 248
 paar 154, 248
 Pantoffel 110
 Parthenon 117
 Pastor 115
 Patriotismus 63
 Paulus 38
 Peloponnes 117
 Pennäleret 53
 Perfektum, f. voll-
 bete Vergangenheit
 Periode 116
 Pfennig 108
 pflegen 205
 ph (f) 87
 philosophische Doktor-
 würde 22
 Pilatuslied 44
 Plan 109
 Platen 108
 Pleonasmus, f. über-
 flüssigkeit
 Pommeraner 58
 Porträt 116
 preisen 196, 200
 Premiere 73
 Primat 116
 Prinzregent (=gemahl)
 73
 „Provinzialismus“
 64
 Psyche 36
 Püdlerei 58
 Punkt 321
 punkten 210
 Punktstrich 324
 Puristen 52

 quellen 205, 206
 Quintilian 333
 Raabe 268, 279
 radebrechen 207
 Radler 63
 rächen 196, 205
 raten 205
 ratschlagen 207
 Rathaus 18
 Rathsherr 18
 Raub 24
 rauchschwaches Pulver
 22
 Räumlichkeiten 33
 'raus 159
 Rechenheft 71
 rechts 182
 Rechtschreibung 11, 88
 bis 99, 132
 Rede 56
 Redacteur 60
 regieren 266
 Reichthum des Deut-
 schen 7
 Reinsfall 160
 reisen 197
 reißen 197
 Reitende Artillerie-
 ferne 125—127
 reizen 197
 —erin 97
 Reservoir 116
 Rhone 117
 richtigstellen 210
 richtiges Deutsch 8, 12,
 14, 27—28
 riechen 205
 Rindsleder 18
 römische Kaisergeschich-
 te 22
 Röntgenstrahlen 73
 Roethe 63—64
 Rohr, Röhre 107
 Rosegger 216
 rück— 71
 rückbezügliche Bettwör-
 ter 228
 Rückert 24, 106, 109
 rückständig 58
 rufen 274
 ruhte 18

 —s 18, 31, 68, 72,
 74—77, 94, 103,
 111, 115, 118, 167
 sächsisch 80
 Sä(e)del 85
 säugen 205
 Samstag 66
 Sanders 20, 161, 234
 Sarg 100
 Sargbau 242, 301 bis
 320, 342
 Sargbruch 311
 Sarggefüge 242—300

- Satzzeichen 321—327
 Sau 107 [127
 Sauregurkenzeit 95,
 saugen 205
 Schachtelung 41, 306 ff.
 Schade(n) 93
 Schafleber 18
 schaffen 205
 schallen 196, 205
 Schatte(n) 93
 schaudern 274
 Scheffel 33, 40, 201,
 247, 283
 scheinbar 168
 Scherer 139
 Schiffsnamen 53, 98
 Schiller 13, 15, 17, 21,
 31, 33 (frug), 36, 40,
 60, 67, 79, 80, 94,
 95, 109 (Plan), 111,
 112, 117, 136, 145,
 147, 150, 163 (fel-
 ten), 164, 175, 177,
 180, 183, 190 (und),
 192, 200, 202, 208,
 209, 219, 230, 232,
 235, 239, 245, 246
 bis 247, 249 (Frei-
 heiten), 251, 256,
 262, 268, 270, 272,
 279, 281—282 (Er-
 zählform), 284, 293,
 302—303 (Sap-
 bau), 312, 338, 360
 Schillerdenkmal 73
 Schlegel, H. W. 109,
 117, 232
 schlechtthinnig 131, 158
 Schleiermacher 131,
 158
 schleifen 206
 Schlucht 39
 Schmant 66
 Schmieden 67
 schmelzen 206
 Schmitt, G. 31, 90, 225
 Schmitt, J. 176
 schrauben 196, 206
 schön 161
 Schopenhauer 32, 51,
 235, 239, 250, 262,
 278, 303, 338
 Schottel 18
 schrauben 206
 schrecken 206
 Schreibstil 336
 Schrift (Druck) 87—88
 Schriftleiter 60
 Schriftsteller 61
 Schröder 141
 schultisch 64
 schwache Beugung 122
 bis 124, 195—217
 schwären 206
 Schweinsleber 18
 Schweißerisch 65, 67,
 98, 100, 209
 schwellen 206, 207
 schwimmen 197, 207
 schwören 207
 sech(s)zig 85, 153
 sech(s)zehn 85, 153
 sehen 219, 222
 Sehnsucht 105
 Seidl 141
 Sei-Form 197, 237,
 286, 287—295
 fein (Beiwort) 151
 fein (Beiwort) 229 bis
 233, 239—241
 seinerzeit 245
 seitens 180—181
 seither 168
 seit's 181, 348
 selbst, selber 144, 262
 selbstredend 14
 selten 35, 158, 161 bis
 163
 sel. Witwe 127
 senden 207
 seufzen 207
 Seume 248
 sich 144—145, 229,
 Siebs 80 [336
 siebte, siebente 153
 sieb(en)zig 153
 sieben 207
 Silberhochzeit 73
 singen 207
 Sinn, Fügung nach
 dem 245, 343
 sintemalen 39, 56
 so 148
 Sofa 114
 sofortig 158
 solange 190
 solcher 144
 Sommerfrischler 63
 sonstig 60
 sowohl als auch 247
 spalten 207
 Spargel 110
 Spate(n) 93
 Speisefarte 72
 speisen 197, 207
 Spielhagen 189, 275
 Spitzenbestimmung
 193
 Sprachgebrauch 15, 16,
 18, 21, 22, 31, 37,
 49, 64
 Sprachgefühl 19—20,
 21
 Sprachgeschichte 17
 Sprachmeisterer 7, 10,
 12, 20, 21, 26, 27,
 28, 33, 45, 48, 56
 bis 64, 65, 74, 81,
 128, 196, 218, 224,
 230, 257, 279,
 287 ff., 343
 Sprachrichtigkeit 329
 sprießen 207
 st (Ausdrücke) 80
 starke Beugung 122 bis
 124, 155, 195—217
 starker Ejjer 22
 statt 130, 175
 stattgefunden 232
 stattgehabt 232
 staunend 227
 stechen 207
 stecken 207
 stehen 197, 208
 Stelgerung 133—137
 sterben 197
 steuern 274
 Steuerung 253
 stieben 208
 Stiefel 16, 110
 Stifter 106
 Stil 328—355
 stinken 17
 Stirn(e) 93
 Stopfstil 41
 Storm 33, 201, 279

- Straftat 80, 57
 Straßennamen 73, 86
 Strauch 110
 Strauß, D. Fr. 158, 357
 studiert 224, 231
 Stücker 153
 stunde 197, 208
 südlich 182

 tabellos 70
 Täge 108
 Tagblatt 74
 Taglohn 74
 taten 205
 Tatsache 24
 tausendundeine 153
 Teil 100
 teils — teils 247
 Teilungsfall 256
 Telefon 116
 Tempus 113
 Tenor 114
 Thalia 81
 Thema 38, 113
 Thermometer 115
 Tiber 117
 Tintenfaß 72
 Titel (Beugung) 101,
 Traub 49 [118]
 trauen 274
 treffen 208
 Treffsicherheit 32
 Treitschke 30, 49, 124,
 157, 357
 triefen 196, 208
 Trimbarg 66
 Triumphvirat 116
 Trost 24
 Trottoir 116
 trotz 175, 182
 trotzdem 166
 Trübsal 99
 Trupp 112
 Türe 68, 93
 tun 219
 tunlich 132

 U-Boot 55
 über 69, 175, 177, 299
 überall 68
 überanstrengen 212
 überessen 208
 überfahren 212, 214
 überflüssigkeit 337, 353
 überführen 212
 überm 177
 übers 177
 überschme(ä)nglich 85
 übersee 57
 übersezen 212, 214
 übersiedeln 212—214
 übertreten 215
 Umland 251, 271, 332
 umgehen 215
 umgürten 215
 umher 163
 Umkehr nach Und 191
 bis 193
 Umlaut (Mehrzahl)
 108
 Umstandswort 13, 130
 bis 131, 157—169,
 180—184, 318
 (Stellung)
 um zu 189—190
 und 18, 35, 50, 185,
 191—193, 247, 328
 und so 185
 unentwegt 70
 unfern 182—183
 ungebeichtet 232
 ungebetet 232
 ungefähr 158
 ungefrüßfrüdt 232
 ungegessen 232
 Ungeßüm 100
 ungetrunken 232
 ungewaschen 232
 ungleich 167 [33]
 unlautrer Wettbewerb
 unser, unserer 150
 unsre, unsere 12, 77,
 151
 unter 299
 unterbreiten 215
 unterlaufen 212
 unterschlagen 215
 unterstehen 274
 Untersireichung 149,
 327
 unbergleichlich 167
 unweit 175, 182 bis
 183
 unwidersprochen 233

 v (Ausssprache) 81
 Valentin 9
 Venizelos 54
 verabsolgen 212
 verantworten 210
 verbleichen 198
 verdanken 340
 verderben 197, 206,
 208
 vergessen 13, 25, 69,
 274
 vergnügt 67
 vergönnen 67
 Verhältniswort (s. auch
 Vornwort) 170, 296
 vermitteln 211
 vermittlungspunkten 210
 vermittelt 174
 Verneinung 168
 versagen 209
 versichern 274—275
 verständigen 69
 verbollständigen 210
 Verwandtin 96
 verwünschen 209
 viel 154
 vielmehr 58
 Vischer 65, 357
 völkisch 63
 Vogelbauer 100
 voll 125
 vollendete Vergangen-
 heit 277—284
 voll und ganz 14, 70
 vom 177
 von 13, 183, 250
 von seiten 347
 von wegen 176
 vor 173, 299—300
 voraufgehen 58
 vorbestraft 58
 vorenthalten 216
 vorhanden 158
 vorher(ig) 158
 vorherin 167
 Vorrebnner 31, 57
 vore 177
 Vorvergangenheit 285
 Vornwort 43, 170 bis
 184, 296—300
 Voß, J. F. 18, 31, 56,
 109

- Bachstöbchen 73
 Badernagel 36
 Bagen 108
 bagen 13, 209
 während 166, 170, 171, 176, 188
 wärfe 17, 197, 209
 Wässer 108
 Wagner, R. 79
 Wagnerianer 53
 Wagnerverehrer 73
 Wagnut 74
 Wais 100
 wann 164, 189
 Wartsaal 68, 74
 warum 165
 was (das) 145—146, 147, 164
 waschen 197
 was für 45
 waser 17
 Wasser(s) not 76
 Waterkant 68
 weben 196, 209
 weder — noch 247
 weg 161
 wegen 170, 171, 173, 175, 176, 182, 299
 weiblicher Unterricht 129
 weil 56, 187
 —weise 13, 34, 130, 157—159
 weisen 197, 200
 weiß(h) machen 85
 weißen 197
 welcher 18, 142—144, 323
 Weischerei 23, 33, 35
 bis 38, 43, 46, 48
 bis 49, 51—55, 61, 63, 66, 73, 88—89, 329—332, 345 bis 347, 351—352, 354
 Welmaraner 53
 wenden 209
 wenig 154
 wenn 35, 148, 164, 188, 288
 Werdegang 30, 57
 werfen 197, 209
 werten 58
 weshalb 166
 weffen 147
 weßwegen 166
 wie 35, 165, 185—187, 247, 259, 261
 wiederholen 215
 Wiederholung 338
 wiegen 13, 209
 Wieland 56, 65, 70, 243
 wießo 165
 wieviel(e) 155
 wievielte 155
 Wildenbruch 111
 Wille(n) 93
 willfahren 217
 Wilmanns 308
 Windelmann 85
 winken 209
 wir Deutsche(n) 16, 50, 106
 wirklich 67
 wißchen 197
 Wissen, daß 30, 57, 59, 218
 Wissenschaftler 62
 wo 163—164, 314
 wofür 164, 313
 Wollen, daß 58, 218
 wollen 219, 238
 womit 165
 woran 164, 313
 woraus 164, 313
 worden 237—238, 284
 worein 165
 worin 164, 165, 313
 worum 146—147
 worunter 164, 313
 Worte, Wörter 107
 Wortform 51—78
 Wortschab 51—78
 Wortstellung 315—320
 worwegen 166
 wovon 147, 164, 313
 wünschen 209
 würde 35, 188, 295
 würf 17
 Wurft, Wurſcht 39
 Wustmann 13, 15, 17, 24, 27, 28—30, 31, 33, 42, 48, 57—58, 60—63, 69, 71, 72, 124, 141, 143, 161, 234, 236, 278—279, 297
 Zahlwort 153—156
 Zahlzeichen 89
 Zeh(e) 100
 Zeichenheft 71
 Bettenfolge 286
 Zeitungssprache 19
 Zeitwort 195—241, 266—295, 310, 318 (Stellung)
 zentralisieren 210
 Zepier 116
 zerfallen 58
 Zierat 100
 Ziffern 156
 Zischlaute (Zeitwörter mit) 197
 Zitateles 52
 Zölibat 118
 zu 176, 189, 190, 219, 227, 323
 zufolge 176
 zufrieden 158, 159
 zu Hause 300
 zuig, zune 131, 158
 zum 177
 zumal 166
 zur 177, 300
 Zusammensetzung 43, 70—77 (Hauptwort), 85, 136 (Beimwort), 210 bis 218 (Zeitwort), 318
 zuwider 131
 zwecks 183, 348
 zween 154
 zwei, zweier 153
 zweieinhalb 153
 zweifelsohne 167
 Zweitfall 102—104, 249—254, 266—267
 Zwiebad 110
 zwischen 176
 zwao 154

